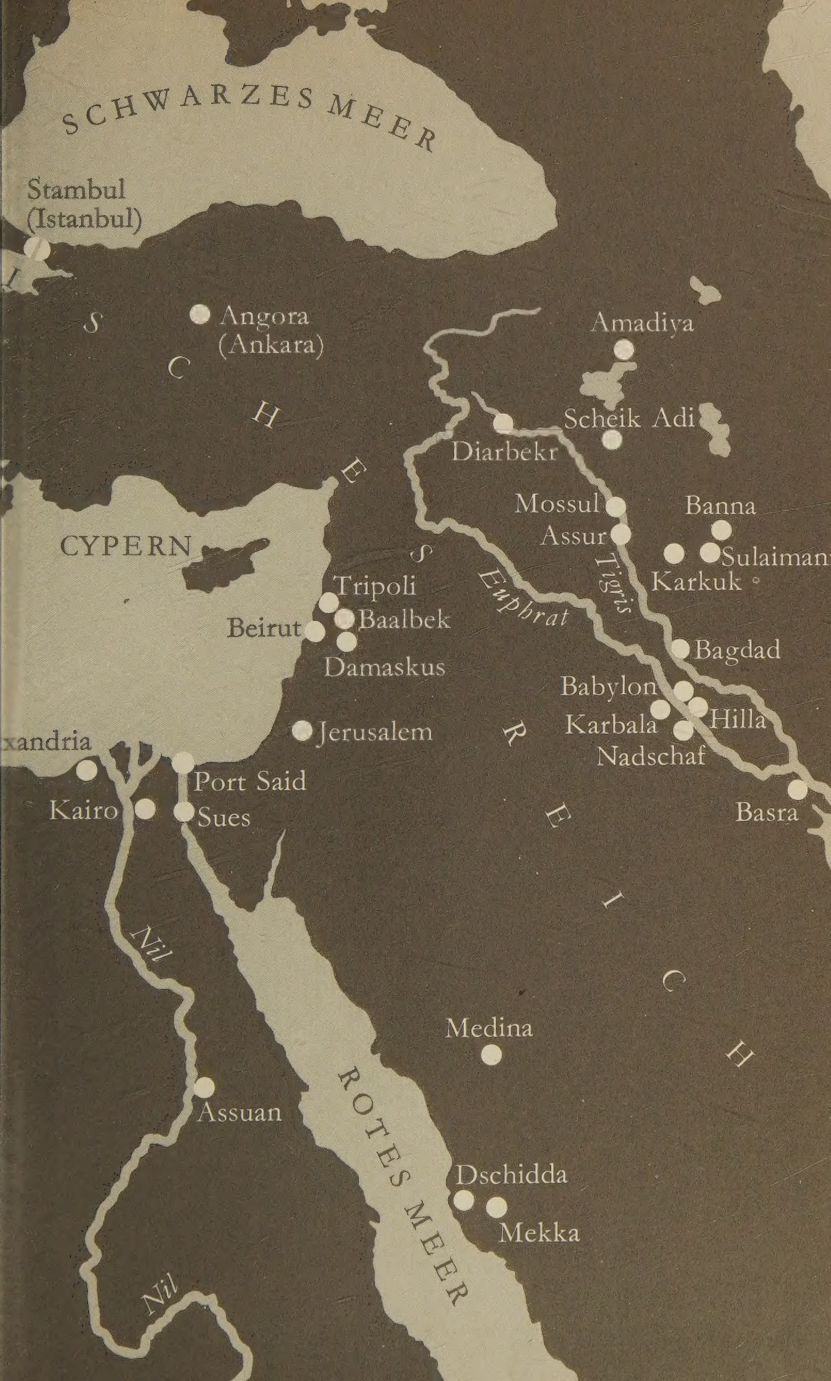
ADRIATISCHES MEER
KORSIKA
SARDINIEN
SIZILIEN
Tunis
Schott
Al-Dscherid
Tripolis
KRETA
MITTELMEER
Kufra-Oasen
A F R I K A
Dschnibasch
Sofia
Üsküb
Ostromdscha
Melnik
Skutari
Saloniki
Athen
Edir


SCHWARZES MEER
Stambul
(Istanbul)
Angora
(Ankara)
Amadiya
Scheik Adi
Diarbekr
Mossul
Banna
Assur
Sulaiman
Karkuk
CYPERN
Tripoli
Baalbek
Beirut
Damaskus
Euphrat
Tigris
Bagdad
Babylon
Karbala
Hilla
Nadschaf
Jerusalem
Port Said
Kairo
Sues
Basra
Nil
Medina
Assuan
ROTES MEER
Dschidda
Mekka
Nil

Karl May IN DEN SCHLUCHTEN DES BALKAN

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/karlmayindenschl0000unse

Karl May

IN DEN SCHLUCHTEN DES BALKAN

Im Bertelsmann Lesering

Nach der 1892 erschienenen Erstausgabe
neubearbeitet von Peter Korn.
Mit Anmerkungen und einem Nachwort versehen
von Dr. Wilfried Nölle

© 1964 by Bertelsmann GmbH.
Ausstattung und Illustrationen Heiner Rothfuchs
Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh
Printed in Germany, Buch-Nr. 1890

1 *Auf Verfolgungsjagd*

Ich hatte mit Halef, Omar und Osko in Begleitung der drei Polizisten Adrianopel verlassen. Wir waren noch nicht lange geritten, da hörten wir Hufschlag hinter uns. Als wir uns umdrehten, entdeckten wir einen Reiter, der uns im Galopp einzuholen versuchte. Wir zügelten unsere Tiere, um ihn heranzulassen. Bald erkannten wir Malhem, den Türhüter Hulams. Er ritt ein schwerbepacktes Pferd, von dem er absprang, als er uns erreicht hatte.
»Salam!« grüßte er kurz.
Wir erwiderten diesen Gruß. Auf unsere fragenden Blicke erklärte er mir:
»Verzeih, Effendi, daß ich euern eiligen Ritt unterbreche! Mein Herr befahl mir, euch zu folgen.«
»Weshalb?« fragte ich.
»Ich soll euch dieses Pferd bringen.«
»Was hast du aufgeladen?«
»Lebensmittel und andere notwendige Dinge, die ihr bestimmt brauchen werdet.«
»Wir sind schon für mehrere Tage eingedeckt!«
»Mein Herr hält es für möglich, daß die Leute, die ihr verfolgt, von der Straße abweichen. Wenn sie sich in die Berge zurückziehen, findet ihr nur Futter für die Pferde, für euch aber nichts.«
»Dein Herr ist gütig. Aber dieses schwerbepackte Pferd würde doch unseren Ritt nur verlangsamen!«
»Ich habe es euch gebracht, weil ich gehorchen muß. Bleibt gesund, Allah gebe euch eine gute Reise!« Bei diesen Worten warf Malhem dem Pferd die Zügel über den Hals, drehte sich um und rannte zurück nach Edirne, so schnell er konnte.
Sofort warf Halef sein Pferd herum, der Stadt entgegen, und fragte:
»Soll ich ihm nachreiten, Sihdi?«
»Wozu?«
»Ich will ihn festnehmen und herbringen, damit er deinen Willen erfährt!«
»Nein, laß ihn gehen. Wir dürfen keine Zeit verlieren.«

»Was wird in den Decken und Matten auf dem Gaul verpackt sein?«

»Das will ich jetzt gar nicht wissen. Wir werden heute abend nachsehen. Nimm das Pferd am Zügel. Vorwärts!«

Der unterbrochene Ritt wurde fortgesetzt. Ich setzte mich an die Spitze, die andern folgten. Das geschah, weil ich nach Spuren suchen mußte, obwohl es ziemlich aussichtslos war, welche zu finden.

Der Weg war leidlich belebt, obwohl es sich nicht um eine richtige Straße handelte. Der kleine Hadschi hatte recht gehabt, als er sagte, daß hier die Fährte eines Verfolgten nicht so leicht zu entdecken sein würde wie in der Sahara. Darum richtete ich mein Augenmerk auch nicht auf den Weg, sondern auf dessen Rand. Solange mir die Spuren nicht verrieten, daß drei Reiter von unserer Richtung abgewichen waren, konnte ich ziemlich sicher sein, daß wir die Gesuchten vor uns hatten.

Es begegneten uns Reiter, schwerfällige Wagen und Fußgänger, aber ich sprach niemand an. Da die Flüchtlinge schon am vorigen Abend hier geritten waren, konnte keiner der uns Entgegenkommenden sie getroffen haben.

Auch an den kleinen Häusergruppen, an denen wir vorbeiritten, hielt ich nicht an, da hier keine Wege abzweigten, die Barud Al-Amasat hätte einschlagen können. Aber als wir eine kleine Ortschaft erreichten, von der einige Pfade zur Seite führten, hielt ich an und fragte den ersten, den ich traf:

»Salam! Gibt es in diesem Dorf, das Allah segnen möge, vielleicht einen Bekdschi, einen Nachtwächter?«
Der Angeredete trug einen riesigen Säbel, einen Sarraß, an der Seite, einen fürchterlichen Knüppel in der Rechten, hatte über den Fes ein Tuch geschlagen, dessen Farbe man vor lauter Schmutz nicht mehr erkennen konnte, und ging barfuß. Er besichtigte mich eine ganze Weile und schickte sich dann an, diese eingehende Betrachtung auch den andern zuteil werden zu lassen.
»Nun?« bemerkte ich ungeduldig.
»Geduld, Geduld!« antwortete er.
Er stützte sich auf seinen Stock und begann die Gestalt des kleinen Hadschi einer eingehenden Besichtigung zu unterziehen. Halef aber langte zur Sattelöse, zog seine Peitsche hervor und sagte:
»Kennst du vielleicht dieses Ding hier?«
Der Mann warf sich in Positur, griff an den Säbel und antwortete:
»Kennst du das hier, Kleiner?«
Kleiner! Kein anderes Wort hätte Halef so unsagbar beleidigen können. Er holte zum Schlag aus. Aber ich drängte rasch mein Pferd zwischen ihn und den Bedrohten und warnte:
»Keine Übereilung, Halef! Er wird mir meine Frage schon beantworten.«
Ich zog ein paar Münzen aus der Tasche, zeigte sie dem Sarraßträger und wiederholte:
»Also, gibt es hier einen Bekdschi?«
»Gibst du mir das Geld?« fragte er.
»Ja.«
»Dann her damit!« Er streckte die Hand aus.
»Erst die Antwort!«
»Ja, es gibt einen Bekdschi. Aber nun gib mir das Geld!«
Es waren nur einige kupferne Parastücke.
»Hier hast du!« sagte ich. »Wo wohnt der Bekdschi?«
Er steckte das Geld ein, zuckte die Achseln und fragte grinsend:
»Bezahlst du diese Frage auch?«
»Ich habe dich schon bezahlt!«
»Für die erste, aber nicht für die zweite Frage.«
»Gut, hier hast du noch zwei Fünfparastücke! Also, wo wohnt der Bekdschi?«

»Dort im letzten Haus«, antwortete der Mann und zeigte auf ein Bauwerk, das nicht einmal die Bezeichnung Hütte, sondern nur den Namen Stall verdiente.
Wir setzten uns in der angegebenen Richtung in Bewegung. Als wir die baufällige, einstöckige Wohnung erreichten, stieg ich vom Pferd und ging zu dem Loch, das als Ein- und Ausgang diente. In diesem Augenblick trat eine Frau heraus, die durch den Hufschlag unserer Pferde hervorgelockt worden war.
»Wai! Atsch gösünü – o weh! Schließ deine Augen!« rief sie und trat schnell zurück.
Ihr Gesicht war nämlich nicht verschleiert. Auch sie ging barfuß. Ihr Körper war in ein altes, zerfetztes Tuch gehüllt, und ihr Haar sah aus, als sei ihr Scheitel eine Filzfabrik. Seit Monaten schien ihr Gesicht nicht mehr mit Wasser in Berührung gekommen zu sein.
Ich glaubte schon, sie werde sich nicht wieder sehen lassen. Aber nach einigen ungeduldigen Ausrufen kam sie doch wieder zum Vorschein. Sie hielt den Boden eines zerbrochenen Korbes vor ihr Gesicht. Durch die Ritzen des Weidengeflechts konnte sie uns sehen, ohne daß es uns möglich war, uns ihrer Schönheit zu erfreuen.
»Was wollt ihr?« fragte sie.
»Hier wohnt der Bekdschi?« erkundigte ich mich.
»Ja.«
»Du bist seine Frau?«
»Ich bin seine einzige Frau!« antwortete sie mit Nachdruck, um anzudeuten, daß sie das Herz ihres mitternächtlichen Paschas ganz allein besaß.
»Ist er daheim?«
»Nein. Er ist ausgegangen.«
»Wohin?«
»Er wandelt auf den Wegen seines Amtes.«
»Es ist doch nicht Nacht!«
»Er wacht nicht nur des Nachts, sondern auch am Tag über die Untertanen des Padischah. Er ist nicht nur Bekdschi, sondern auch Diener des Kahya, dessen Befehle er ausführen muß.«
Kahya heißt der Ortsvorsteher. Da fiel mir der Mann ein, mit dem wir vorhin gesprochen hatten. Ich drehte mich um, und richtig, da kam er langsam und stolz auf uns zugeschritten. Das war

mir denn doch zuviel. Ich setzte eine finstere Miene auf und ging ihm einige Schritte entgegen.
»Du selbst bist der Bekdschi?« fragte ich ihn.
»Ja«, erklärte er selbstbewußt.
Hadschi Halef Omar bemerkte, daß meine gute Laune entschwunden war. Er lenkte sein Pferd hart an den Wächter der Nacht und des Tages heran, wobei er mich fest im Auge behielt. Ich wußte, was er wollte, und nickte ihm bejahend zu.
»Warum hast du das nicht gleich gesagt, als ich vorhin mit dir sprach?« fragte ich.
»Ich hatte es nicht nötig. Hast du noch Geld?«
»Genug für dich. Ich werde dich für alle weiteren Fragen gleich vorausbezahlen.«
Ein Wink von mir, und die Peitsche des kleinen Hadschi klatschte auf den Rücken des Wächters der Untertanen des Padischah nieder. Er wollte zurückspringen, aber der kleine Hadschi hatte sein Pferd so sicher zwischen den Schenkeln, daß er den Mann an die Wand drängte und ihm immer neue Hiebe zuteilte.
Der Bekdschi dachte gar nicht daran, von seinem Sarraß oder dem Knüppel Gebrauch zu machen. Er schrie in allen Tonarten, und sein ›einziges‹ Weib stimmte ein. Dabei vergaß sie, den Boden des Korbes vor dem Gesicht zu behalten. Sie warf den Bewahrer ihrer weiblichen Würde im Gegenteil sogar weit von sich, sprang zum Pferd des Hadschi, faßte es am Schwanz, zerrte aus Leibeskräften und schrie dabei:
»Wai baschina, wai baschina! – wehe dir, wehe dir! Wie kannst du den Diener und Liebling des Padischah beleidigen? Zurück, zurück! Bre bre, he he – zu Hilfe, zu Hilfe!«
Auf dieses mit kreischender Stimme ausgestoßene Geschrei wurde es vor den Türen der Häuser und Hütten lebendig. Männer, Frauen und Kinder kamen angelaufen, um nach der Ursache des Lärms zu forschen.
Ich gab Halef einen Wink, mit dem Schlagen aufzuhören. Er gehorchte. Der Nachtwächter mochte zehn bis zwölf kräftige Hiebe bekommen haben. Er ließ seinen Knüppel fallen, zog den Säbel aus der Scheide und rieb sich mit der linken Hand den Rücken.
»Kerl! Was hast du gewagt!« zeterte er. »Soll ich dich um einen Kopf kürzer machen? Ich werde die ganze Gemeinde auf dich hetzen und dich von ihr zerreißen lassen!«

Halef nickte lachend. Er wollte antworten, kam aber nicht dazu, denn ein Mann drängte sich durch die Zuschauer und wandte sich mit der barschen Frage an mich:
»Was geht hier vor? Wer seid ihr?«
Vermutlich hatte ich den hohen Herrn Ortsvorsteher vor mir; trotzdem fragte ich:
»Wer bist du denn?«
»Ich bin der Kahya dieses Dorfes. Wer gibt euch das Recht, euch an meinem Polizisten zu vergreifen?«
»Sein Benehmen gibt uns das Recht.«
»Wieso?«
»Ich verlangte Auskunft von ihm, und er verweigerte sie mir. Er möchte, daß ich ihm jede Antwort einzeln bezahle.«
»Er kann seine Antworten verkaufen, so teuer er will.«
»Und ich kann sie so hoch bezahlen, wie ich Lust habe. Jetzt hat er den Lohn voraus, und nun wird er mir antworten müssen.«
»Kein Wort!« rief der Wächter.
»Kein Wort wird er antworten«, bestätigte der Kahya. »Ihr habt euch an meinem Diener vergriffen. Folgt mir sofort! Ich muß die Sache untersuchen, und ihr werdet eure Strafe bekommen.«
Da zeigte der kleine Hadschi die Peitsche und fragte:
»Effendi, soll ich diesem Kahya die schöne Haut des Nilpferdes zu kosten geben?«
»Jetzt noch nicht, vielleicht später«, antwortete ich.
»Was, Hundesohn, mich willst du peitschen lassen?« schrie der Ortsvorsteher.
»Vielleicht«, antwortete ich ruhig. »Du bist der Kahya dieses Dorfes; aber weißt du denn, wer und was ich bin?«
Er antwortete nicht. Meine Frage schien ihm ungelegen zu kommen. Ich fuhr fort:
»Du hast diesen Mann deinen Polizisten genannt?«
»Ja, das ist er ja auch.«
»Nein, er ist es nicht. Er ist ein Einwohner dieses Ortes, und du hast ihn zu deinem Diener gemacht; aber ein Polizist ist er nicht. Sieh dir dagegen diese drei Reiter an, die die Uniform des Großherrn tragen! Du hast einen Nachtwächter, aber ich habe drei richtige Saptiyeler bei mir. Merkst du den Unterschied?«
Um meinen Worten Nachdruck zu geben, fuchtelte Halef ihm so vor dem Gesicht herum, daß er vor Angst zurückwich. Auch

die hinter ihm stehenden Dorfbewohner zogen sich zurück. Ich merkte ihren Gesichtern an, daß sie mich für einen hohen Herrn zu halten begannen.
»Antworte!« befahl ich.
»Sag mir zuerst, wer du bist!« bat er zaghaft.
Da fuhr Halef ihn an:
»Wurm! Wie kannst du verlangen, daß ein solcher Herr dir sagt, wer er ist? Aber ich will dir in Gnaden mitteilen, daß du vor dem hohen und edlen Kara Ben Nemsi stehst, dem Allah noch viele tausend Sommer geben möge, die Winter gar nicht mitgezählt. Ich hoffe, daß du von ihm gehört hast!«
»Nein, nie!« beteuerte der eingeschüchterte Mann der Wahrheit gemäß.
»Was? Nie?« donnerte der Kleine ihn an. »Soll ich etwa dein Gehirn so lange zusammendrücken lassen, bis der richtige Gedanke herauskommt? Denk nach!«
»Ja, ich habe von ihm gehört«, bekannte der Kahya in heller Angst.
»Etwa nur einmal?«
»Nein, sehr oft!«
»Das ist dein Glück, Kahya! Ich hätte dich gefangengenommen und nach Stambul geschickt, um dich im Bosporus ersäufen zu lassen! Und jetzt paß auf, was dieser erhabene Effendi dir zu sagen hat!«
Bei diesen Worten drängte Halef sein Pferd von dem Bedrohten zurück. Um seine Lippen zuckte es verräterisch. Der Hadschi mußte sich alle Mühe geben, um nicht in lautes Lachen auszubrechen.
Alle starrten jetzt auf meinen Mund. Ich beruhigte den Kahya:
»Ich bin nicht gekommen, um euch prügeln zu lassen. Aber ich bin gewohnt, daß meine Fragen augenblicklich beantwortet werden. Dieser Mann weigerte sich, mir freiwillig Auskunft zu geben. Er wollte mich erpressen, darum habe ich ihn schlagen lassen. Es kommt auf ihn an, ob er vielleicht auch noch die Bastonade spüren wird.«
Während ich mich zum Nachtwächter umdrehte, gab der Ortsvorsteher seinem Gehilfen ein hastiges Zeichen und raunte ihm zu: »Um Allahs willen, antworte schnell!«
Der nächtliche Beschützer der Untertanen des Padischah warf

sich in eine so stramme Haltung, als ob er in mir den Beherrscher der Gläubigen vor sich sehe.
»Effendi, frage mich!« bettelte er.
»Hast du während der letzten Nacht gewacht?« fragte ich.
»Ja.«
»Wie lange?«
»Vom Abend bis zum Morgen.«
»Kamen Fremde ins Dorf?«
»Nein.«
»Sind keine Fremden durch die Ortschaft geritten?«
»Nein.«
Aber bevor der Nachtwächter diese Antwort gab, glitt ein fragender Blick zum Kahya hinüber. Ich konnte dessen Gesicht zwar nicht beobachten, hatte aber genug gesehen und konnte der Antwort keinen Glauben schenken. Darum sagte ich streng:
»Du lügst!«
»Effendi, ich rede die Wahrheit!«
In diesem Augenblick drehte ich mich schnell zum Kahya um und sah, daß er den Finger warnend an den Mund gelegt hatte. Erst hatte er dem Wächter zugeraunt, schnell zu antworten, und nun veranlaßte er ihn zu schweigen. Das war auffällig. Ich fragte den Wächter:
»Du hast auch mit keinem Fremden gesprochen?«
»Nein.«
»Gut! Kahya, wo ist deine Wohnung?«
»Das Haus da drüben«, antwortete der Ortsvorsteher.
»Du und der Bekdschi, ihr werdet mich dort hinüber begleiten, ihr beide allein. Ich muß mit euch sprechen.«
Ohne mich nach ihnen umzusehen, ging ich zu dem mir bezeichneten Haus und trat ein.
Es war auf bulgarische Weise gebaut und bestand nur aus einem Raum, der aber durch Weidengeflecht in mehrere Kammern geteilt wurde. Im vorderen Gelaß fand ich einen niedrigen Stuhl, auf den ich mich setzte.
Der Kahya und sein Bekdschi traten unmittelbar nach mir ein. Durch das Mauerloch, das als Fenster diente, bemerkte ich, daß sich draußen immer noch die Bewohner des Ortes aufhielten, jedoch in beachtlicher Entfernung von meinen Begleitern.
Der Kahya und sein Untergebener waren in einer wenig benei-

denswerten Lage. Beide hatten Angst, und das mußte ich ausnützen.
»Bekdschi, bleibst du auch jetzt noch bei dem, was du vorhin gesagt hast?« herrschte ich ihn an.
»Ja«, antwortete er.
»Obwohl du mich belogen hast?«
»Ich habe nicht gelogen!«
»Du hast gelogen, und zwar nur deshalb, weil es der Kahya so haben wollte.«
Das Ortsoberhaupt fuhr erschrocken auf:
»Effendi!«
»Was? Was willst du sagen?«
»Ich habe ja mit diesem Mann kein Wort gesprochen!«
»Aber ein Zeichen hast du ihm gegeben!«
»Nein!«
»Ihr lügt beide. Kennt ihr das Sprichwort von dem Juden, der ertrank, weil er sich im Brunnen schlafen gelegt hatte?«
»Ja.«
»Wie jenem Juden wird es euch auch gehen. Ihr begebt euch in eine Gefahr, die wie das Wasser des Brunnens über euch zusammenfließen und euch ersticken wird. Ich warne euch, weil ich es mit euch gut meine. Eure Untergebenen und Freunde sollen nicht erfahren, daß ihr die Unwahrheit gesagt habt. Ihr seht, daß ich mild und freundlich mit euch rede. Nun verlange ich aber auch, von euch die Wahrheit zu hören!«
»Wir haben sie schon gesagt«, beteuerte der Kahya.
»Es sind also während dieser Nacht keine Fremden durch diesen Ort geritten?«
»Nein.«
»Dann eben nicht. Ich habe es gut mit euch gemeint. Weil ihr mich belügt, werde ich euch nach Edirne schaffen lassen, und zwar zum Statthalter, zum Wali selbst. Ich habe deshalb die drei Polizisten mitgebracht. Man wird euch dort schnell den Prozeß machen. Nehmt Abschied von euren Familien!«
Ich sah, daß beide heftig erschraken.
»Effendi, du scherzt!« sagte der Ortsvorsteher.
»Was fällt dir ein?« antwortete ich und stand von meinem Sitz auf. »Ich habe euch weiter nichts zu sagen und werde jetzt die Saptiyeler rufen.«

»Aber wir sind unschuldig!«
»Man wird euch beweisen, daß ihr schuldig seid. Dann seid ihr verloren. Ich hatte die Absicht, euch zu retten. Nun müßt ihr die Folgen eures Starrsinns tragen!«
Ich ging zur Tür, als wollte ich die Polizisten rufen. Aber da trat mir der Kahya schnell in den Weg und fragte:
»Effendi, ist es wahr, daß du uns retten wolltest?«
»Ja.«
»Auch jetzt noch?«
»Hm! Ich weiß es nicht. Ihr habt geleugnet!«
»Aber wenn wir nun gestehen?«
»Dann ist es vielleicht noch Zeit.«
»Du wirst nachsichtig sein und uns nicht gefangennehmen?«
»Ihr habt nicht zu fragen, sondern zu antworten. Versteht ihr mich? Was ich dann beschließe, werdet ihr erfahren.«
Sie blickten einander an. Der Nachtwächter erhob wie in stummer Bitte ein wenig die Hand.
»Und hier wird niemand erfahren, was wir dir erzählen, Effendi?« fragte der Kahya.
»Wohl kaum.«
»Gut, dann sollst du die Wahrheit hören. Geh nicht hinaus! Bleib hier und sage uns, was du wissen willst. Wir werden dir antworten.«
Ich nahm meinen Platz wieder ein und wandte mich an den Nachtwächter:
»Also sind in der Nacht Fremde durch das Dorf gekommen?«
»Ja.«
»Wer?«
»Nach Mitternacht ein Ochsenwagen. Später noch drei Reiter.«
»Auf was für Pferden?«
»Auf zwei Schimmeln und einem Braunen.«
»Sprachen sie mit dir?«
»Ja. Ich stand mitten auf der Straße, und da redete mich einer von ihnen an.«
»Was sagte er?«
»Er bat mich, wenn ich gefragt werden sollte, zu verschweigen, daß ich die drei Reiter gesehen habe. Er gab mir ein Bakschisch.«
»Wieviel?«
»Zwei Piaster.«

»Ah, das ist allerdings viel!« sagte ich lachend. »Und für diese zwei Piaster hast du gegen das Gebot des Propheten gesündigt und mich angelogen?«
»Effendi, nicht diese Piaster allein sind schuld.«
»Was noch?«
»Sie fragten mich, wie unser Kahya heiße, und als ich den Namen sagte, wollten sie zu ihm geführt werden.«
»Kanntest du sie oder einen von ihnen?«
»Nein.«
»Aber sie scheinen den Kahya gekannt zu haben. Hast du ihren Wunsch erfüllt und sie zu ihm geführt?«
»Ja.«
Nun wandte ich mich an den Ortsvorsteher, der sich offenbar in größerer Sorge befand als sein Untergebener. Sein unsicherer Blick ließ erraten, daß er kein gutes Gewissen hatte.
»Behauptest du immer noch, daß niemand durch das Dorf gekommen ist?« fragte ich ihn.
»Effendi, ich hatte Angst«, gab der Kahya zu.
»Vor wem denn?«
»Vor Manach Al-Barscha.«
»Du kennst ihn also?«
»Ja.«
»Wo hast du ihn kennengelernt?«
»In Mastanly und Ismilan.«
»Wie bist du da mit ihm zusammengetroffen?«
»Er ist Einnehmer der Kopfsteuer in Üsküb und war nach Seres gekommen, um dort mit den Einwohnern zu sprechen. Er besuchte von da aus den berühmten Jahrmarkt zu Melnik.«
»Wann war das?«
»Vor zwei Jahren. Dann hatte er in Ismilan und Mastanly zu tun, und in beiden Städten habe ich ihn gesehen.«
»Hast du auch mit ihm gesprochen?«
»Nein. Aber ich hörte kürzlich von ihm, daß er höhere Steuern erhoben hat, als er durfte, und daß er deshalb geflohen sei. Er ist in die Berge gegangen.«
›In die Berge gehen‹ heißt soviel wie unter die Räuber gehen. Darum sagte ich jetzt streng:
»Also warst du verpflichtet, ihn festzuhalten, als er zu dir kam!«

»O Effendi, das durfte ich nicht wagen!«
»Warum nicht?«
»Es wäre mein Tod gewesen. Es wohnen so viele Männer in den Bergen. In allen Schluchten stecken sie, und ihre Verbündeten zählen nach vielen Hunderten. Sie kennen sich alle und halten zusammen. Hätte ich ihn gefangengenommen, dann wären seine Freunde gekommen und hätten mich getötet!«
»Du bist ein Feigling und fürchtest dich, deine Pflicht zu tun. Eigentlich dürftest du keinen Augenblick länger Kahya bleiben.«
»O Herr, du irrst! Es geht gar nicht um mich! Aber sie hätten unser ganzes Dörfchen dem Erdboden gleichgemacht.«
Da öffnete sich die Tür. Der Kopf des kleinen Hadschi erschien in der Öffnung.
»Sihdi«, sagte er, »ich habe ein Wort mit dir zu sprechen.«
Er sagte das, um von dem Kahya und dem Nachtwächter nicht verstanden zu werden, in dem westsaharischen Dialekt seiner Heimat.
»Was ist los?« fragte ich.
»Komm schnell her!« antwortete er, ohne sich weiter zu erklären.
Ich ging zu ihm hinaus. Er hatte mir bestimmt etwas Wichtiges mitzuteilen.
»Sihdi«, erklärte er leise, »einer von den Einwohnern gab mir einen Wink und entfernte sich hinter das Haus. Ich folgte ihm so unauffällig wie möglich, und da sagte er, daß er uns etwas mitteilen wolle, wenn wir ihm zehn Piaster bezahlen würden.«
»Wo steckt er jetzt?«
»Noch hinter dem Haus.«
»Er hat dir weiter nichts gesagt?«
»Nein, kein Wort.«
»Ich werde zu ihm gehen. Bleib einstweilen hier, damit diese beiden Männer sich nicht gegen uns verabreden können.«
Zehn Piaster, ungefähr zwei Mark, das war nicht zuviel für eine wichtige Mitteilung. Ich verließ den Raum gleich durch den schmalen hinteren Ausgang. Da sah ich eine viereckige Umzäunung, in der sich mehrere Pferde befanden. In der Nähe stand ein Mann, der auf mich wartete. Als er mich sah, kam er schnell auf mich zu und sagte leise:
»Willst du bezahlen, Effendi?«

»Ja.«
»Dann gib her!«
»Hier!«
Ich zog die zehn Piaster heraus. Er steckte sie ein und raunte mir zu:
»Die Reiter sind dagewesen!«
»Ich weiß.«
»Er hat ihnen ein Pferd ausgetauscht, einen Schimmel. Sie wollten drei Schimmel haben und ließen den Braunen da. Dort in der Ecke steht er.«
Ich blickte hin. Die Farbe des Pferdes stimmte mit der überein, die man mir geschildert hatte.
»Ist das alles, was du mir sagen wolltest?« fragte ich.
»Nein, noch mehr. Kurz nach Mittag kam einer, der sich nach ihnen erkundigt hat.«
»Bei wem?«
»Bei mir. Darum weiß ich es. Ich stand am Weg, als er kam, und er fragte nach drei Reitern, von denen zwei auf weißen Pferden geritten seien. Ich wußte nichts und schickte ihn zum Wächter. Der Bekdschi führte ihn dann zum Kahya.«
»Hielt er sich lange auf?«
»Nein. Er schien es sehr eilig zu haben.«
»Kannst du ihn beschreiben?«
»Ja. Er ritt einen alten Falben, der heftig schwitzte. Auf dem Kopf hatte er einen roten Fes, und da er sich in ein langes, graues Binisch (Mantel) gehüllt hatte, konnte ich nur noch seine roten Kunduralar (Schuhe) sehen.«
»Hatte er einen Bart?«
»Er war außer einem kleinen, hellen Schnurrbart völlig bartlos.«
»Wohin ritt er?«
»Nach Mastanly. Aber die Hauptsache hast du noch gar nicht gehört. Der Kahya hat nämlich in Ismilan eine Schwester, deren Mann der Bruder der Schuta ist.«
Das war allerdings so wichtig, daß ich vor Überraschung einen Schritt zurückwich. Ich wußte, daß seit einiger Zeit in den Bergen des Schar Dagh zwischen Prisren und Kalkandelen ein Skipetar von sich reden machte, der mit den Unzufriedenen, die er um sich versammelt hatte, bis hinüber zum Kurbetschka-Gebirge und bis

herab in die Täler des Babuna streifte. Man erzählte sich, er sei sogar in den Schluchten des Perin Dagh gesehen worden und habe in der Einsamkeit der Despoto Planina seine Anhänger. Sein Einfluß schien gewaltig zu sein.
Seinen richtigen Namen kannte niemand. El Aßfar, Ssary, Schut, so wurde er genannt, je nach der Sprache, der man sich bediente. Diese drei Wörter bedeuten ›Der Gelbe‹. Vielleicht hat er diese Färbung von einer Gelbsucht zurückbehalten. Schuta ist das serbische Femininum von Schut und bedeutet ›Die Gelbe‹.
Die Schuta, die Frau dieses Skipetaren, war also eine Verwandte meines Kahya. Das gab mir zu denken.
»Hast du noch etwas zu sagen?« fragte ich den Mann.
»Nein. Bist du nicht zufrieden?«
»O doch. Aber wie kommt es, daß du mir gegenüber deinen Vorgesetzten verrätst?«
»Effendi, er ist kein guter Mensch. Keiner kann ihn leiden, und alle fürchten seine Ungerechtigkeit.«
»Weiß noch jemand, daß du mit mir sprichst?«
»Nein. Ich bitte dich auch, es keinem zu sagen.«
»Ich werde schweigen.«
Nach dieser Versicherung wollte ich abbrechen. Aber da fiel mir ein, daß ich beinahe etwas sehr Wichtiges vergessen hätte.
»Bist du in Ismilan bekannt?« fragte ich.
»Ja.«
»Also kennst du auch den Schwager des Kahya, von dem du behauptest, seine Schwester sei das Weib des Skipetaren?«
»Ja, ich kenne ihn.«
»Was ist er?«
»Er ist Silahdschi (Waffenschmied) und hat zugleich ein Kahvehane (Kaffeestube), wo seine Waffen zum Verkauf aushängen.«
»Wo wohnt er?«
»In der Gasse, die zum Dorf Tschatak führt.«
»Ich danke dir! Aber nun schweige auch du, so wie ich verschwiegen sein werde.«
Nun ging ich ins Innere des Hauses zurück.
»Nun«, fuhr ich in dem unterbrochenen Gespräch fort, »möchte ich gern wissen, was dieser frühere Steuereinnehmer von Üsküb bei dir gewollt hat.«

Der Ortsvorsteher war ein Beamter des Sultans und hatte vielerlei Befugnisse.

»Er erkundigte sich nach dem Weg«, antwortete der Kahya.
»Wohin?«
»Nach Sofala.«
Sofala lag im Süden, während ich überzeugt war, daß die drei Flüchtlinge nach Westen geritten waren. Der schlaue Kahya wollte mich also von der richtigen Spur ablenken. Ich ließ ihn nicht merken, daß ich seinen Worten keinen Glauben schenkte, und fragte:
»Nicht wahr, Manach Al-Barscha kam von Edirne?«
»Ja.«
»Also ist er von dort über Samanka und Tschingerly nach

Westen geritten und hier ganz plötzlich nach Süden abgebogen. Wenn er von Edirne nach Sofala wollte, konnte er doch über Tatar, Ada, Schahandscha, Demotika und Mandra sofort nach Süden reiten. Warum sollte er einen Umweg von mehr als sechzehn Reitstunden machen?«
»Ich habe ihn nicht gefragt.«
»Und ich kann es nicht begreifen.«
»Er darf sich nicht sehen lassen. Man will ihn fangen. Vielleicht hat er die Saptiyeler täuschen wollen.«
»Das ist möglich.«
»Du suchst ihn auch? Du willst ihn fangen?«
»Ja.«
»Dann mußt du der Richtung folgen, die ich dir angegeben habe.«
»Es ist gut, daß du mir das gesagt hast. Wohnt in dieser südlichen Richtung kein Verwandter oder Bekannter von dir, an den ich mich wenden könnte?«
»Nein.«
»Aber Verwandte hast du doch?«
»Nein.«
Das war eine Lüge. Und der Wächter, der die Verhältnisse seines Dorfobersten bestimmt kannte, machte keine Miene, mir die Wahrheit zu verraten. Diese beiden Menschen hielten mich für einen hohen Herrn. Trotzdem täuschten sie mich. Ich war ganz allein auf mich angewiesen und hatte nicht die mindeste Macht gegen sie in den Händen. Nur mit List konnte ich weiterkommen.
Ich zog mein Notizbuch aus der Tasche, blätterte darin, tat so, als ob ich etwas suchte, machte dann ein Gesicht, als hätte ich das Gesuchte gefunden und sagte:
»Ja, richtig, hier steht es. Du bist ein harter, rücksichtsloser und ungerechter Beamter. Dazu kommt, daß du Flüchtlinge entkommen läßt, anstatt sie festzuhalten. Man wird dir . . .«
»Hart? Rücksichtslos? Ungerecht?« unterbrach er mich. »Effendi, es ist ganz unmöglich, daß ich gemeint bin!«
»Wer sonst? Ich habe heute keine Zeit, mich länger mit dir zu befassen. Aber du kannst dich darauf verlassen, daß jede Ungerechtigkeit ihre Strafe findet. Hast du gehört, was der Prophet von den Ujun Ullah, den Augen Gottes, gesagt hat?«

»Ja, Effendi«, antwortete der Kahya kleinlaut.
»Sie sind schärfer als das Messer, das dir ins Herz dringt, um dich zu töten. Sie dringen in die Seele, und vor ihnen kann kein Leugnen bestehen. Denke immer an diese Augen des Allwissenden, sonst wird es dir schlimmer ergehen als einem Heiden, trotz der Ssalawat, der Gebete, die du pünktlich einzuhalten gewohnt bist! Ich gehe. Allah lenke die Gefühle deines Herzens und die Gedanken deines Kopfes! Allah jisellimak – Gott behüte dich!«
Er verneigte sich tief und ehrerbietig und antwortete:
»Nesinin said – deine Jahre seien gesegnet!«
Der Nachtwächter verbeugte sich so tief, daß sein Gesicht fast den Boden berührte, und sagte türkisch:
»Akibetiniz chajr ola sultanum – möge Euer Ende gut sein, mein Herr!«
Der Nachtwächter gab mir also die Mehrzahl statt der Einzahl. Doch als ich durch die Tür hinausging, hörte ich den Kahya, der mir soeben erst gesegnete Jahre gewünscht hatte, leise und ingrimmig murmeln:
»Scher dich zum Teufel!«
Es war also vorauszusehen, daß meine fromme Ermahnung keinen großen Nutzen bringen würde.
Ich stieg wieder auf, und wir ritten zum Dorf hinaus, aber nicht nach Westen, sondern in südlicher Richtung. Erst als wir nicht mehr gesehen werden konnten, bogen wir wieder in den Weg ein, der uns nach Geren, einem ungefähr anderthalb Stunden entfernten Dorf, führen mußte.
Jetzt erst bemerkte ich, daß wir nur noch zwei Saptiyeler bei uns hatten.
»Wo ist dein Untergebener?« fragte ich den Onbaschi (Korporal).
»Er ist nach Edirne zurückgeritten.«
Das sagte er so ruhig, als ob es sich um etwas ganz Selbstverständliches handle.
»Warum?«
»Er konnte uns nicht länger folgen.«
»Aber weshalb denn?«
»Er hatte die Seekrankheit und konnte es nicht mehr länger aushalten.«
»Wie kommt er denn zu dieser Krankheit?«

»Weil sein Pferd so schnell gelaufen ist«, antwortete er ernsthaft.
»Du sagtest ja, ihr könntet so gut reiten!«
»Ja. Aber man muß das Pferd stehenbleiben lassen. Wenn es läuft, dann wackelt und schaukelt es zum Erbarmen. Das vermag nur der Magen eines Kassak (Kosaken) auszuhalten. Meine Eingeweide sind verschwunden, sie sind weg, sie sind bis hinunter in die des Pferdes gerutscht. Ich fühle sie nicht mehr, ich fühle nur noch den Schalwar (Hose), der mir da festklebt, wo ich mir meine eigene gute Haut weggeritten habe. Müßte ich den Teufel bestrafen, dann würde ich ihn dazu verurteilen, mit euch nach Melnik zu reiten. Er würde ohne Haut und Knochen dort ankommen und lieber im stärksten Feuer der Hölle sitzen als auf einem Pferd.«
Das war eine Klagerede, über die wir lachen mußten. Trotzdem tat mir der Mann leid. Er machte ein gar zu jämmerliches Gesicht. Seine Haut war ihm trotz der kurzen Zeit, während der er auf dem Pferd saß, an einigen Stellen schon abhanden gekommen. Seinem Kameraden erging es jedenfalls nicht besser, denn er murmelte in den Bart:
»Wallahi, öjle dir – bei Allah, es ist so!«
Mehr als diesen Stoßseufzer ließ er zwar nicht hören, aber seinem Gesicht war es deutlich anzusehen, daß er den gleichen körperlichen Empfindungen unterworfen war wie sein Vorgesetzter.
»Wer hat ihm denn die Erlaubnis gegeben, umzukehren?« fragte ich den Onbaschi.
»Ich«, antwortete er, ganz erstaunt, daß ich überhaupt so fragen konnte.
»Ich meine, er hätte mich fragen müssen!«
»Du? Effendi, bist du der Korporal oder bin ich es?«
»Natürlich du. Aber du weißt doch, wessen Befehle du jetzt ausführen mußt.«
»Die Befehle des Kadi. Der hat mir aber nicht befohlen, in den Rücken dieses Pferdes ein Loch zu reiten, daß ich schließlich nur noch mit dem Kopf herausgucken kann. Ich will singen und lobpreisen wie ein Engel, wenn ich wieder in Edirne in meiner Kaserne bin.«
Da meinte der kleine Halef:
»Kerl, wie kannst du so unehrerbietig mit dem Effendi spre-

chen! Er ist dein Herr, solange es ihm beliebt. Wenn er dir zu reiten befiehlt, mußt du reiten, und wenn dir die ganze Uniform an die Haut wachsen sollte. Warum hast du das große Mundwerk gehabt und behauptet, ihr könntet ausgezeichnet reiten?«
»Was sagt dieser kleine Mann?« fragte der Unteroffizier wütend. »Wie nennt er mich? Einen Kerl nennt er mich? Dabei bin ich ein Onbaschi des Beherrschers aller Gläubigen. Ich werde mich nach meiner Rückkehr beim Kadi über ihn beschweren!«
Der kleine Hadschi wollte antworten, aber Osko kam ihm zuvor. Er nahm das Pferd des Korporals beim Zügel und sagte lachend in der Sprache seiner serbischen Heimat:
»Kommen Sie, Hochwohlgeboren! Halten Sie sich am Sattel fest, allergnädigster Fürst! Jetzt geht das Wettrennen los!«
Im nächsten Augenblick sauste er mit dem Onbaschi im Galopp davon. Zugleich griff Omar dem anderen Polizisten in die Zügel und jagte mit ihm den beiden nach.
»Wetter und Donner! Schuft! Schurke! Teufelssohn! Höllenenkel! Hexenvetter! Bosheitsschwager!«
Das und noch vieles andere hörten wir die beiden Sicherheitsbeamten schreien, während sie sich mit den Händen an den Sätteln oder Mähnen festklammerten. Wir folgten ihnen schnell. Die beiden armen Kerle taten mir leid. Aber sie waren doch schon ganz außer Atem, als ich sie einholte.
Nun ergingen sich die beiden Saptiyeler in Kraftäußerungen, die der arabischen, türkischen, persischen, rumänischen und serbischen Sprache entnommen waren. Ich hatte Mühe, ihren Zorn zu besänftigen, und es verging eine ganze Weile, bis sie sich beruhigt hatten und wir weiterreiten konnten.
Nun hatten wir endlich Zeit, uns über die Erlebnisse in den letzten Stunden zu unterhalten.
Halef fiel es ebenso wie mir auf, daß sich heute nachmittag ein Reiter nach den drei Flüchtlingen erkundigt hatte.
»Er muß sie kennen«, sagte er. »Er muß von ihrer Flucht wissen. Warum ist er dann nicht gleich mit ihnen geritten, Sihdi?«
»Weil er wahrscheinlich nicht die Absicht hatte, mit ihnen zu reiten.«
»Aber warum folgt er ihnen dann?«
»Ich vermute, um sie davon zu unterrichten, was sich inzwischen ereignet hat.«

»Daß du wieder frei bist?«
»Ja, und daß dieser Ali Manach, der Tanzende, nun tot ist.«
»Was wird Barud Al-Amasat dazu sagen?«
»Wenn es diesem Reiter gelingt, ihn einzuholen und ihm die Nachricht zu bringen, wird er zugleich erschrocken und wütend sein.«
»Warum sollte es ihm nicht gelingen? Er ist ja so schnell geritten, daß sein Pferd geschwitzt hat!«
»Das Tier ist alt. Und weil es schon geschwitzt hat, wird es nicht lange aushalten. Außerdem habe ich auch nicht die Absicht, diesen Mann sein Ziel erreichen zu lassen.«
»Warum nicht?«
»Die Flüchtlinge würden durch ihn erfahren, daß ich frei bin und daß sie verfolgt werden. Das sollen sie gar nicht wissen. Je sicherer sie sich fühlen, desto nachlässiger werden sie reiten und desto leichter werden wir sie einholen. Darum möchte ich dem Reiter schnell folgen, um seine Absicht zu vereiteln.«
»Er hat einen zu großen Vorsprung.«
»Denkst du etwa, Rih könne nicht mehr laufen?«
»Der Rappe, Sihdi? Oh, Rih heißt Wind, und er fliegt wie der Wind. Er hat lange keine Gelegenheit gehabt, zu zeigen, daß er stählerne Muskeln besitzt und würde sich freuen, einmal mit dem Sturm um die Wette laufen zu können! Aber wir andern könnten dabei nicht Schritt halten.«
»Das ist auch gar nicht nötig. Ich werde allein reiten.«
»Allein, Sihdi? Und was tun wir?«
»Ihr kommt so schnell wie möglich nach.«
»Wohin?«
»Ihr bleibt immer auf dem Weg nach Mastanly. Auch ich reite dorthin, schlage aber eine möglichst gerade Richtung ein. Da ich nicht weiß, wo ich den Reiter treffe, kann ich auch nicht sagen, wo ich euch erwarten werde.«
»Weißt du denn, ob der Mann die gerade Richtung eingeschlagen hat?«
»Das hat er wahrscheinlich nicht getan. Dieser Weg ist bestimmt zu beschwerlich für seinen alten Falben.«
»Aber wenn du ihn überholst?«
»Dann warte ich auf ihn.«
»Wirst du denn erfahren, ob er vor oder hinter dir ist?«

»Ich hoffe es.«
»Aber du kennst diese Gegend nicht. Du kannst also sehr leicht in die Irre reiten, es kann dir ein Unglück zustoßen. Nimm mich mit, Sihdi!«
»Keine Sorge, lieber Halef! Ich bin gut beritten und ebenso gut bewaffnet. Dich kann ich unmöglich mitnehmen, weil du der Anführer der übrigen sein mußt.«
Das schmeichelte seinem Stolz. Nun war er mit meinem Plan einverstanden. Ich gab ihm, Osko und Omar meine Weisungen. Da wir alle Möglichkeiten berücksichtigen und besprechen mußten, kümmerten wir uns einige Zeit nicht um die beiden Saptiyeler. Als ich mich dann zu ihnen umdrehte, sah ich wohl den Reitkünstler-Korporal, aber nicht seinen Kameraden.
»Wo ist dein Gefährte?« fragte ich erstaunt.
Der Polizist drehte sich auch um und rief bestürzt:
»Effendi! Er ritt hinter mir!«
Seine Bestürzung war keineswegs erheuchelt. Ich sah seinem Gesicht an, daß er sich wirklich in dem Glauben befunden hatte, den Kameraden hinter sich zu haben.
»Aber wo ist er denn?« fuhr ich fort.
»Verschwunden, verdunstet, verloren, vernichtet, verwischt, verdaut!« antwortete er in unbeschreiblicher Verblüffung.
»Aber du mußt doch gemerkt haben, daß er zurückgeblieben ist.«
»Wie soll ich das merken? Hast du es denn gemerkt? Ich werde sofort zurückreiten, um ihn zu holen!«
Er wollte diesen Vorsatz sofort verwirklichen. Auf diese Weise hätte auch er sich bequem absetzen können.
»Halt!« befahl ich. »Du bleibst! Wir haben keine Zeit, den Ausreißer zu suchen oder zu warten, bis du ihn gefunden hast!«
»Aber er soll doch mitreiten!«
»Das mach später mit ihm ab, wenn du wieder in Edirne bist! Jetzt folgst du uns! Hadschi Halef Omar, wenn ich fort bin, gibst du auf den Onbaschi acht, damit er seine Pflicht erfüllt!«
Jetzt ließ ich den Rapphengst laufen und verlor die andern schon nach kurzer Zeit aus den Augen.
In jener Gegend sind die Dörfer nach bulgarischem Vorbild angelegt. Ein Bulgarendorf oder Selo liegt meistens abseits von der Landstraße, oder was man mit diesem Namen zu bezeichnen

beliebt, und bleibt deshalb für die Mehrzahl der Reisenden unsichtbar.
Jedes dieser Dörfer hat nur wenige Höfe, die durch Wiesen voneinander getrennt sind. Sechs bis zehn Hütten bilden einen Hof. Die Hütten werden entweder in die Erde gegraben und mit einem kegelförmigen Dach aus Stroh oder Zweigen versehen, oder man errichtet sie aus Weidengeflecht. Dann sehen sie wie große Körbe aus. Es gibt Hütten für die Menschen, für die Pferde, die Rinder, die Schweine, die Schafe und die Hühner.
Straßen in unserem Sinn gibt es nicht. Schon das Wort Straße sagt zuviel. Will man von einem Selo zum andern, dann sucht man meistens vergeblich nach der Verbindung, die wir Pfad oder Weg zu nennen gewohnt sind. Ein Ochsenkarrengleis gilt hier als Straße. Wer davon abweichen will, muß den Instinkt eines Zugvogels besitzen.
Ich beging wirklich ein Wagnis, als ich von dem nach Adatschali führenden Weg abwich. Ich wußte nur, daß Mastanly ziemlich genau im Westen lag, und mußte mich auf unüberbrückte Bäche, unbequeme Täler und waldige Strecken gefaßt machen.
Vorbei an dürftigen Feldern und Rosengärten und über sonnverbrannte Grasflächen ließ ich mehrere Dörfer links liegen, bis ich mich endlich dazu entschloß, nach dem Weg zu fragen.
Hinter einem Weidenrutenzaun sah ich einen alten Mann, der damit beschäftigt war, Rosenblätter einzusammeln. Ich lenkte das Pferd an den Zaun und grüßte. Er hatte mein Kommen nicht beobachtet und erschrak, als er meine Stimme hörte. Ich merkte, daß er überlegte, ob er näher kommen oder sich hinter die Rosenbüsche zurückziehen solle, und beeilte mich daher, ihm durch einige Worte Vertrauen einzuflößen. Das wirkte wenigstens so weit, daß er langsam näher kam.
»Was willst du?« fragte er.
Er musterte mich mit mißtrauischem Blick.
»Ich bin Dilendschi (Bettler)«, antwortete ich. »Möchtest du mir nicht eine Gül es Ssemawat, eine Himmelsrose, schenken? Dein Garten ist voll dieser herrlichsten der Blumen.«
Da lächelte er mich freundlich an und sagte:
»Reitet ein Bettler solch ein Pferd? Ich habe dich noch nie gesehen. Du bist fremd in dieser Gegend?«
»Ja.«

»Und du liebst die Rosen?«
»Sehr.«
»Ein böser Mensch ist kein Blumenfreund. Du sollst die schönste meiner Himmelsrosen haben, halb Knospe und halb aufgeblüht. Dann ist ihr Duft so süß und entzückend, als käme er von Allahs Thron.«
Er schnitt mir nach längerer Wahl zwei Blüten ab und reichte sie mir über den Zaun.
»Hier, Fremdling!« sagte er. »Es gibt nur einen einzigen Duft, der über den dieser Rosen geht.«
»Welchen meinst du?«
»Den Duft des Dschebeli-Tabaks.«
»Kennst du denn diesen Duft?«
»Nein, aber ich hörte davon sprechen und ihn rühmen als den herrlichsten der Wohlgerüche. Allah hat uns nicht erlaubt, ihn kennenzulernen. Wir rauchen hier nur Maistabak.«
»Hascha! – Gott bewahre! Abscheulich!«
Er nickte. »Ja, wir sind arm. Ich bin ein alter Rosenhüter und muß mich mit Maisblättern als Tabak begnügen.«
»Dabei ist euer Rosenöl so teuer!«
»Das sieht nur so aus. In Wirklichkeit bleibt uns nicht viel. Wir wären nicht so arm, aber die Babi humajun, die Hohe Pforte! Die steht stets offen für alles, was hineinfließen soll. Die Paschas und Minister können sicherlich Dschebeli rauchen. Wenn ich ihn wenigstens einmal riechen dürfte, nur riechen!«
»Hast du denn eine Tabakspfeife?«
»Allah! Ich werde doch einen Tschibuk haben!«
»Dann komm her!«
Ich nahm meinen Tabaksbeutel aus der Tasche und öffnete ihn. Der Alte war so zutraulich, ich mußte ihm eine Freude machen. Seine Augen hingen an dem Behälter.
»Du hast mir zwei deiner köstlichen Rosen geschenkt. Ich werde dir dafür von meinem Tabak geben.«
»O Effendi, wie gütig du bist!«
Ich hatte zwei oder drei Briefumschläge bei mir. Einen davon füllte ich mit Tabak und gab ihn ihm. Er hielt ihn an die Nase, roch daran, zog die Brauen hoch empor und sagte bewundernd:
»Das ist kein Maistabak!«
»Nein, sondern Dschebeli.«

»Dschebeli!« rief er aus. »Effendi, sagst du mir auch die Wahrheit?«
»Ja. Ich täusche dich nicht.«
»Also bist du nicht nur ein Effendi, sondern ein Pascha oder Minister. Nicht?«
»Nein, mein Freund. Der Dschebeli wird nicht nur an der Hohen Pforte geraucht. Ich war in der Gegend, wo er wächst.«
»Du Glücklicher! Aber ein hoher Herr bist du doch!«
»Nein. Ich bin ein armer Schriftsteller, aber die Hohe Pforte hat mir doch ein wenig Dschebeli gelassen.«
»Und von dem Wenigen gibst du mir! Allah segne dich! Aus welchem Land bist du?«
»Aus Almanya.«
»Ich habe noch keinen Alman gesehen. Sind sie alle so gut wie du?«

Um Rosenöl zu gewinnen, wird in Bulgarien der Rosenanbau im großen Stil betrieben.

»Ich hoffe, daß sie so sind wie du und ich.«
»Und was tust du hier im Osmanly memleketi? Wohin willst du?«
»Nach Mastanly.«
»Da bist du aber vom Wege abgekommen. Du mußt über Geren und Derekiöj reiten.«
»Ich bin mit Absicht von diesem Weg abgewichen, weil ich in möglichst gerader Linie nach Mastanly reiten will.«
»Das ist für einen Fremden schwer.«
»Kannst du mir vielleicht den Weg beschreiben?«
»Ich werde es versuchen. Sieh nach Südwesten hinüber! Wo jetzt die Sonne auf die Höhen fällt, sind die Berge von Mastanly. Nun kennst du die Richtung. Du kommst durch viele Dörfer, auch durch Koschikawak. Dort mußt du über den Burgasfluß, und dann liegt Mastanly genau im Westen. Deutlicher kann ich es dir nicht sagen. Morgen abend wirst du dort sein.«
»Du bist wohl kein Reiter?« fragte ich lächelnd.
»Nein.«
»Nun, ich will heute auf alle Fälle bis Koschikawak kommen.«
»Unmöglich! Kannst du hexen?«
»Nein, aber mein Pferd läuft wie der Wind.«
»Ich habe gehört, daß es so schnelle Pferde geben soll. Du willst also diese Nacht in Koschikawak bleiben?«
»Wahrscheinlich.«
»Das freut mich. Du brauchst dort kein Gasthaus aufzusuchen. Am Eingang des Ortes wohnt mein Bruder Schimin, ein Schmied, der dich mit Freuden aufnehmen wird.«
Vielleicht konnte mir dieses Angebot weiterhelfen. Deshalb antwortete ich:
»Ich danke dir! Ich werde deinen Bruder auf jeden Fall im Vorbeireiten von dir grüßen.«
»Nein, nicht so! Du mußt bei ihm bleiben. Du hast mir von deinem – Allah! Welch ein Duft! Wie aus der Kaaba der heiligen Stadt Mekka!«
Er hatte nämlich inzwischen seine kurze Pfeife hervorgezogen und gestopft. Jetzt sog er den ersten Rauch durch das Rohr und brach dabei in Entzückensrufe aus.
»Schmeckt er dir?« fragte ich.
»Schmecken? Er geht durch die Nase wie das Sonnenlicht durch

die Röte des Morgens. So schwebt die Seele des Gerechten in die sieben Himmel ein. Effendi, warte, ich werde dir etwas holen!«
Er rannte davon, so schnell seine alten Beine es erlaubten, kam aber bald wieder zwischen den Rosensträuchern zum Vorschein.
»Effendi, rate, was ich hier in der Hand halte!« sagte er, bevor er den Zaun erreicht hatte.
»Ich sehe nichts.«
»Oh, es ist klein, aber fast so viel wert wie dein Dschebeli. Willst du es sehen?«
»Zeig her!«
»Hier! Was ist das?«
Er hielt mir ein kleines, gut verschlossenes Fläschchen hin und fragte wieder:
»Was ist in dem Fläschchen? Du mußt raten, Effendi!«
»Vielleicht Rosenwasser?«
»Rosenwasser?« antwortete er gekränkt. »Oh, Effendi, willst du mich beleidigen? Rosenöl ist es, echtes Rosenöl, wie du in deinem Leben noch keins gesehen hast!«
»Von wem ist es?«
»Von wem? Von mir!«
»Du bist doch nur der Hüter dieses Gartens!«
»Ja, ich bin nur der Hüter, du hast recht. Aber mein Herr erlaubte mir, die eine Ecke des Gartens selbst zu bepflanzen. Ich suchte mir die beste Sorte aus und habe lange Zeit gespart. Zwei solcher Fläschchen habe ich zusammengebracht. Das eine wollte ich heute verkaufen, aber man hat mich darum betrogen. Das andere sollst du haben. Ich schenke es dir.«
»Was sagst du?«
»Es gehört dir!«
»Wie ist dein Name?«
»Jafis heiße ich.«
»Nun, Jafis, du bist toll!«
»Warum?«
»Weil du dieses Öl verschenken willst. Ich kann es nicht annehmen.«
»Warum nicht?«
»Du bist arm, ich darf dich nicht berauben.«
»Wie kannst du mich berauben? Ich schenke es dir ja. Außerdem ist dein Dschebeli ebenso kostbar wie diese Essenz.«

Um nur eine Unze solches Öl zu gewinnen, braucht man sechshundert Pfund der besten Rosenblätter. Das wußte ich. Darum widersprach ich:

»Trotzdem darf ich dieses Geschenk nicht annehmen.«

»Willst du mich beleidigen, Effendi? Wenn du es nicht annimmst, dann schütte ich das Öl auf die Erde!«

Ich sah, daß er es ernst meinte.

»Halt!« bat ich. »Du hast das Öl destilliert, um es zu verkaufen?«

»Ja.«

»Gut, dann kaufe ich es dir ab.«

Jafis lächelte mich überlegen an und fragte:

»Wieviel würdest du mir bieten?«

Ich nahm so viel aus dem Geldbeutel, wie ich nach meinen Kräften zu geben vermochte, und hielt es ihm hin.

»Das gebe ich dir dafür.«

Er nahm es in die Hand, zählte und sagte, wobei er den Kopf lächelnd auf die Seite legte:

»Effendi, deine Güte ist größer als dein Beutel!«

»Darum bitte ich dich, dein Öl zu behalten. Du bist zu arm, um es mir zu schenken, und ich bin nicht reich genug, es zu kaufen.«

Er lachte und antwortete:

»Ich bin reich genug, es zu verschenken, denn ich habe deinen Tabak, und du bist arm genug, es von mir annehmen zu können. Hier hast du das Geld zurück!«

Sein Geschenk war zu wertvoll, als daß ich es hätte annehmen können. Ich konnte mir denken, daß das Sümmchen, das ich ihm gegeben hatte, für ihn doch nicht ganz wertlos war. Ebenso sah ich, daß er das Fläschchen nicht zurücknehmen werde. Darum sagte ich:

»Wir beide wollen uns beschenken, ohne reich zu sein. Darum ist es besser, wir behalten, was wir voneinander bekommen haben. Wenn ich mein Vaterland glücklich erreiche, werde ich den schönen Frauen, die sich am Wohlgeruch deines Öls erfreuen, von dem Rosengärtner Jafis erzählen, der so freundlich zu mir war.«

Das schien ihn zu erfreuen. Sein Auge begann zu glänzen. Er nickte mir befriedigt zu und fragte:

»Sind die Frauen deines Landes Freundinnen der Wohlgerüche, Effendi?«
»Ja, sie lieben die Blumen, die ihre Schwestern sind.«
»Und hast du noch lange Zeit zu reiten, bis du zu ihnen kommst?«
»Vielleicht noch wochenlang. Und wenn ich vom Pferde steige, muß ich noch tagelang auf dem Schiff und auf der Eisenbahn fahren.«
»Das ist sehr weit. Kommst du da vielleicht in gefährliche Gegenden zu bösen Leuten?«
»Das ist möglich. Ich muß durch das Land der Männer, die in die Berge gegangen sind.«
Er blickte nachdenklich zu Boden. Dann musterte er mich aufmerksam und sagte endlich:
»Effendi, des Menschen Angesicht ist wie die Oberfläche des Wassers. Das eine Wasser ist rein, hell und klar, und seinem leuchtenden Spiegel vertraut sich der Badende gern an. Das andere Wasser aber ist finster, dick und schmutzig. Wer es erblickt, ahnt Gefahr und geht schnell weiter. Deine Seele ist freundlich und hell, dein Auge ist klar, und in deinem Herzen lauert weder Gefahr noch Verrat. Ich möchte dir etwas sagen, was ich bis heute nur selten einem Bekannten mitgeteilt habe. Und du bist doch ein Fremder.«
Diese Worte machten mir Freude, obwohl ich keine Ahnung hatte, was er mir erzählen wollte.
»Deine Worte sind warm und sonnig wie Strahlen, die auf das Wasser fallen«, sagte ich. »Sprich weiter!«
»In welcher Richtung wirst du von Mastanly aus reiten?«
»Nach Melnik zunächst. Dort wird sich entscheiden, welche Richtung ich einschlage. Vielleicht muß ich nach Üsküb und von da hinauf in die Berge von Küstendil.«
»Sei vorsichtig, Effendi!« entfuhr es ihm.
»Hältst du diesen Weg für gefährlich?«
»Für sehr gefährlich. Bist du in Küstendil und willst an das Meer, so mußt du über den Schar Dagh nach Perserin (Prisren), und da haben sich die Flüchtlinge versteckt. Sie sind arm, haben nur ihre Waffen und müssen vom Raub leben. Sie werden dir alles nehmen, was du hast, vielleicht sogar das Leben!«
»Ich werde mich verteidigen.«

Er schüttelte leise den Kopf und sagte:
»Bir gendsch kan war on bin küstachlük – ein junges Blut hat zehntausend Mut! Und du bist noch jung. Du hast zwar viele Waffen bei dir, aber was helfen sie gegen zehn oder zwanzig und gar fünfzig Feinde?«
»Mein Pferd ist schnell!«
»Die Männer, die in die Berge gehen, haben auch schnelle Tiere. Sie werden dich leicht einholen.«
»Mein Hengst ist von reinem Blut. Er heißt Wind und läuft wie der Wind.«
»Ihre Kugeln werden dich trotzdem treffen, denn die Kugel fliegt schneller als das flinkste Pferd. Die Männer in den Bergen sind Pferdekenner. Sie werden sofort sehen, daß dein Pferd ihren eigenen Tieren überlegen ist, und dich nicht offen erwarten, sondern aus dem Hinterhalt auf dich schießen. Wie willst du dich davor schützen?«
»Durch Vorsicht.«
»Sie wird dich nicht retten, denn das Sprichwort sagt: ›Vorsicht ist die Voraussetzung des Verbrechens.‹ Du bist ein ehrlicher Mann. Sie werden zehnmal vorsichtiger sein als du! Erlaube mir, daß ich dich warne!«
»Hängt diese Warnung vielleicht damit zusammen, was du mir sagen wolltest?«
»Ja.«
»Dann bin ich neugierig, es zu erfahren.«
»Ich will dir anvertrauen, daß es ein Sicherheitspapier gibt, das die Freunde, Bekannten und Verbündeten der Männer in den Bergen besitzen.«
»Woher weißt du das?«
»Das weiß hier jeder. Aber nur wenige wissen, wie man es bekommen kann.«
»Aber du weißt es?«
»Nein. Ich verlasse meinen Garten nie. Aber Schimin, mein Bruder, weiß genau Bescheid. Ich darf dir das sagen, weil ich dir vertraue und weil du dieses Land ja bald verlassen wirst.«
»Dann wäre es gut, wenn dein Bruder das gleiche Vertrauen zu mir hätte!«
»Er wird es haben, wenn ich dich schicke.«
»Könntest du mir nicht einige Zeilen an ihn mitgeben?«

»Ich kann nicht schreiben. Aber zeige ihm dein Rosenöl. Er kennt das Fläschchen ganz genau und weiß, daß ich es an keinen Unwürdigen verkaufe oder verschenke. Und wenn du es ihm zeigst, sage ihm, daß dich sein Öje-kardasch (Stiefbruder) oder sein Jary-kardasch (Halbbruder) sendet. Kein Mensch weiß, daß wir verschiedene Mütter hatten. Sende ich ihm eine vertrauliche Botschaft, dann dient das Öje oder Jary stets als Zeichen, daß er dem Boten trauen darf.«
»Ich danke dir! Du glaubst also, daß er mir Näheres über das Sicherheitspapier mitteilen wird?«
»Ich hoffe es. Es sind in dieser Gegend . . .«
Jafis stockte. Weit hinten im Garten war ein lauter Pfiff zu hören, der gleich darauf wiederholt wurde.
»Mein Herr ruft«, fuhr er fort. »Ich muß zu ihm. Hast du dir alles gemerkt, was ich dir gesagt habe?«
»Alles.«
»Dann vergiß es unterwegs nicht. Allah sei bei dir und gebe dir die Erlaubnis, den schönen Frauen deines Vaterlandes die Düfte meines Gartens zu bringen!«
Bevor ich antworten konnte, hatte er seinen Platz hinter dem Zaun verlassen. Im nächsten Augenblick war das Geräusch seiner Schritte nicht mehr zu hören.
Durfte ich mit dieser überraschenden Begegnung zufrieden sein? Beruhte das auf Wahrheit, was er mir von dem Sicherheitspapier gesagt hatte? Wie ein Lügner hatte er nicht ausgesehen. Auf alle Fälle war es gut, seinen Bruder aufzusuchen, dessen Schmiede wahrscheinlich an dem Weg lag, den nicht nur meine Begleiter, sondern auch der Reiter, den ich einholen wollte, einschlagen mußten.
Ich ritt weiter. Rih hatte sich während des Gespräches ausgeruht und konnte nun desto besser ausgreifen.
Wollte ich jetzt die genaue Richtung einhalten, dann mußte ich über Berge reiten, die mir große Schwierigkeiten boten. Darum beschloß ich, lieber am Fuß der Anhöhen zu bleiben.
Der Burgasfluß kommt von der Tokatschyk-Hochebene und fließt ziemlich genau nach Norden auf die Arda zu, der er bei Ada seine Wasser zuführt. An diesem kleinen Fluß liegt Koschikawak. Der stumpfe Winkel, den der Burgasfluß mit der Arda bildet, schließt eine Niederung ein, die nach Süden zu stark ansteigt und dann

in die Hochebene von Taschlyk übergeht. Diese Höhe wollte ich vermeiden.
Es gelang mir, obwohl ich die Gegend nicht kannte, keine richtigen Wege fand und mehrere kleine Nebenflüsse der Arda überschreiten mußte.
Die Sonne war hinter den fernen Bergen verschwunden. Ich mußte mit einer kurzen Dämmerung rechnen und ließ den Rappen galoppieren, bis ich an ein ziemlich breites Wasser kam, über das unterhalb meines Standpunktes eine Brücke führte.
Ich ritt hin und fand eine Straße. Als ich über die Brücke gekommen war, sah ich zum erstenmal in der Türkei einen Wegweiser. Er bestand aus einem Felsstück, das aus der Erde ragte und auf das man mit Kalk zwei Worte geschrieben hatte.
Hätte ich den Zweck dieses Steines nicht erraten, dann wäre ich von dem ersten der beiden Wörter darüber unterrichtet worden, denn es bedeutete nichts anderes als ›Wegweiser‹.
Das andere Wort lautete ›Derekiöj‹. Damit war ein Dorf gemeint, das wußte ich; aber wo lag es? Der Wegweiser gab keinen Anhaltspunkt für die Richtung.
Geradeaus führte so etwas Ähnliches wie eine Straße, und nach rechts, am Wasser entlang, schlängelte sich ebenfalls die Andeutung eines Weges. Ging es geradeaus oder rechts nach Derekiöj?
Ich überlegte, daß der Wasserlauf, auf den ich gestoßen war, noch nicht der Burgas sein könne. Daher beschloß ich, geradeaus weiterzureiten.
Es wurde mittlerweile ganz dunkel. Ich sah nicht, ob mein Pferd die Straße noch unter den Hufen hatte, wußte aber, daß ich mich auf den Rappen verlassen konnte.
Ich war ungefähr eine halbe Stunde weitergetrabt, als Rih leise schnaubend den Kopf auf und ab bewegte.

Ich strengte meine Augen an und bemerkte rechts von mir einen breiten, dunklen Gegenstand, von dem aus eine Erhöhung gegen den düsteren Himmel strebte. Es war ein Haus mit einem hohen Schornstein.
Sollte das die gesuchte Schmiede sein? Dann befand ich mich ganz in der Nähe von Koschikawak, das ich suchte. Ich ritt näher an das Haus heran.
»Bana bak – hört!« rief ich.
Niemand antwortete.
»Hallo, ist hier jemand?«
Es blieb ruhig und dunkel. Sollte das Haus unbewohnt, vielleicht eine Ruine sein?
Ich stieg vom Pferd und führte es an das Mauerwerk heran. Rih begann wieder zu schnauben. Das kam mir verdächtig vor. Obwohl der Rappe ein Araber war, hatte er von mir eine indianische Schulung bekommen. Wenn er die Luft durch die weitgeöffneten und vorgestreckten Nüstern prüfend einsog und dann in einzelnen, möglichst leisen Absätzen wieder ausstieß, dann war ganz sicher irgend etwas nicht in Ordnung.
Ich zog den Revolver heraus und begann, die Außenseite des Hauses zu untersuchen. Es war einstöckig und langgestreckt. Die Tür war verschlossen. Ich klopfte mehrere Male vergeblich. Links von ihr fand ich drei ebenfalls verschlossene Fensterläden, in dieser Gegend eine Seltenheit. Rechts war eine zweite, viel breitere Tür, die mit einem Hängeschloß versehen war. Daneben standen und lagen verschiedene landwirtschaftliche Geräte, die mir die Gewißheit gaben, daß das Haus eine Schmiede war.
Ich ging weiter um die Ecke herum und fand aufgehäuftes Holzwerk, das offensichtlich zum Verbrennen bestimmt war. Hinter dem Haus gab es ein kleines eingezäuntes Viereck, wie man es in den deutschen Dörfern für Schweine oder Gänse herrichtet. Es schien leer zu sein, denn es war nicht die mindeste Bewegung zu bemerken.
Trotzdem schnaufte mein Rappe gerade hier viel mehr und ängstlicher als vorher. Er schien sich vor der Umzäunung zu fürchten.

Das kam mir nicht gerade verdächtig vor, aber es veranlaßte mich doch, meine Vorsicht zu verdoppeln. Das Haus war verschlossen, also bewohnt. Ließ man eine Wohnung in dieser Gegend während der Nacht ohne Aufsicht? Es war leicht möglich, daß hier etwas Ungewöhnliches vorgekommen war. Ich nahm mir vor, die Sache zu untersuchen.

Da mich das Pferd dabei nur störte und es auch leicht in eine unvorhergesehene Gefahr kommen konnte, mußte ich das wertvolle Tier sichern. Ich brauchte zum Anhobbeln weder Pflock noch Lasso, weder Strick noch Riemen, sondern ließ Rih nur mit den Vorderbeinen in die Zügel treten. Das Tier war dadurch so gefesselt, daß es sich nicht weit entfernen konnte, selbst wenn es das ganz gegen seine Gewohnheit hätte tun wollen. Und sollte es wirklich während meiner Abwesenheit bedroht werden, dann war ich überzeugt, daß es sich mit den Hinterhufen tapfer zur Wehr setzen würde.

Nun erst ging ich ganz an die Umzäunung heran und zog eins der Streichhölzchen hervor, von denen ich mir in einer Spezereihandlung in Edirne einen kleinen Vorrat gekauft hatte. Ich zündete es an und leuchtete in die Umzäunung.

Da lag ein Tier, riesig dick und lang und dicht behaart, wie ein Bär. Das Flämmchen erlosch. Es war nun wieder dunkel. Was für ein Tier war das? War es lebendig oder tot? Ich nahm die Büchse herunter und stieß es an. Es regte sich nicht. Ich stieß kräftiger. Es blieb unbeweglich. Das war nicht Schlaf, sondern Tod.

Da mir die Sache nun doch verdächtig vorkam, stieg ich über die etwas mehr als einen Meter hohen Pfähle, bückte mich und befühlte das Tier. Es war kalt und steif, also tot. Das Fell war an mehreren Stellen klebrig. War das Blut?

Man sagt, daß es auf den Höhen des Despoto Dagh, des Schar Dagh, Kara Dagh und Perin Dagh noch vereinzelt Bären gebe. Aber sollte sich ein solches Tier ausgerechnet hierher verlaufen haben, um in dieser Umzäunung zu verenden? Und wäre der Bär in dieser Gegend erlegt worden, dann hätte man ihn bestimmt nicht hier hereingeworfen, ohne ihm das Fell abzuziehen.

Ich betastete den Körper. Nein, ein Bär war es nicht, denn ich fühlte einen langen, zottigen Schwanz. Nun tastete ich nach

den Ohren. Donnerwetter! Der Kopf des Tieres war zerschmettert, und zwar so gründlich, daß eine schwere Waffe benutzt worden sein mußte.
Ich zündete ein zweites Hölzchen an und sah nun, daß das erschlagene Tier ein Hund war, und zwar ein so riesengroßer, wie ich noch keinen gesehen hatte.
Wer hatte ihn erschlagen, und warum war das geschehen? Der Besitzer des Tieres hatte es bestimmt nicht getan. Und ein Fremder, der so etwas tut, kann dabei nur eine böse Absicht verfolgen.
Hier war ein Verbrechen begangen worden! Zwar drängte sich mir die Frage auf, was das ausgerechnet mich anging und warum ich mich in Gefahr begeben sollte. Aber da ich annehmen mußte, daß die Schmiede dem Bruder des Rosengärtners gehörte, fühlte ich mich verpflichtet, die Sache näher zu untersuchen.
Daß ich dabei an Gefahr dachte, geschah wohl mit vollem Recht. Die Täter konnten noch im Haus stecken. Vielleicht verhielten sie sich ruhig, weil sie den Hufschlag meines Pferdes gehört und meine Ankunft bemerkt hatten?
Sollte ich nicht lieber auf meine Gefährten warten? Aber was konnte bis dahin alles im Haus geschehen! Nein, ich mußte handeln.
Ich hatte die westliche Giebelseite des Hauses noch nicht untersucht. Als ich leise dorthin schlich, bemerkte ich zwei Läden. Der eine war von innen befestigt, der andere ließ sich öffnen.
Ich überlegte. Wollte ich einsteigen, dann konnte ich vielleicht eine Kugel vor den Kopf bekommen. Allerdings war von den vorhandenen fünf Läden – drei auf der Vorderseite, zwei am Westgiebel – nur dieser eine nicht befestigt. Das ließ mich vermuten, daß sich niemand im Innern des Hauses befand. Vielleicht hatte man, um die Entdeckung möglichst hinauszuschieben, alles verschlossen und war durch dieses Fenster herausgestiegen, dessen Läden man also nur fest andrücken, aber nicht mehr von innen hatte befestigen können.
Ich zog den Laden leise so weit auf, daß ich für meinen Arm Platz fand, und faßte hinein. Fenster sind in dieser Gegend selten. Wie ich erwartet hatte, fand ich nur eine fensterähnliche Öffnung, die weder durch Glas noch durch Gitter versperrt war.
Ich lauschte. Es kam mir so vor, als sei von innen ein dumpfes,

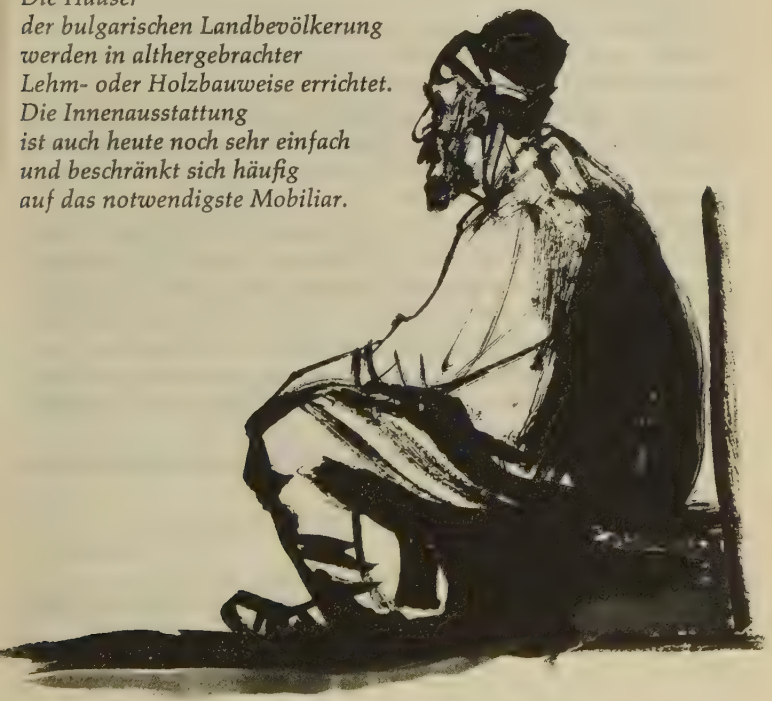
unterdrücktes Gepolter zu vernehmen. War doch jemand im Haus? Sollte ich rufen? Nein, das erschien mir unzweckmäßig.
Ich ging auf die andere Giebelseite und holte einen Armvoll von dem Astwerk, das ich vorher dort bemerkt hatte. Daraus machte ich ein festes Bündel, setzte es in Brand und warf es durch das Fenster. Von der Seite her sah ich vorsichtig hinein.
Das Gebäude war nicht hoch, die Fensteröffnung lag niedrig. Die Reiser brannten hell. Ich erblickte einen großen, viereckigen Raum, dessen Fußboden aus hartgeschlagenem Lehm bestand, und rundum die Gebrauchsgegenstände, die man in einer rumelischen Wohnung zu finden pflegt. Von einem menschlichen Wesen keine Spur.
Ich warf mehr Reiser auf das Feuer, nahm meinen Fes vom Kopf, stülpte ihn auf den Lauf des Stutzens und schob ihn langsam in die Öffnung. Das sah von drinnen so aus, als wollte jemand hineinsteigen.
Ich wollte damit die möglicherweise im Haus Versteckten dazu verführen, sich zur Wehr zu setzen. Aber es regte sich nichts.
Da zog ich den Stutzen zurück, lehnte ihn mit dem Bärentöter an die Mauer und setzte den Fes wieder auf. Ein Schwung, dann sah der Oberkörper durch die Fensteröffnung. Ich war bereit, ihn schnell wieder zurückzuziehen. Aber der erste Blick genügte, um mir zu zeigen, daß sich niemand in dem Raum befand.
Nun stieg ich ganz hinein, langte hinaus, um meine Gewehre hereinzuholen, und sah mich um.
In diesem Augenblick wiederholte sich das erwähnte Poltern. Das war für mich um so beunruhigender, als das Feuer, das einen scharfen, in die Augen beißenden Qualm verbreitete, gerade zu erlöschen drohte. Ich freute mich daher, als ich in einer Ecke ein Häufchen langer Späne bemerkte, die hier gebräuchlichen Lichtspender.
Ich zündete einen Span an und steckte ihn in ein Mauerloch, das zu diesem Zweck vorhanden war, wie ich an der rauchgeschwärzten Umgebung merkte. Dann zog ich den Laden zu und band ihn mit Hilfe der an ihm befestigten Schnur fest, um nach außen gesichert zu sein.
Mit einem zweiten Span begann ich nun den Raum zu untersuchen.
Die Mauern bestanden aus festgestampftem Lehm. Sie faßten

die Stube auf drei Seiten ein, während die vierte Wand von einem von der Decke bis zum Boden reichenden Strohgeflecht gebildet wurde, in dem sich eine Öffnung befand.
Als ich durch diesen Durchgang trat, kam ich in einen kleineren Raum, dessen Boden eine aus Weidengeflecht angefertigte Falltür aufwies. Gab es hier einen Keller? Das war in einem solchen Haus selten. Jetzt hörte ich das Geräusch wieder. Raschelnd und polternd kam es unter der Falltür hervor.
Ich holte mir noch mehrere Späne und hob dann die Tür auf. Das Weidengeflecht konnte einen Menschen tragen, weil es an Pfosten befestigt war. Ich leuchtete hinab. Der Span flackerte düster. Ich konnte nur mit Mühe bemerken, daß der Keller über mannstief war.
Eine Treppe oder Leiter sah ich nicht. Doch als der Lichtschein hinabfiel, war unten ein deutliches Stöhnen zu vernehmen.
»Wer ist da unten?« fragte ich laut.
Ein doppeltes Stöhnen antwortete. Es klang gefährlich. Ich konnte nicht erst eine Leiter suchen, sondern nahm den brennenden Span in die eine und die übrigen Späne in die andere Hand und sprang hinab.
Unten landete ich auf einem liegenden Gegenstand und stürzte hin. Das Licht erlosch. Aber nach einigen Sekunden hatte ich den Span wieder angezündet und leuchtete umher.
Ich befand mich in einem viereckigen, kellerartigen Loch. Der Gegenstand, auf den ich gesprungen war, entpuppte sich als Leiter. Daneben lagen Holzkohlen und Gerümpel. Sowohl die Kohlen als auch das Holzgerümpel bewegte sich.
Ich fand ein für den Span bestimmtes Loch, steckte ihn hinein und begann, die Kohlen zur Seite zu räumen. Meine Hände trafen auf eine menschliche Gestalt, die ich hervorzog. Es war ein Mann, an Händen und Füßen gebunden, der Kopf war in ein Tuch gewickelt.
Rasch löste ich den Knoten des Tuches. Ein blauschwarzes Gesicht kam zum Vorschein, dem ich bei der mangelhaften Beleuchtung nicht anmerken konnte, ob die Färbung eine Folge von Ruß und Kohlen oder des nahen Erstickungstodes war. Der Mann holte tief und keuchend Atem, starrte mich mit weit hervorgetretenen, blutunterlaufenen Augen an und stöhnte:
»Ha, zu Hilfe! Gnade, Gnade!«

»Sei ruhig, ich bin dein Freund!« antwortete ich. »Ich bringe dir Rettung!«
»Sieh schnell nach meiner Frau!«
»Wo ist sie?«
»Dort!«
Er konnte mit seinen gefesselten Händen keine Bewegung machen; aber sein Blick war angstvoll auf einen zweiten Kohlenhaufen gerichtet, auf dem eine Menge Gerümpel lag.
Ich räumte die Holzstücke weg und zog die Frau hervor. Sie war ebenso wie ihr Mann gebunden. Als ich das Tuch von ihrem Gesicht entfernt hatte, bemerkte ich Schaum vor ihrem Mund. Sie war dem Ersticken nah gewesen.
»Zu Hilfe, zu Hilfe!« klang es gurgelnd.
Ihr Körper bewegte sich in krampfhaften Zuckungen. Ich schnitt die Stricke mit dem Messer durch. Sie warf die Arme wie eine Ertrinkende um sich, stampfte mit den Füßen und schnappte nach Luft.
Nun schnitt ich auch die Fesseln des Mannes durch. Er hatte nicht so viel gelitten wie sie und richtete sich sofort auf. Während ich einen neuen Span ansteckte, stöhnte er:
»Allah! Wir waren dem Tod nah! Ich danke dir, ich danke dir!«
Dann kniete er zu seiner Frau nieder, die erbärmlich schluchzte.
»Still, still, weine nicht!« bat er sie. »Wir sind frei!«
Er nahm sie in die Arme und küßte ihr die Tränen von den Wangen. Sie umschlang ihn und schluchzte weiter. Ohne mich zu beachten, sprach er ihr beruhigend zu, bis ihr leiser und leiser werdendes Weinen aufgehört hatte. Dann richtete er sie auf und wandte sich mir wieder zu. Ich war unterdessen damit beschäftigt gewesen, das Licht mit neu aufgesteckten Spänen zu unterhalten.
»Effendi«, sagte er, »du bist unser Befreier, unser Retter. Wie sollen wir dir danken? Wer bist du, und wie ist es dir gelungen, uns zu finden?«
»Das sind mehrere Fragen«, antwortete ich, »die ich euch oben beantworten werde. Kann deine Frau jetzt wieder gehen?«
»Ja, sie wird es können.«
»Dann wollen wir hinaufsteigen. Ich darf nicht zu lange hier unten sein.«
»Hast du Gefährten oben?«

»Nein. Aber ich erwarte einen Reiter, den ich nicht vorüberlassen darf.«
Ich lehnte die Leiter an, und wir stiegen hinauf. In dem größeren Raum hatte ich ein Lager bemerkt und riet der Frau, sich dort von der Aufregung auszuruhen. Sie war so angegriffen, daß sie sich sogleich niederlegte.
»Sei willkommen!« sagte der Mann zu mir. »Allah hat dich gesandt. Darf ich erfahren, wer du bist?«
»Ich habe jetzt keine Zeit zu vielen Worten. Sag mir aber, wie du heißt!«
»Man nennt mich Schimin.«
»Also bist du der Bruder von Jafis, dem Gärtner?«
»Ja.«
»Das ist gut! Ich habe dich gesucht. Mach schnell Feuer in deiner Schmiede!«

Die Häuser
der bulgarischen Landbevölkerung
werden in althergebrachter
Lehm- oder Holzbauweise errichtet.
Die Innenausstattung
ist auch heute noch sehr einfach
und beschränkt sich häufig
auf das notwendigste Mobiliar.



Er blickte mich überrascht an und fragte:
»Hast du eine dringende Arbeit für mich?«
»Nein, aber dein Herdfeuer soll über die Straße leuchten, damit der Reiter, von dem ich sprach, nicht vorüber kann, ohne von uns gesehen zu werden.«
»Wer ist es?«
»Später, später! Beeile dich!«
Aus dem kleinen Raum, in dem sich die mittlerweile wieder geschlossene Kellertür befand, führte die Haustür ins Freie. Sie war durch einen einfachen Holzriegel gesichert. Wir schoben ihn zurück und traten hinaus. Schimin zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete das an der Tür zur Schmiede hängende Vorlegeschloß. Bald brannte auf dem Herd ein Feuer, das seinen Schein weit in die Nacht hinauswarf.
Während Schimin sich mit dem Herd beschäftigte, war ich hinter das Haus gegangen, um nach meinem Pferd zu sehen. Ich fand es noch in der Nähe des Hauses und kehrte beruhigt zu dem Schmied zurück.
»Das Feuer brennt«, sagte er. »Was befiehlst du noch?«
»Komm weg aus dem Bereich des Lichtscheins. Wir wollen uns hier im Dunkeln neben die Tür setzen.«
Ich hatte vorher bei meinem Erkundungsgang einen Holzklotz bemerkt, der als Ruhebank diente. Er befand sich in der Nähe der Tür. Dorthin zog ich den Schmied. Wir setzten uns nebeneinander, und dann begann ich:
»Besprechen wir zunächst das Wichtigste. Es wird bald ein Reiter hier vorbeikommen, mit dem ich reden muß, ohne daß er vorher meine Anwesenheit ahnen darf. Er wird wahrscheinlich hier anhalten, um dir ein paar Fragen zu stellen. Ich bitte dich, ihn so weit zu bringen, daß er absteigt und mit dir ins Haus geht.«
»Du bist mein Retter. Ich werde tun, was du verlangst, ohne nach dem Grund zu forschen. Aber weißt du vielleicht, welche Fragen er stellen wird?«
»Ja. Er wird sich erkundigen, ob hier drei Reiter vorübergekommen sind.«
»Drei Reiter?« fragte er rasch. »Wann?«
»Heute vormittag.«
»Was für Reiter?«
»Er fragt nach zwei weißen und einem dunklen Pferd. Sie haben

aber das dunkle Pferd unterwegs gegen einen Schimmel vertauscht.«
»Also reiten sie drei Schimmel?«
»Ja.«
»Gott behüte! Du meinst doch nicht etwa diesen Manach Al-Barscha aus Üsküb?«
Der Schmied war bei diesen Worten erregt von seinem Sitz aufgesprungen. Im nächsten Augenblick stand auch ich auf den Beinen, so sehr hatte seine Frage mich überrascht.
»Kennst du ihn?« erkundigte ich mich.
»Schon seit langer Zeit! Und erst heute war er bei mir!«
»Ah! Manach Al-Barscha hier?«
»Ja. Er und seine beiden Begleiter waren ja die Halunken, die mich überrumpelten, banden und in den Keller schleppten, wo ich mit meinem Weib hätte ersticken müssen, wenn du nicht gekommen wärst!«
»Die waren es! Dann will ich dir auch sagen, daß der Reiter, den ich erwarte, ihr Verbündeter ist.«
»Ich erschlage ihn! Ich ermorde ihn!« knirschte Schimin.
»Ich will ihn gefangennehmen.«
»Effendi, ich helfe dir, wenn du ihn fangen willst.«
»Gut! Ich weiß allerdings nicht genau, ob wir ihn hier noch zu sehen bekommen werden. Er kann schon vorüber sein. Seit wann habt ihr im Keller gesteckt?«
»Seit kurz vor dem Mittag.«
»Dann kannst du ihn nicht gesehen haben, selbst wenn er vorbeigeritten wäre, und . . .«
»Soll ich mich erkundigen?« fiel er schnell ein.
»Wo? Bei wem?«
»Ich laufe ins Dorf und frage den alten Jemischdschi (Obsthändler), der bis nach Anbruch des Abends bei seinen Körben an der Straße sitzt.«
»Wie lange wird es dauern, bis du zurückkommst?«
»Nur zehn Minuten. Das Dorf Koschikawak liegt ganz in der Nähe.«
»Aber ich bitte dich, noch zu verschweigen, was dir heute zugestoßen ist!«
»Ich werde nicht davon sprechen, wenn du es wünschst.«
»Beeile dich!«

Ich beschrieb ihm in kurzen Worten den Reiter, so wie er mir beschrieben worden war. Dann ging er fort. Zehn Minuten waren noch nicht vergangen, da kam er schon zurück.
»Er ist noch nicht vorbeigeritten«, meldete er mir.
Er ging zunächst in die Schmiede, um dem Feuer neue Nahrung zu geben, dann setzte er sich wieder neben mich.
»Jetzt erzähle mir, wie es dir heute ergangen ist!« forderte ich ihn auf.
»Schlecht, sehr schlecht!« antwortete er. »Ich stand bei meiner Arbeit in der Schmiede, da kamen die drei Reiter und hielten bei mir an. Der eine, den ich nicht kannte, sagte mir, daß sein Pferd ein Nal (Hufeisen) verloren habe. Ich bin nicht nur Demirdschi (Schmied), sondern auch Nalband (Hufschmied), Effendi, und war sogleich bereit, ihm ein neues Nal zu schmieden. Ich hatte mir zuerst nur diesen einen Mann angesehen. Während der Arbeit fiel mein Blick auf seine beiden Begleiter. Da erkannte ich in dem einen den Steuereinnehmer Manach Al-Barscha aus Üsküb.«
»Kannte er dich auch?«
»Ja.«
»Wo habt ihr euch denn kennengelernt?«
»Vor vier Jahren in Raslug. Du mußt nämlich wissen, daß ich alle Krankheiten der Pferde kenne und auch die Arzneien dafür. In Raslug und Umgebung war ein großes Sterben unter den Pferden ausgebrochen, und weil niemand helfen konnte, wurde ich geholt. Ich wohnte als Gast bei einem reichen Pferdehändler, der über hundert Pferde besaß. Zu dem kam Manach Al-Barscha, um ein Roß zu kaufen. Es wurden ihm mehrere vorgeführt. Eins davon hatte sich eine Erkältung zugezogen, es ließ den Speichel fließen. Der Steuereinnehmer sagte, das sei nicht der Schnupfen, sondern die böse Rotzkrankheit, und er werde bei der Gesundheitspolizei Anzeige erstatten. Manach Al-Barscha hätte von dem Händler wahrscheinlich gern ein Pferd als Schweigegeld erpreßt. Ich wurde gerufen und sagte, welche Krankheit es war. Manach Al-Barscha stritt mit mir und schlug mich schließlich sogar mit der Reitpeitsche. Ich gab ihm dafür eine gewaltige Ohrfeige, wie er wohl noch keine bekommen hatte, denn die Hand eines Schmiedes ist wie Horn und Knochen. Er ging wütend fort und zeigte mich an. Er war Steuereinnehmer, ich aber nur ein armer Schmied. Ich bekam zwanzig Hiebe auf die Fußsohlen, mußte

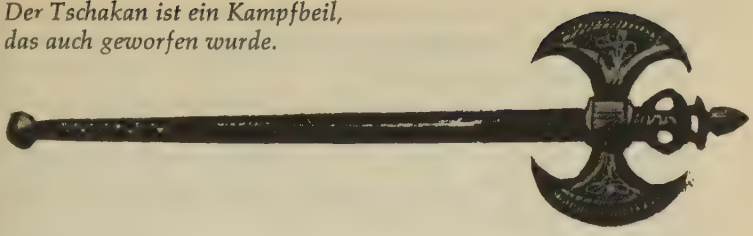
fünfzig Piaster Strafe zahlen und lag mehrere Wochen krank, bevor ich in die Heimat zurückkehren konnte. Du wirst mir glauben, daß ich ihn nicht gerade ins Herz geschlossen habe.«
»Das kann ich mir denken!«
»Heute schlug ich dem Pferd das Eisen auf. Manach Al-Barscha beobachtete mich finster und fragte mich dann, als ich fertig war, ob ich mich noch an ihn erinnerte. Ich bejahte, denn ich dachte nicht, daß mir das schaden würde. Er sprach mit den andern einige Worte. Dann kamen sie in mein Haus. Ich war allein, denn mein Weib war aufs Feld gegangen, um Spinat für das Mittagessen zu holen. Was hatten die drei in der Stube zu suchen? Ich schloß die Schmiede zu, obwohl das Feuer noch brannte, und folgte ihnen. Kaum war ich im Zimmer, da fielen sie über mich her. Es gab einen heißen Kampf, Effendi. Ein Schmied hat harte Muskeln und starke Nerven. Aber sie rangen mich doch nieder und banden mich mit den Stricken, die ich im Hause liegen hatte. Ich schrie vor Wut wie ein Stier. Da banden sie mir ein Tuch um den Kopf und schafften mich in den Keller. Als sie mich hinunterschleiften, kam mein Weib. Ihm ging es ebenso wie mir. Wir wurden mit den Kohlen zugedeckt, damit man oben keinen Laut hören konnte, dann gingen sie weg. Ich hatte gar nicht an meinen Ajy gedacht, der hinter dem Haus war, sonst hätte ich ihn losgebunden, bevor ich zu den drei Männern ins Zimmer ging.«
»Wer ist Ajy?«
»Mein Hund. Er heißt so, weil er so groß ist wie ein Bär. Ich hörte ihn bellen, als ich schreiend mit ihnen rang, aber er konnte nicht loskommen. Wäre er bei mir gewesen, dann hätte er alle drei zerrissen.«
»Du hast noch nicht nach ihm gesehen?«
»Nein. Du weißt ja, daß ich noch nicht hinter das Haus gegangen bin.«
»Dann tut es mir leid, daß ich dich betrüben muß!«
»Betrüben? Ist etwas mit dem Hund geschehen?«
»Ja. Er ist tot.«
Der Schmied sprang auf.
»Tot?« stieß er hervor. »Er war doch gesund und munter! Haben diese Schurken ihn etwa umgebracht?«
»Sie haben ihm den Schädel eingeschlagen.«
Er blieb einige Augenblicke lang bewegungslos sitzen. Dann kam

es zischend zwischen seinen Lippen hervor: »Tausendfache Todesangst und Verdammnis für die Schufte!«
Nach diesem Ausruf lief er in die Schmiede, kam mit einem Holzbrand heraus und rannte hinter das Haus, um sich zu überzeugen, ob ich die Wahrheit gesagt hatte. Von dort hörte ich seine zornige Stimme. Ich blieb sitzen, bis er zurückkam.
Während er seiner Wut in kräftigen Schimpfworten Luft machte, hielt ich Augen und Ohren nach der Gegend gerichtet, aus der der Reiter kommen mußte. Einstweilen war nichts zu sehen und zu hören. Entweder hatte ich durch die Schnelligkeit meines Pferdes einen zu großen Vorsprung gewonnen, oder er war durch irgend etwas aufgehalten worden.
Nach und nach beruhigte sich der zornige Schimin wieder. Er wollte nun auch von mir etwas hören und leitete seine Erkundigungen mit der Frage ein:
»Hast du nun Zeit, mir deinen Namen zu sagen, Effendi?«
»Man nennt mich Kara Ben Nemsi.«
»So bist du ein Nemtschely, ein Alman?«
»Ja.«
»Ich habe noch niemals einen Alman gesehen, aber gestern war ein Mann aus der Stadt Triest hier, mit dem ich mich unterhalten habe.«
»Ein Österreicher? Das überrascht mich. Was war er denn?«
»Ein Handelsmann. Er will Tabak und Seidenstoffe einkaufen. Es war ihm ein Sporn zerbrochen, den ich in Ordnung bringen mußte.«
»Sprach er türkisch?«
»Nur so viel, daß ich verstand, was er von mir wollte.«
»Du hast doch gesagt, du hättest dich mit ihm unterhalten?«
»Wir haben uns hauptsächlich durch Gesten verständigt.«
»Hat er dir gesagt, wie er heißt?«
»Sein Name ist Madi Arnaud. Er ist ein großer Sänger, denn er hat mir viele Lieder gesungen, die mein Herz und die Seele meiner Frau erquickten.«
»Woher kam er?«
»Von Tschirmen, wo er Einkäufe gemacht hat.«
»Und wohin wollte er?«
»Zum großen Jahrmarkt nach Melnik. Dort gibt es berühmte Waffenschmiede. Er will ihnen etwas abkaufen.«

»Dann werde ich ihn vielleicht unterwegs treffen.«
»Du willst auch nach Melnik, Effendi? Bist du vielleicht auch ein Handelsmann?«
»Nein. Ich reite nach Melnik, weil ich hoffe, die drei Schurken dort zu treffen, die dich heute so übel zugerichtet haben.«
»Was wirst du tun, wenn du sie findest?«
»Ich halte sie fest und übergebe sie der Polizei, damit sie ihre Strafe finden.«
»Allah sei Dank! Ich wollte morgen früh Anzeige erstatten.«
»Das kannst du trotzdem tun. Aber bevor deine Anzeige sich auswirkt, werde ich die Schurken hoffentlich schon gestellt haben. Dann werde ich dem Richter auch ihr heutiges Verbrechen erzählen.«
»Das wäre gut, Effendi. Sie dürfen ihrer Strafe nicht entgehen. Aber wer waren die beiden anderen Männer bei dem Steuereinnehmer?«
»Das ist eine lange Geschichte, die ich dir kurz erzählen will.«
Soweit es nötig war, machte ich den Schmied mit dem Geschehenen bekannt. Er hörte mir aufmerksam zu und sagte dann:
»Hätte ich das gewußt! Ich hätte sie in den Keller gelockt und von meinem Hund bewachen lassen, bis du gekommen wärst.«
»Haben sie nicht etwas darüber gesagt, welchen Weg sie von hier aus einschlagen wollten?«
»Kein Wort. Nur als sie mich banden, hörte ich von dem, den du Barud Al-Amasat nennst, daß sie mich unschädlich machen wollten, damit ich sie nicht verraten könnte, wenn ihre Verfolger kämen.«
»Das dachte ich mir. Manach Al-Barscha hat sich nicht nur aus Rachsucht, sondern auch aus Vorsicht an euch vergriffen. Man wollte euch nicht töten, sondern nur für einige Zeit verschwinden lassen, weil du den Steuereinnehmer erkannt hattest.«
»Und doch wären wir beinahe erstickt!«
»Gott sei Dank, daß es nun doch nicht geschehen ist. Der Reiter, den ich hier erwarte, ist ihnen gefolgt oder nachgeschickt worden, um ihnen zu sagen, daß ich wieder frei bin und daß sie verfolgt werden. Er will sie warnen, und das möchte ich verhindern.«
»Ich helfe dir, Effendi! Was werden wir mit ihm tun?«
»Wir stecken ihn in deinen Keller und übergeben ihn dann der Polizei.«

»Effendi, da fällt mir ein, daß du mich fragtest, ob ich der Bruder von Jafis bin. Kennst du ihn?«
»Ich ritt heute an seinem Garten vorüber, habe mit ihm gesprochen und bei ihm ein Fläschchen Gül jaghy (Rosenöl) gegen Dschebeli umgetauscht.«
»Allah! Mein Bruder hat nun solchen Tabak aller Tabake?«
»Nicht sehr viel!« schränkte ich ein.
»Du hattest solchen Tabak?«
»Natürlich, wie hätte ich ihm sonst welchen geben können?«
Schimin schwieg eine Weile. Ich wußte, welche Frage er jetzt auf den Lippen hatte. Endlich platzte er heraus:
»Nun ist er alle geworden?«
»Noch nicht ganz.« Und um ihm die Sache ein wenig leichter zu machen, fuhr ich fort:
»Rauchst du auch?«
»Oh, sehr gern!«
»Dschebeli?«
»Ich habe diesen Tabak noch nie gerochen, also noch viel weniger geraucht.«
»Dann geh hinein und hol deine Pfeife.«
Ich hatte diese Aufforderung noch nicht ganz ausgesprochen, da war er bereits durch die Tür verschwunden. Ebenso schnell kam er mit der Pfeife zurück.
»Wie geht es deiner Frau?« fragte ich.
Bei diesen einfachen Handwerkern kann man eine Ausnahme machen und nach der Frau fragen, was sonst im Orient streng verboten ist. Auf dem flachen Land gehen die Frauen und Mädchen oft sogar unverschleiert.
»Ich weiß nicht«, antwortete er. »Sie wird schlafen.«
Der Tabak hatte ihm also mehr am Herzen gelegen als sein Weib, für das er doch so große Liebe an den Tag gelegt hatte.
»Gib die Pfeife her! Ich will sie dir stopfen.«
Als er den köstlichen Duft langsam durch die Nase stieß, meinte er entzückt:
»Effendi, das sind Wohlgerüche des Paradieses! So hat wohl selbst der Prophet nicht geraucht!«
»Nein. Zu seiner Zeit gab es noch keinen Dschebeli.«
»Hätte es ihn gegeben, dann hätte der Prophet den Samen mit ins Jenseits genommen, um ihn dort auf den Feldern des siebenten

Der Tschakan ist ein Kampfbeil, das auch geworfen wurde.



Himmels auszusäen. Was tue ich, wenn jetzt der Reiter kommt? Rauche ich weiter, oder stehe ich auf?«
»Du wirst hoffentlich aufstehen.«
»Soll ich auf die köstliche Pfeife verzichten?«
»Du kannst sie ja hinterher wieder anzünden. Ich werde dir dann noch etwas Tabak geben.«
»Effendi, deine Seele ist voll Freundlichkeit wie das Meer voll Wassertropfen! Hat dir mein Bruder keinen Gruß anvertraut?«
»Ja. Ich soll dir sagen, daß es dir so wohl gehen möge wie ihm. Und ich soll dir diesen Gruß bringen von dem, der dein Öjekardasch und dein Jary-kardasch ist.«
Er horchte auf und sagte:
»Was sagst du? Sind das seine Worte?«
»Ja.«
»Dann habt ihr wichtige Dinge miteinander besprochen!«
»Wir sprachen von den Männern, die in die Berge gegangen sind.«
»Und da hat mein Bruder dir ein Versprechen gegeben?«
»Ein Versprechen, das du nach seiner Meinung einlösen wirst.«
»Wie lange hast du mit ihm gesprochen?«
»Eine Viertelstunde.«
»Dann ist ein Wunder geschehen, Effendi. Jafis ist menschenscheu. Er spricht nicht gern und viel und hält in allem sehr zurück. Er muß dich schnell ins Herz geschlossen und dir großes Vertrauen geschenkt haben!«
»Ich sagte ihm, daß ich vielleicht bis in die Berge des Schar Dagh reiten müsse.«
»Und er hat von der Gefahr gesprochen, die dich dort erwartet?«

»Er hat mich gewarnt und zur Vorsicht ermahnt.«
»Hat er dabei das Sicherheitspapier erwähnt?«
»Ja, er hat davon gesprochen.«
»Und gesagt, daß ich dir so ein Papier verschaffen könne?«
»Ja.«
»Er hat sich geirrt.«
»Ah? Wirklich? Es steht nicht in deiner Macht, mir einen solchen Schutz zu beschaffen?«
»Nein.«
»Aber Jafis nahm es als ganz sicher an!«
»Er hat gedacht, es sei noch so wie in früheren Zeiten.«
»Also bist du kein Wissender mehr?«
»Das ist eine Frage, die ich nur einem geprüften Freund beantworten darf. Doch du hast uns gerettet, du besitzt das Öl meines Bruders und seine Freundschaft, und deshalb will ich dir die Wahrheit sagen: Ja, ich war ein Wissender und bin es noch immer.«
»Dann mußt du natürlich ganz genau wissen, daß es keine Sicherheitspapiere mehr gibt.«
»Es gibt keine mehr. Kein Flüchtling stellt mehr solche Papiere aus.«
»Warum nicht?«
»Weil sie ihren Zweck nicht erfüllen. Sie gewähren nicht den Schutz, den sie bieten sollen.«
»Werden sie nicht beachtet?«
»Das ist es nicht. Kein Verlorener wird den Schutzbrief mißachten, den ein anderer Verlorener ausgestellt hat. Aber wer sieht das Papier?«
»Muß man es nicht vorzeigen?«
»In vielen Fällen könnte man das tun. Aber es gibt auch andere Gelegenheiten. Du reitest durch den Wald. Zwei oder drei Geflohene sehen dich kommen. Du bist besser bewaffnet als sie. Darum beschließen sie, sich in keinen offenen Kampf einzulassen. Sie überfallen dich aus dem Hinterhalt und wissen nicht, daß du das schützende Papier bei dir trägst. Du hast es in der Tasche und verläßt dich auf seine Kraft und Wirkung. Trotzdem wirst du von den tödlichen Kugeln derer getroffen, die ihr Leben für dich eingesetzt hätten, wenn ihnen bekannt gewesen wäre, daß du ein Beschützer bist.«

»Das sehe ich ein. Die Verlorenen müssen aber doch irgendeine Möglichkeit haben, ihre Freunde zu schützen. Ich vermute, daß an die Stelle des Schutzbriefes etwas anderes getreten ist, das besser und sicherer wirkt.«
»Deine Vermutung ist richtig. Du siehst also ein, daß ich dir kein Schutzpapier verschaffen kann?«
»Ja. Du kannst mir nicht geben, was gar nicht mehr vorhanden ist. Aber darfst du mir vielleicht sagen, welches Kennzeichen jetzt benutzt wird?«
»Ich will es wagen. Kannst du schweigen?«
»So gut wie ein jeder andere.«
»Dann will ich dir verraten, daß sich alle Schützer und Beschützten jetzt an der Koptscha (Knopf, Schnalle) erkennen.«
Diese Worte riefen sofort eine Ahnung in mir hervor.
»Ist diese Koptscha aus Silber?« fragte ich. »Bildet sie einen Ring, in dem sich ein Tschakan, ein Wurfbeil, befindet?«
»Ja. Woher weißt du das?«
»Ich vermute es, weil ich bei einigen Personen diese Koptscha gesehen habe, von denen ich weiß oder vermute, daß sie Verlorene sind oder doch mit ihnen in Verbindung stehen.«
»Darf ich die Namen dieser Personen erfahren?«
»Ja. Manach Al-Barscha hatte einen Koptscha an seinem Fes. Einige Männer, die in Edirne beim Kadi die Verhandlung gegen Barud Al-Amasat mit anhörten, trugen sie. Und dann begegnete ich heute, als ich mit dem ehemaligen Derwisch durch die Stadt ritt, einem Mann, der mich eigentümlich betrachtete, später vermutlich die Verbündeten der Flüchtlinge benachrichtigte und jene zwei Schüsse veranlaßte, die auf mich und Ali Manach Ben Barud Al-Amasat abgefeuert wurden. Auch er hatte die Koptscha.«
»Daß der einstige Steueraufseher von Üsküb sie besitzt, habe ich heute bemerkt.«
»Vielleicht hätte man dich nicht so mißhandelt, wenn du ihnen gesagt hättest, daß du im Besitz des Knopfes bist.«
»Manach Al-Barscha hätte sich nicht darum gekümmert. Er haßt mich wie die Pest.«
»Welche Bedingungen muß man erfüllen, wenn man die Koptscha haben will?«
»Wer sie haben will, muß ein Mann sein, von dem man sicher ist, daß er den Freunden Nutzen bringen wird. Außerdem muß

er bewiesen haben, daß er die Männer, die in die Berge gegangen sind, nicht verurteilt.«
»Muß sie nicht jeder vernünftig denkende Mann verurteilen? Sie gehören der Gesellschaft, die unter dem Schutz des Gesetzes steht, nicht mehr an.«
»Du hast recht. Aber man muß dieses Gesetz mit der Gesellschaft vergleichen. Das Gesetz ist gut, aber die Gesellschaft taugt nichts. Allah hat uns weise Gesetze gegeben, aber sie werden von seinen Vertretern falsch gehandhabt. Hast du nicht schon die Klage gehört, daß der Islam seine Anhänger verhindere, in der Kultur Fortschritte zu machen?«
»Sehr oft.«
»Wird dieser Vorwurf dem Islam nicht meist von Andersgläubigen gemacht?«
»Das kann zutreffen.«
»Nun, sie kennen den Islam, den echten Türken, nicht. Der Islam verhindert den Kulturfortschritt nicht, aber die Macht, die er dem einen über den andern erteilt, ist in unrechte, treulose Hände gekommen.«
Ich war erstaunt, von diesem einfachen Mann, von einem Dorfschmied, solche Worte zu hören. Wo hatte er seine Anschauungen hergenommen? Waren sie die Frucht eigenen Nachdenkens, oder hatte er sich mit Männern unterhalten, die ihm diese Meinungen vermittelt hatten?
Ich zog es vor, mich einer Antwort zu enthalten, und so fuhr er fort:
»Der Türke hat dieses Land erobert. Ist das ein Grund, ihn daraus zu vertreiben? Antworte mir, Effendi!«
»Sprich weiter!« sagte ich ausweichend.
»Haben nicht Engländer, Deutsche, Russen, Franzosen und alle andern ihr Land ebenso erobert? War nicht noch vor kurzem Preußen so klein wie eine Streusandbüchse, und nun ist es so groß geworden, daß es Millionen von Menschen faßt? Wodurch ist es so groß geworden? Durch Schießpulver, durch das Bajonett und durch das Schwert, wohl auch durch die Feder des Diplomaten. Sie alle haben früher nicht die Länder gehabt, die sie jetzt besitzen. Was würde der Amerikaner sagen, wenn der Türke zu ihm käme und spräche: ›Du mußt fort, denn dieses Land hat dem roten Volk gehört?‹ Er würde den Türken auslachen.«

Schimin war von seinen Gedanken so begeistert, daß er sogar die Pfeife ausgehen ließ. Ich zündete ein Hölzchen an und reichte es ihm.
»Zieh!« sagte ich.
Er setzte den Tabak in Brand und meinte dann:
»Du siehst, daß ich sogar den Dschebeli vergesse! Aber habe ich recht oder nicht?«
»Es ließe sich eine Menge dagegen sagen.«
»Warum sagst du es nicht?«
»Woher hast du deine Anschauungen?« forschte ich.
»Ich habe sie mir mit meinen Augen und Ohren geholt. Ich habe es gemacht, wie man es in euren Ländern tut, wo der Handwerksgeselle hinausgeht in die Welt, um mehr zu lernen, als er daheim bei seinem Meister lernen könnte. Ich habe in Wien, in Budapest und in Belgrad gearbeitet. Da habe ich genug gesehen und gehört, um denken zu lernen. Kannst du mich widerlegen?«
»Ja, ich kann es. Du suchst die Ursachen eurer Krankheit außerhalb des Staatskörpers, in dem der Krankheitskeim doch schon von Anfang an lag.«
»Kannst du mir das beweisen, Effendi?«
»Ja.«
»Dann fang an. Oder nein, warte!«
Von fern her war der Schritt eines Pferdes zu hören.
»Vielleicht ist er es!« meinte der Schmied.
»Wahrscheinlich.«
»Das tut mir leid. Ich wollte erst noch deine Beweise hören.«
»Ich werde sie dir bringen, wenn wir mit ihm fertig sind.«
»Was tun wir jetzt?«
»Er darf mich zunächst nicht sehen, denn er kennt mich vielleicht. Du mußt versuchen, ihn in das Innere des Hauses zu locken.«
»Das wird leicht sein, wenn er nur nicht vorüberreitet.«
»Das darf er auf keinen Fall. Es ist dunkel genug. Ich gehe auf der Mitte der Straße. Will er vorüber, dann halte ich ihn auf. Steigt er aber ab, komme ich sofort hinter euch ins Haus.«
»Und wenn er es nicht ist?«
»Dann soll ihm nichts geschehen.«
Das Pferdegetrappel kam näher. Man hörte deutlich, daß es nur von einem einzelnen Tier stammte. Ich lief zur Mitte des Weges, wo ich mich niederduckte.

Jetzt war der Reiter da. Er hielt genau in dem Lichtschein, den das Herdfeuer der Schmiede herauswarf. Das Gesicht des Mannes konnte ich nicht genau erkennen.
»Hallo! Ist hier jemand zu Hause?« rief er laut.
Als sich nicht sofort jemand zeigte, wiederholte er seinen Ruf. Jetzt ließ sich der Schmied an der Tür sehen.
»Wer ist da?« fragte er.
»Ich bin fremd. Wer wohnt hier?«
»Ich«, antwortete Schimin nicht sehr geistreich.
»Wer bist du?«
»Ich bin der Besitzer dieses Hauses.«
»Das kann ich mir denken, Dummkopf! Ich will natürlich deinen Namen wissen.«
»Ich heiße Schimin.«
»Was bist du?«
»Schmied. Hast du keine Augen, das an dem Feuer festzustellen, dessen Flamme dich beleuchtet?«
»Ich sehe nichts weiter, als daß du nicht nur ein Dummkopf, sondern auch ein Grobian bist! Komm näher! Ich muß dich etwas fragen!«
»Bin ich etwa dein Sklave oder dein Diener, daß ich zu dir kommen soll? Wer mit mir sprechen will, der mag sich zu mir bemühen.«
»Ich bin zu Pferd!«
»Dann steig ab und komm herein.«
»Das ist nicht nötig.«
»Doch! Ich habe Schnupfen und Husten. Soll ich mir deinetwegen eine Erkältung holen und dann krank sein, statt arbeiten zu können?« sagte Schimin und trat in die Tür zurück.
Der Reiter knurrte ein paar Grobheiten, trieb aber sein Pferd näher heran.
Bis jetzt wußte ich nicht, ob er der Erwartete war. Als er aber nun dicht vor der Schmiede hielt, um abzusteigen, erkannte ich deutlich, daß das Pferd ein Falbe war. Der Mann trug einen roten Fes, einen grauen Mantel und hatte einen kleinen hellen Schnurrbart. Als er jetzt abstieg, erblickte ich die roten türkischen Schuhe. Es war also der richtige Mann.
Er band sein Pferd an die Tür der Schmiede und ging ins Haus.
Ich schlich ihm nach. Der Schmied war in den größeren Raum des

Hauses gegangen, wo seine Frau lag. Da der Fremde ihm dorthin gefolgt war, konnte ich eintreten und versteckt hinter der geflochtenen Scheidewand alles hören, was gesprochen wurde. Der Fremde stand mit dem Rücken zu mir, der Schmied vor ihm, einen brennenden Span in der Hand.
Die Frau schien sich etwas erholt zu haben. Sie hatte die Augen geöffnet, den Kopf in die Hand gestemmt und hörte dem Gespräch der beiden Männer zu.
Der Schmied bekam Vorwürfe zu hören, daß er sich so unfreundlich benommen hatte. Das erbitterte ihn. Er ließ sich aus Ärger zur Unvorsichtigkeit verleiten und sagte:
»Ich bin nur gegen ehrliche Leute freundlich.«
»Meinst du etwa, daß ich nicht ehrlich bin?«
»Ja, das meine ich.«
»Du bist ein Grobian, wie es gar keinen größeren geben kann! Wie willst du wissen, ob ich ein ehrlicher Mann bin oder nicht? Kennst du mich etwa?«
»Ja, ich kenne dich.«
»Wo hast du mich gesehen?«
»Ich habe dich noch nicht gesehen, aber gehört habe ich von dir.«
»Wo und von wem?«
»Hier, von einem fremden Effendi, der ganz genau weiß, daß du ein Spitzbube bist.«
»Wann?«
»Heute, vor kurzer Zeit.«
»Du lügst!«
»Ich lüge nicht, ich sage die Wahrheit. Ich kann es dir beweisen. Ich weiß nämlich ganz genau, was du bei mir erfahren willst.«
»Das kannst du unmöglich wissen!«
»Ich weiß es ganz bestimmt. Du willst dich nach Manach Al-Barscha und Barud Al-Amasat erkundigen.«
Der andere erschrak heftig und fragte:
»Woher weißt du das?«
»Von jenem Effendi.«
»Wie heißt er?«
»Das brauchst du nicht zu wissen. Wenn er will, wirst du es erfahren.«
»Wo befindet er sich?«

»Das geht dich nichts an.«
»Meinst du? Und wenn ich dich zwinge?«
»Ich fürchte mich nicht.«
»Auch vor dem da nicht?«
Der Fremde zog ein Dolchmesser hervor und hielt es ihm entgegen.
»Nein, auch vor diesem Messer nicht. Ich bin nicht allein.«
Ich war an die Öffnung des Weidengeflechtes getreten. Bei den letzten Worten zeigte der Schmied auf mich. Der Fremde drehte sich um, entdeckte mich und rief:
»Teufel!«
Er sah erschrocken aus, und auch ich war überrascht, denn ich erkannte in ihm jenen Menschen, der mich so eigentümlich beobachtet hatte, als ich mit dem ›Tanzenden‹ durch die Straßen von Edirne gekommen war. Der Fremde hatte in rumänischer Sprache gerufen. War er ein Rumäne? In solchen Augenblicken der Überraschung ist der Gebrauch der Muttersprache das Nächstliegende.
Was der Schmied verdorben hatte, mußte ich wiedergutzumachen suchen. Er hätte gar nicht verraten sollen, was er von ihm wußte. Schimin mußte dessen Fragen abwarten; dann erst war es Zeit, sich zu äußern.
»Das stimmt genau«, antwortete ich auch rumänisch. »Du bist des Teufels!«
Er faßte sich, steckte das Messer wieder zu sich und sagte:
»Was willst du? Ich kenne dich nicht!«
»Das ist auch nicht notwendig. Die Hauptsache ist, daß ich dich kenne.«
Er machte ein erstauntes Gesicht, schüttelte den Kopf und meinte verblüfft:
»Ich kenne dich nicht! Gott ist mein Zeuge!«
»Lästere Gott nicht! Er ist Zeuge, daß du mich gesehen hast!«
»Wo denn?«
»In Edirne.«
»Wann?«
»Pah! Kannst du Türkisch sprechen?«
»Ja.«
»So laß dein Rumänisch. Der Schmied soll auch verstehen, was wir reden. Du gibst doch zu, daß du dabei warst, als Barud Al-

Amasat in Edirne verurteilt wurde, weil er gegen das Gesetz verstoßen hatte?«
»Ich war nicht dabei, und ich weiß von nichts.«
Ich hatte ihn nicht unter den Zuschauern gesehen. Deshalb konnte ich seine Behauptung nicht widerlegen. Aber ich fragte weiter:
»Du kennst Barud Al-Amasat?«
»Nein.«
»Auch nicht seinen Sohn Ali Manach?«
»Nein.«
»Warum warst du erschrocken, als du ihn als meinen Gefangenen sahst?«
»Ich habe weder dich noch ihn gesehen.«
»Ah so! Also kennst du auch den Handschi Doxati in Edirne nicht?«
»Nein.«
»Und bist auch nicht sofort, nachdem du mich und Ali Manach gesehen hattest, fortgelaufen, um deine Leute zu warnen?«
»Ich begreife nicht, warum du mir solche Fragen stellst. Von alledem weiß ich nicht das geringste.«
»Für mich steht fest, daß du von der Flucht des Gefangenen weißt, daß du am Tod Ali Manachs schuld bist, aber nichts dafür kannst, daß die andere Kugel an meiner Stelle den Polizisten traf. Ebenso kannst du nicht ableugnen, daß du jetzt unterwegs bist, um Manach Al-Barscha und Barud Al-Amasat zu warnen. Alles das weiß ich ganz genau.«
»Trotzdem irrst du dich. Du verwechselst mich. Wo soll denn das geschehen sein? Wie ich aus deinen Reden vermute, in Edirne?«
»Ja.«
»Und zwar vor kurzer Zeit? Dann will ich dir sagen, daß ich seit mehr als einem Jahr nicht in Edirne gewesen bin.«
»Du bist ein großer Lügner! Wo warst du in den letzten Tagen?«
»In Mandra.«
»Woher kommst du heute?«
»Aus Boldschibak, wo ich seit gestern früh war.«
»In Mandra an der Maritza warst du? Hm, ja, an der Maritza bist du gewesen, aber eine bedeutende Strecke oberhalb Mandra, nämlich in Edirne.«

»Soll ich schwören, daß du dich irrst?«
»Dein Schwur würde ein Meineid sein. Willst du mir vielleicht sagen, was du bist?«
»Ich bin Agent für alles.«
»Und wie heißt du?«
»Pimosa.«
»Ein eigentümlicher Name. Ich habe ihn noch in keiner Sprache gefunden. Hast du ihn dir vielleicht selbst ausgedacht?«
Seine Brauen zogen sich drohend zusammen.
»Herr«, fragte er, »wer gibt dir das Recht, so mit mir zu sprechen?«
»Ich gebe es mir!«
Und der Schmied fügte hinzu:
»Das ist nämlich der Effendi, von dem ich vorhin gesprochen habe.«
»Ich merke es«, antwortete Pimosa. »Aber auch wenn er ein Effendi aller Effendis ist, erlaube ich ihm nicht, mich unhöflich zu behandeln! Ich kenne die Art und Weise, wie man Leute seines Schlages höflich macht, ganz genau.«
»Nun, wie fängt man das an?« fragte ich.
»So!«
Er legte die Hand an den Gürtel, wo seine Waffen steckten, und zog die Pistole halb heraus.
»Gut, das ist eine Sprache, vor deren Deutlichkeit ich allen Respekt habe. Ich werde also höflicher sein. Wirst du vielleicht die Freundlichkeit haben, mir zu sagen, wo du geboren bist?«
»Ich bin Serbe und stamme aus Lopatitza am Ibar.«
»Ich will so tun, als ob ich es glaubte, halte dich aber im stillen für einen Rumänen. Wohin willst du?«
»Nach Ismilan!« erklärte Pimosa.
»Wunderbar! Du bist ein kluger Mann und machst einen so bedeutenden Umweg? Wie kommst du nach Koschikawak, wenn es deine Absicht war, von Mandra nach Ismilan zu reiten? Dein Weg hätte dich viel weiter südlich führen müssen.«
»Ich hatte in den Dörfern zu tun, die ich berührte. Aber nun verbitte ich mir weitere Fragen. Bist du etwa ein Polizist, daß du mich wie einen Verbrecher ausfragst?«
»Gut, ich will dir deinen Willen lassen. Sag mir nur noch, warum du hier abgestiegen bist!«

»Wollte ich etwa absteigen? Der Schmied hat mich dazu gezwungen, da er im Freien nicht antworten wollte.«
»Hast du ihm deine Fragen schon vorgelegt?«
»Nein.«
»Dann tu es jetzt, damit du erfährst, was du wissen wolltest!«
Er wurde etwas verlegen, faßte sich aber schnell und antwortete:
»Dazu ist mir nun die Lust vergangen. Wenn man so schlecht behandelt wird, wirft man sein Ungeziefer ab und geht.«
Er machte dabei die Bewegung des Auskämmens und schickte sich zum Gehen an.
»Nennst du das etwa Höflichkeit?« erkundigte ich mich.
»Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil!«
Das war wieder rumänisch. Er schien wirklich kein Serbe zu sein.
»Du scheinst die Sprichwörter zu lieben«, meinte ich und stellte mich ihm in den Weg. »Ich habe mir aber vorgenommen, höflich zu sein, und bitte dich, noch ein bißchen bei mir zu bleiben.«
»Was soll ich hier? Ich habe keine Zeit, ich muß fort.«
»Du sollst die andern Gäste erwarten, die noch kommen werden. Sie wollen dich hier treffen.«
»Wer sind diese Leute?«
»Saptiyeler aus Edirne.«
»Geh zum Teufel!«
»Fällt mir nicht ein! Ich bleibe bei dir. Dort ist Platz. Habe die Güte, dich niederzusetzen.«
»Bist du verrückt? Scher dich zur Seite!«
Er wollte an mir vorüber, aber ich faßte ihn am Arm und hielt ihn fest, ohne ihm weh zu tun.
»Ich muß dich wirklich bitten, bei uns zu bleiben«, sagte ich drohend. »Die Saptiyeler, von denen ich vorhin sprach, möchten gern mit dir reden.«
»Was habe ich mit ihnen zu tun?«
»Du mit ihnen allerdings nichts, aber sie mit dir.«
Da funkelte er mich zornig an. »Laß mich sofort los!« schrie er.
»Pah! Wir werden dafür sorgen, daß du Manach Al-Barscha nicht mehr einholst.«
Jetzt stand ich vor dem angeblichen Agenten und der Schmied, der den brennenden Span in das dazu bestimmte Loch gesteckt

hatte, hinter ihm. Das merkte Pimosa aber nicht. Er sah ein, daß er durchschaut war. Er erkannte aber auch die Notwendigkeit, seinen Weg fortzusetzen. Ich war überzeugt, daß er das selbst mit Gewaltanwendung zu erzwingen versuchen werde. Obwohl ich ein gleichgültiges Gesicht machte, behielt ich seine Hände scharf im Auge. Er rief wütend:
»Ich kenne diesen Menschen nicht. Aber ich will fort und ich muß fort. Mach Platz!«
Er versuchte an mir vorbeizukommen, aber ich kam ihm zuvor und hielt mich zwischen ihm und dem Ausgang.
Fluchend trat Pimosa einen Schritt zurück. Ein Messer blitzte in seiner Hand. Er wollte zustoßen, aber der Schmied hatte seinen Arm schnell von hinten gepackt.
»Hundesohn!« brüllte der Agent und drehte sich zu Schimin um.
Dadurch bekam er mich in den Rücken. Ich umklammerte ihn rasch und preßte ihm die Arme so fest an den Leib, daß er sie nicht mehr rühren konnte.
»Einen Strick, Riemen oder eine Schnur!« rief ich dem Schmied zu.
»Das werdet ihr nicht schaffen!« knirschte der angebliche Agent.
Vergeblich strengte er alle seine Kraft an, um loszukommen. Er schlug mit den Füßen hinten aus, aber es dauerte nicht lange, bis der Schmied mit Stricken gelaufen kam. Nach wenigen Augenblicken lag der Mann gefesselt am Boden.
»Geschafft!« sagte Schimin befriedigt. »So soll es auch deinen Verbündeten gehen, die mich und mein Weib ebenso gefesselt hatten.«
»Ich habe keine Verbündeten!« schnaufte der Gefangene.
»Das wissen wir besser!«
»Ich verlange, sofort freigelassen zu werden!«
»Das eilt nicht!«
»Ihr verwechselt mich! Ich bin ein ehrlicher Mann!«
»Beweise es!«
»Erkundigt euch doch!«
»Wie sollen wir das tun?«
»Geht nach Dschnibaschlü.«
»Das wäre nicht einmal weit! Und zu wem?«
»Zum Färber Boschak.«

»Den kenne ich!« sagte der Schmied.
»Und er kennt mich. Er wird euch sagen, daß ich nicht der bin, für den ihr mich haltet.«
Der Schmied sah mich fragend an.
»So eilig haben wir es nicht«, winkte ich ab. »Zunächst wollen wir einmal sehen, was in seinen Taschen steckt.«
Wir untersuchten seine Kleider, wobei es allerdings ohne wüstes Schimpfen des Gefesselten nicht abging. In seinen Taschen fanden wir eine ansehnliche Geldsumme und verschiedene Kleinigkeiten, wie man sie bei sich zu tragen pflegt. Wir gaben ihm alles wieder. Der Schmied, der ein weiches Gemüt besaß, fragte:
»Solltest du dich nicht geirrt haben, Effendi?«
»Nein, ich bin meiner Sache gewiß. Auch wenn wir nichts finden, halten wir ihn fest. Zunächst werden wir sein Pferd untersuchen.«
Die Frau hatte sich bisher ruhig verhalten. Als sie sah, daß wir hinausgehen wollten, fragte sie:
»Soll ich ihn bewachen?«
»Ja«, antwortete Schimin.
Da erhob sie sich von ihrem Lager, zündete einen neuen Span an und sagte:
»Geht ruhig hinaus! Wenn er versucht, sich zu rühren, dann verbrenne ich ihn. Ich will nicht umsonst da unten in dem Loch gesteckt haben!«
»Ein tapferes Weibchen!« schmunzelte der Schmied. »Nicht wahr, Effendi?«
Das Pferd stand noch angebunden an der Tür der Schmiede. Die Satteltaschen enthielten einen kleinen Mundvorrat, weiter fanden wir nichts.
»Was wirst du nun anfangen?« erkundigte sich Schimin.
»Zunächst bringen wir das Pferd von der Straße weg.«
»Und dann?«
»Dann stecken wir den Gefangenen in dasselbe Loch, in dem du mit deiner Frau gesteckt hast.«
»Und dann?«
»Dann warten wir, bis meine Leute kommen.«
»Was soll denn mit dem Gefangenen geschehen?«
»Ich lasse ihn nach Edirne zurückschaffen.«
Als die Frau des Schmiedes erfuhr, was mit dem Agenten ge-

schehen sollte, machte sie ein zufriedenes Gesicht. Sie half sogar mit, als der Gefangene trotz heftiger Gegenwehr, die allerdings meist nur aus Schimpfreden und Drohungen bestand, in Sicherheit gebracht wurde. Dann ließ die gute Frau es sich nicht nehmen, trotz der späten Stunde noch fortzugehen, um ein Abendessen zu besorgen.

Der Schmied und ich setzten uns indessen wieder vor die Tür, wobei Schimin eine zweite Pfeife rauchte.

»Ein merkwürdiges Abenteuer!« sagte er. »Ich bin noch nie in meinem Keller gefangen gewesen und habe auch keinen anderen Gefangenen dort unten gehabt. Es war Allahs Wille!«

Die Zeit verfloß bei unserer Unterhaltung. Das Essen ging vorüber, und ich wartete noch immer auf Halef und die andern. Die Frau legte sich wieder nieder. Wir beide blieben vor der Tür sitzen. Mitternacht kam, noch eine Stunde verrann, aber wir warteten vergebens.

»Sie werden unterwegs eine Herberge gefunden haben«, versuchte Schimin das Ausbleiben meiner Gefährten zu erklären.

»Nein, sie haben die Weisung, diese Strecke zu reiten. Sie sind durch irgendein unvorhergesehenes Ereignis abgehalten worden. Übernachten werden sie nicht, bevor sie nicht hier angekommen sind.«

»Oder sie haben den Weg verfehlt.«

»Das traue ich ihnen, besonders meinem Hadschi Halef Omar, nicht zu.«

»Dann müssen wir warten. Jedenfalls wird uns das nicht so schwer wie dem Mann da unten im Keller. Wie wird er sich die Zeit vertreiben?«

»So ähnlich, wie du sie dir vertrieben hast, als du vorhin da unten stecktest.«

»Du glaubst also nicht, daß es ein Serbe ist?«

»Nein, er lügt.«

»Und daß er Pimosa heißt?«

»Auch das bezweifle ich.«

»Du kannst dich aber doch irren!«

»Pah! Er zog das Messer und hätte wirklich zugestochen. Warum hat er nicht verlangt, zum Kahya geführt zu werden? Das hätte jeder gefordert, der ein gutes Gewissen besitzt. Du kennst den Färber, von dem er sprach? Was für ein Mann ist das?«

»Ein dicker, runder Faulpelz.«
Das war eine eigentümliche Antwort. Der Färber war Boschak genannt worden, und boschak heißt auch träge, faul. Ich erkundigte mich weiter:
»Ist er wohlhabend?«
»Nein, eben weil er faul ist. Er ist übrigens nicht nur Färber, sondern auch Bäcker.«
»Ist er als Bäcker fleißiger?«
»Nein. Sein Haus fällt beinah um, weil er zu faul ist, etwas auszubessern. Seine Frau hat den Backofen gebaut, sie hat den Backtrog zusammengenagelt, und sie schafft auch das Backwerk zu den Kunden.«
»Dann bäckt sie wohl auch selbst?«
»Ja, das tut sie.«
»Und färbt auch selber?«
»Allerdings.«
»Was tut denn der Mann?«
»Er ißt, trinkt, raucht und hält seinen Kef.«
»Dann ist es kein Wunder, wenn er arm bleibt. Er wohnt in Dschnibaschlü?«
»Ja, Effendi. Das ist ein ziemlich großes Dorf.«
»Wie weit ist es von hier?«
»Zwei Stunden. Sobald man Koschikawak hinter sich hat, kommt man auf der Brücke über den Fluß. Von da führt der Weg südwärts nach Dschnibaschlü.«
»Steht dieser Bäcker und Färber vielleicht auch sonst noch in einem schlechten Ruf?«
»Hm! Ich weiß es nicht.«
»Sprich deutlicher.«
»Es sind ihm vor einigen Jahren die Ohren aufgeschnitten worden.«
»Weshalb?«
»Du weißt nicht, wen diese Strafe trifft?«
»Er hat wohl das Backwerk zu klein gemacht?«
»O nein, eher zu groß. Ein Bäcker, der zu klein bäckt, wird mit dem Ohr an seinen Laden genagelt, aber aufgeschlitzt wird das Ohr nicht.«
»Aber wenn er so arm ist, wundert es mich, daß er zu groß gebacken hat.«

»Oh, er hat trotzdem nicht zuviel Mehl genommen! Sein Gebäck ging über die Grenze. Da fand man, daß es sehr schwer war. Man öffnete die Brötchen, und es zeigte sich, daß sie allerlei enthielten, was an der Grenze versteuert werden muß.«
»Ah so! Also ist er ein Schmuggler?«
»Wie es scheint. Wenigstens war er es.«
»Hm! Dann möchte ich doch lieber mit ihm sprechen.«
»Warum? Ich denke, du willst sofort weiterreiten, wenn deine Gefährten angekommen sind?«
»Das wollte ich wirklich. Aber unser Gefangener hat sich auf den Bäcker berufen. Da scheint es mir möglich, daß ich bei diesem Mann etwas erfahren kann, was mir weiterhilft.«
»Du müßtest bis morgen früh warten.«
»Ja. Meine Gefährten könnten indessen voranreiten. Ich würde sie bald wieder einholen.«
»Warum wartest du hier auf sie? Du könntest doch einstweilen drin im Haus schlafen!«
»Dann würden sie vorüberreiten, ohne anzuhalten. Sie wissen nicht, daß ich hier auf sie warte!«
»Ich wache, Effendi.«
»Das kann ich nicht verlangen.«
»Warum nicht? Hast du nicht mich und mein Weib aus dem Loch geholt? Wir wären ohne dich entweder verschmachtet oder erstickt. Da kann ich ruhig ein paar Stunden für dich wachen! Du mußt morgen reiten, kannst also tagsüber nicht schlafen. Ich werde die versäumte Ruhe wieder nachholen.«
Nach kurzem Nachdenken nahm ich Schimins freundliches Angebot an.
Seine Frau bereitete mir ein Lager, und nachdem er mir versprochen hatte, daß er draußen das Herdfeuer nicht verlöschen lassen werde, legte ich mich nieder.
Als ich aufwachte, war es noch dunkel. Trotzdem fühlte ich, daß ich ausgeschlafen hatte. Das Rätsel löste sich, als ich aufstand und feststellte, daß sämtliche Fensterluken noch durch die Läden verschlossen waren.
Ich stieß einen auf und sah, daß die Sonne schon ziemlich hoch stand. Es mochte nach mitteleuropäischer Zeit zwischen acht und neun Uhr sein.
Draußen war ein fleißiges Hämmern und Feilen zu hören. Ich

ging hinaus. Der Schmied stand bei seiner Arbeit, und seine Frau zog den Blasebalg.
»Guten Morgen!« rief er mir lachend entgegen. »Du hast gut geschlafen, Effendi.«
»Leider! Du aber auch!«
»Ich? Wieso?«
»Ich sehe meine Gefährten nicht.«
»Ich habe sie auch nicht gesehen.«
»Sie sind bestimmt in der Nacht hier vorbeigekommen!«
»Du glaubst, daß ich geschlafen habe?«
»Ich fürchte es.«
»Nicht ein Auge habe ich zugetan! Frag meine Frau. Als du schliefst, kam sie zu mir vor das Haus. Wir haben nebeneinander gesessen und vergebens auf deine Freunde gewartet.«
»Und das Feuer hat immer gebrannt?«
»Es brennt jetzt noch! Effendi, ich sage dir die Wahrheit.«
»Das macht mich um die Gefährten besorgt. Ich werde ihnen entgegenreiten.«
»Ich dachte, du wolltest nach Dschnibaschlü weiter?«
»Ich wollte.«
»Keine Sorge, Effendi! Sie werden kommen. Sie sind so klug gewesen, während der Nacht nicht durch eine unbekannte Gegend zu reiten.«
»Nein, das kann ihre Ankunft nicht verzögert haben. Entweder sind sie auf ein unvorhergesehenes Hindernis gestoßen, oder sie haben den Weg verfehlt.«
»In beiden Fällen ist es besser, wenn du nach Dschnibaschlü reitest. Sie werden das Hindernis beseitigen und bald kommen. Und befinden sie sich auf dem falschen Weg, dann werden sie den richtigen finden. Welche Orte sollten sie berühren?«
»Ich habe ihnen gesagt, sie sollten von Derekiöj nach Mastanly reiten.«
»Dann müssen sie auf alle Fälle hier vorüberkommen. Soll ihnen jemand entgegenreiten? Dann werde ich es tun. Ich nehme das Pferd unseres Gefangenen.«
»Das ist ein guter Vorschlag. Hast du schon mit ihm gesprochen?«
»Ich habe nach ihm gesehen.«
»Was sagte er?«

»Er schimpft erbärmlich und verlangt, sofort freigelassen zu werden. Als ich sagte, daß ich ihm die Freiheit nicht geben könne, verlangte er, mit dir zu reden.«
»Diesen Wunsch werde ich ihm erfüllen.«
Wir wollten gerade die Kellertür öffnen, als die Frau des Schmiedes kam, mich geheimnisvoll am Arm berührte und dabei flüsterte:
»Ich habe es gefunden!«
»Was?« fragte ich und ließ das Geflecht der Falltür los.
»Sein Gesicht, seine Narbe.«
»Du meinst wohl das Gesicht des Gefangenen?«
»Ja, Effendi. Ich hatte beides vergessen.«
»Also hast du ihn schon einmal gesehen?«
»Ja. Aber ich habe es wieder vergessen. Ich habe während der ganzen Nacht darüber nachgedacht. Nun ist es mir ganz plötzlich eingefallen.«
»Komm in die andere Stube! Er könnte uns hören«, sagte ich.
Beide folgten mir in die Wohnstube, und dort sagte der Schmied verwundert zu seinem Weib:
»Du hast ihn gesehen? Du hattest es vergessen, und du hast während der ganzen Nacht neben mir gesessen und darüber nachgedacht? Warum hast du mir nichts davon gesagt?«
»Ich wollte mich nicht ablenken lassen. Hätte ich davon gesprochen, dann wäre es mir vielleicht gar nicht eingefallen.«
»Du kannst recht haben«, sagte ich. »Gut, daß du dich nun besonnen hast. Also, wo hast du ihn gesehen?«
»In Topoklu.«
»Wann?«
»Im letzten Frühjahr bei meiner Freundin.«
»Als du in Topoklu zu Besuch warst?« fragte ihr Mann erstaunt.
»Ja, damals.«
»Was tat er denn bei deiner Freundin?«
»Er kaufte Schießpulver und Zündhütchen.«
Und zu mir gewandt, fuhr sie fort:
»Du mußt nämlich wissen, daß der Mann meiner Freundin einen Kramladen besitzt. Ich war eingeladen worden, weil sie krank war und niemand hatte, der sie pflegen konnte. Als ich bei ihr saß, kam jemand in den Laden und verlangte Munition. Er wollte sie sofort versuchen. Da bat ihn der Krämer, darauf zu verzichten,

weil seine Frau krank sei und das Schießen nicht vertragen könne. Aber der Mann lud trotzdem seine Pistole und schoß auf den Pferdekopf am gegenüberliegenden Haus.«
Der Bulgare liebt es nämlich, über seiner Tür oder an den Giebeln seines Hauses Pferdeköpfe oder auch die Köpfe anderer größerer Tiere, wie Rinder, Maultiere und Maulesel, anzubringen.
»Meine Freundin schrie bei dem Schuß vor Schreck laut auf. Der Mann lachte und schoß noch mehrere Male. Und als der Krämer es ihm nun streng verbot, drohte er, auf ihn selbst zu schießen. Endlich bezahlte er und ging. Vorher sagte er noch, daß er eigentlich gar nicht zu bezahlen brauche, da er zu den Verschwörern gehöre.«
»Was für Leute sind das?« fragte ich.
»Das weißt du nicht?« meinte der Schmied.
»Ich habe noch nie etwas davon gehört.«
»Ein Verschwörer ist ein Mann, der dem Großherrn nicht gehorchen und ein bulgarisches Reich mit einem eigenen, unabhängigen König haben will.«
»Darf es denn jemand wagen, sich öffentlich zu diesen Verschwörern zu bekennen?«
»Warum nicht? Der Großherr wohnt in Stambul, und je weiter du dich von dieser Stadt entfernst, desto geringer wird seine Macht. Und sieht so ein Mann sich in Gefahr, dann geht er in die Berge. Erzähl weiter, Frau!«
»Ich hatte durch die Ritzen der Rutenwand geblickt«, fuhr sie fort, »und den Mann gesehen. Er trug ein großes Pflaster auf der rechten Wange, und als wir dann den Krämer fragten, wer der Fremde sei, sagte er uns, der Mann gehöre zum ›Bund der Unzufriedenheit‹ und wohne in dem Dorf Palatza. Er heiße Mosklan und sei eigentlich Pferdehändler, habe dieses Geschäft aber aufgegeben, um seine ganze Zeit dem Geheimbund widmen zu können. Dann bat uns der Krämer, keinem Menschen etwas davon zu sagen. Wir hörten noch, daß dieser Roßhändler selten zu Hause anzutreffen und meistens unterwegs sei.«
»Und du glaubst, ihn in Pimosa, unserem Gefangenen, wiedererkannt zu haben?«
»Ja. Er trägt das Pflaster nicht mehr, das machte mich irre. Aber jetzt fiel mir die Narbe über seiner rechten Wange ein. Nun weiß ich es genau, daß er es ist.«

»Kannst du dich nicht irren?«
»O nein. Ich kann es beschwören, daß er es ist.«
»Er hat sich aber Pimosa genannt und gesagt, er sei ein Serbe, ein Agent aus Lopatitza am Ibar.«
»Das ist eine Lüge.«
»Ich habe es ihm auch nicht geglaubt. Er sprach rumänisch, und zwar so, wie man es in der Gegend von Slatina hört.«
»Slatina? Ja, ja!« bestätigte die Frau eifrig. »Der Krämer schien ihn besser zu kennen, als er uns merken lassen wollte. Er war zornig auf ihn und nannte ihn einen Walachen, einen Giaur, einen Ketzer aus Slatina.«
»Daraus ist allerdings zu schließen, daß er ihn genau kennt und auch weiß, daß der Mann aus Slatina ist.«
»Und jetzt fällt mir auch ein, daß er ihn in seinem Zorn einen Fußboten der Aufwiegler und einen Reitboten der Revolutionäre nannte.«
»Das ist wichtig! Vielleicht ist bei dem dicken Bäcker in Dschinbaschlü noch mehr zu erfahren.«
»Willst du wirklich hin, Effendi?«
»Ja, jetzt ganz bestimmt.«
»Und soll der Gefangene es erfahren?«
»Selbstverständlich! Er hat mich ja selbst dazu aufgefordert.«
»Wirst du ihm auch sagen, daß du erfahren hast, wer er eigentlich ist?«
»Nein. Das wäre unvorsichtig. Habt ihr noch etwas zu diesem Fall zu sagen?«
»Nein«, erwiderte die Frau. »Ich habe alles gesagt, was ich weiß. Aber erlaube, daß ich dich etwas frage, was mir Sorge macht. Wenn dieser Mann nämlich zu den ›Unzufriedenen‹ gehört, befinden wir uns in Gefahr. Wir haben ihn gefangengenommen. Wird er sich nicht rächen oder von seinen Mitverschworenen gerächt werden?«
»Das ist ein Gedanke, den ihr nicht von euch weisen könnt. Aber vielleicht läßt sich diese Angelegenheit so erledigen, daß ihr nichts zu befürchten braucht. Seine Verbündeten haben euch mißhandelt. Ihr habt also alle Veranlassung gehabt, euch danach zu richten. Vor allen Dingen will ich jetzt noch einmal mit ihm reden.«
Wir zündeten einen Span an, öffneten den Keller und legten die

Leiter an. Dann stieg ich hinab. Der Gefangene lag auf dem Kohlenhaufen und empfing mich mit Schimpfworten.
»Glaubst du, auf diese Weise deine Lage zu verbessern?« fragte ich ihn.
»Laß mich los!« antwortete er. »Gib mich frei! Du hast kein Recht, mich hier festzuhalten.«
»Bis jetzt bin aber ich überzeugt, dieses Recht zu haben!«
»Hat dir der Färber Boschak nicht gesagt, wer ich bin?«
»Ich war noch nicht bei ihm.«
»Warum nicht? Es muß jetzt weit über Mittag sein. Du hättest längst Zeit gehabt, nach Dschnibaschlü zu reiten.«
»Du irrst. Es ist noch nicht soweit, wie du denkst. Aber ich werde mich gleich aufmachen. Also du behauptest, daß er dich kennt?«
»Ja. Frag nur nach dem Agenten Pimosa.«
»Weiß er, daß du jetzt nicht in Edirne gewesen bist?«
»Ja. Wenn du ihn fragst, wird er bezeugen, daß ich während der letzten Tage in Mandra und Boldschibak gewesen bin.«
»Woher will er das wissen?«
Er sagte nach einer Pause: »Das wirst du von ihm selbst hören.«
»Ich möchte es aber lieber jetzt von dir erfahren.«
»Warum denn?«
»Muß ich dir vielleicht vorher eine Erklärung geben? Du schweigst, weil du verhüten willst, daß seine Aussage deiner widerspricht. Also sag mir, ob er vielleicht mit dir in jenen beiden Dörfern gewesen ist.«
»Das habe ich nicht nötig. Geh hin und frag ihn selbst!«
»Es scheint, daß du deine Lage nicht verbessern willst. Was habe ich denn für einen Grund, zu diesem Boschak zu gehen? Gar keinen!«
»Ich verlange es aber, damit du meine Unschuld feststellen kannst.«
»Wärst du schuldlos, dann würdest du mir die verlangte Auskunft selbst geben.«
»Du sollst ihm sagen, daß ich mich hier befinde.«
»Damit er dich aus diesem Keller holt? Glaubst du, meine Dummheit ist größer als deine Klugheit? Gut, ich werde zu dem Färber gehen, damit du mir nichts vorwerfen kannst. Vielleicht erfahre ich bei ihm das Gegenteil dessen, was er nach deinem Wunsch sagen soll. Hast du Hunger?«

»Nein.«
»Oder willst du trinken?«
»Nein. Lieber will ich verdursten als von solchen Menschen wie ihr einen Tropfen Wasser anzunehmen!«
»Ganz nach deinem Belieben!«
Ich wollte gerade wieder hinaufsteigen, da sagte er barsch:
»Ich verlange, daß ihr mir die Fesseln abnehmt!«
»Von Menschen, die nicht wert sind, dir einen Tropfen Wasser anzubieten, kannst du das doch nicht verlangen!«
»Die Stricke tun mir weh!«
»Das schadet nichts! Der Durst tut auch weh, und trotzdem willst du ihn ertragen, nur um von uns nichts annehmen zu müssen. Übrigens weiß ich genau, daß dir die Fesseln keine Schmerzen verursachen. Auf Wiedersehen bis zu meiner Rückkehr!«
Er zog es vor, sich in Schweigen zu hüllen.
Der Schmied hatte die Zeit dazu benutzt, mir mein Pferd vorzuführen. Er brachte zugleich das des Gefangenen mit.
»Willst du wirklich meinen Gefährten entgegenreiten?« fragte ich.
»Wenn du es erlaubst, Effendi, ja!«
»Meinst du, daß du hier nicht gebraucht wirst?«
»Meine Frau ist da. Sie wird den Gefangenen bewachen.«
»Wir wissen nicht, was sich während unserer Abwesenheit ereignen kann!«
»Was soll sich ereignen? Ich halte es für notwendig, daß deine Leute erfahren, wo du dich befindest, und daß du auf sie wartest. Ich reite nur bis Derekiöj. Finde ich sie da nicht, kehre ich um.«
»Ihr könnt euch verfehlen!«
»Meine Frau wird dafür sorgen, daß sie hier nicht vorüberkommen, ohne einzukehren.«
»Wie du willst! Deine Frau muß vor allem dafür sorgen, daß kein Mensch etwas von dem Mann im Keller erfährt.«
»Effendi, reite ohne Sorge nach Dschnibaschlü«, sagte die Frau des Schmieds, die unser Gespräch angehört hatte. »Es wird alles so sein, als ob du selbst hiergeblieben wärst.«
Auf diese Zusage hin bestieg ich das Pferd. Es kam mir der Gedanke, die Gewehre zurückzulassen, um schneller reiten zu können. Sie waren mir jedoch zu wertvoll, als daß ich sie in Gefahr bringen wollte. Es gab in diesem Haus kein sicheres Versteck. Also nahm ich sie mit.

3 *Hadschi Ali, der Buchhändler*

Das Dorf Koschikawak lag nicht weit von der Schmiede. Es war nicht groß. Ich hatte es bald hinter mir. Dann ging es über die Brücke und links ab nach Südwesten, nicht nach Süden, wie der Schmied gesagt hatte.

Ich durchquerte einige Maisfelder, dann Weideland und kam nun durch unbebautes Gelände. Einen richtigen Weg gab es nicht. Jeder läuft, fährt oder reitet hier, wie es ihm gefällt. Deshalb wunderte ich mich nicht, als ich rechts von mir in ziemlicher Entfernung einen Reiter auftauchen sah. Auch er bemerkte mich und hielt nun nach mir herüber.

Als er näher gekommen war, beobachtete er mich abwartend. Dann faßte er einen schnellen Entschluß und kam im Trab ganz heran.

»Ssabahak bilchejr – guten Morgen!« grüßte er mich, zu meinem Erstaunen in schönstem Arabisch.

»Allah jussabbihhak bilchejr – Gott gebe dir einen guten Morgen!« antwortete ich freundlich.

Der Reiter gefiel mir. Er gehörte offenbar nicht zu den reichen Leuten. Sein Pferd war keine zweihundertfünfzig Mark wert, und er trug eine fast ärmliche Kleidung. Aber diese Kleidung zeugte von einer in dieser Gegend ungewöhnlichen Sauberkeit, und das Pferd war, wenn auch nicht üppig genährt, so doch sehr gut gehalten. Der Striegel mußte wohl den Mangel an Hafer ersetzen. Das macht auf einen Pferdefreund stets einen guten Eindruck. Übrigens war der junge Mann schön gewachsen, und sein schnurrbartgeziertes Gesicht hatte einen so offenen, ehrlichen Ausdruck, daß ich mich nicht darüber ärgerte, den Gang meiner Gedanken durch ihn unterbrochen zu sehen.

»Du sprichst Arabisch?« fuhr er fort, wobei er durch ein befriedigtes Nicken zu erkennen gab, daß er sich freute, mich richtig beurteilt zu haben.

»Gewiß, sehr gern sogar.«

»Würdest du die Güte haben, mir zu sagen, woher du kommst?«

»Aus Koschikawak.«

»Ich danke schön!«

»Willst du mich vielleicht begleiten?«
»Wenn es gestattet ist, von Herzen gern.«
Ich fragte ihn, wie er auf den Gedanken gekommen war, mich arabisch anzureden. Er zeigte auf mein Pferd und antwortete:
»So einen Nedschi kann nur ein Araber reiten. Das ist ein echter Wüstenhengst! Bei Allah! Rote Nüstern! Ist die Mutter etwa eine Kohelistute gewesen?«
»Du hast ein gutes Auge. Der Stammbaum weist wirklich nach, daß du recht hast!«
»Du glücklicher und reicher Mann! Die Hufe und die Fesseln zeigen, daß dieses Pferd nicht in der Sand-, sondern in der Steinwüste geboren wurde.«
»Auch das ist richtig. Ist diese Gegend hier deine Heimat?«
»Ja.«
»Wie kommst du dann zu diesem Scharfblick für arabische Pferde?«
»Ich bin Hadschi. Nachdem ich in Mekka meine Gebete verrichtet hatte, ging ich nach Taïf, wo ich in die Reiterei des Großscherifs von Mekka eintrat.«
Ich hatte von dieser Elitetruppe gehört und wußte, wie gut sie beritten war. Der Großscherif besitzt einen wahrhaft glänzenden Marstall. Kein Wunder, daß dieser junge Mann einen geschulten Blick für Pferde bekommen hatte.
»Warum bist du nicht in Mekka geblieben?« fragte ich ihn.
Er wurde rot, sah zu Boden, richtete dann die Augen auf mich und sagte nur das eine Wort:
»Mahabbi – die Liebe!«
»Welak – o weh!«
»Na'm, jakessa – ja, ja, so ist es!«
Ich hatte mein ›O weh‹ scherzhaft gemeint, aber er machte ein ernsthaftes Gesicht und blickte so nachdenklich vor sich hin, daß ich leicht erraten konnte, wie es um ihn stand. Trotzdem fiel es mir nicht ein, ihn über diese zarte Angelegenheit mit Fragen zu behelligen. Ich lenkte vielmehr ab und sagte:
»Das Pferd hast du richtig beurteilt. Aber deine Ansicht über den Reiter ist verkehrt.«
›Wie? Du bist doch Beduine?«
»Sitze ich wie ein Bedawi zu Pferd?«
»Allerdings nicht. Das fiel mir gleich auf.«

»Und du hast dich gewundert?«
»Ja«, meinte er. »Um ganz offen zu sein, ich konnte nicht begreifen, daß der Besitzer eines kostbaren Pferdes so schlecht reitet.«
»Das geht manchmal so in der Welt!«
Er warf mir einen besorgten Blick zu und fragte:
»Du hast mir das übelgenommen?«
»O nein! Mach dir keine Sorge. Was du gesagt hast, haben andere auch schon festgestellt, ohne daß ich es übelnahm.«
»Warum gibst du dir nicht Mühe, das Reiten zu lernen?«
»Ich habe mir schon sehr viel Mühe gegeben.«
»Jumkin – wahrscheinlich!« lächelte er ungläubig.
»Du zweifelst daran?« meinte ich.
»Ja.«
»Dann will ich dir sagen, daß ich manchmal wochenlang den Sattel nur verlassen habe, um zu schlafen.«
»Allah akbar – Gott ist groß! Er schafft die Menschen und be-

schenkt jeden mit einer besonderen Gabe, aber auch mit einem besonderen Mangel. Ich habe einen kennengelernt, der brachte es nicht fertig, zu pfeifen. Andere pfeifen schon, wenn sie noch in der Wiege liegen. Dir geht es mit dem Reiten ebenso, wie jenem mit dem Pfeifen. Dafür wird Allah dir aber ein anderes Talent verliehen haben.«

»Das ist richtig.«

»Darf ich erfahren, welche Gabe es ist?«

»Ja gewiß! Das Trinken.«

»Das Trinken?« fragte er verblüfft.

»Ja. Ich habe schon getrunken, als ich noch in der Wiege lag.«

»Spaßvogel!«

»Willst du das auch nicht glauben?«

»Doch, warum nicht. Diese Fähigkeit haben wir alle schon früh besessen. Nur ist das kein Grund, stolz darauf zu sein. Das Reiten fällt schon ein wenig schwerer.«

»Das merke ich!«

Er sah mich mitleidig an.
»Ist denn dein Rückgrat gesund?«
»Ja.«
»Und deine Brust auch?«
»Bestimmt.«
»Warum machst du dann den Rücken krumm und drückst die Brust hinein?«
»Ich habe es von tausend andern so gesehen.«
»Das sind schlechte Reiter gewesen.«
»Sogar sehr gute! Ein Reiter, der sein Pferd lieb hat, der schont es und versucht es soviel wie möglich zu entlasten. Wie man das machen kann, davon hat weder der Türke noch der Araber eine Ahnung.«
»Das verstehe ich nicht. Bist du denn kein Araber?«
»Nein.«
»Was sonst?«
»Ein Alman.«
Da nickte er bedächtig vor sich hin und sagte:
»Ich habe in Stambul Leute aus Almanya gesehen. Sie verkauften Leinwand, Sacktuch und Messerklingen. Sie trinken Bier und singen Lieder dazu. Aber zu Pferd habe ich keinen einzigen von ihnen gesehen. Gibt es in Almanya viele Soldaten?«
»Mehr als in Osmanly memleketi.«
»Aber um die Kavallerie muß es in Almanya schlecht bestellt sein!«
»Sie reitet so wie ich.«
»Traurig, wirklich traurig!«
Er meinte es ehrlich. Es fiel mir gar nicht ein, ihm böse zu sein. Er hatte aber doch den Eindruck, zu weit gegangen zu sein, darum fragte er:
»Du bist fremd hier. Darf ich fragen, wohin du willst? Vielleicht kann ich dir nützlich sein.«
Es fiel mir nicht ein, ihm alle meine Pläne auf die Nase zu binden, darum sagte ich:
»Zunächst nach Dschnibaschlü.«
»Da reiten wir noch eine Viertelstunde miteinander, dann zweigt mein Weg nach Kabatsch ab.«
»Wohnst du dort?«
»Ja. Rätst du, was ich bin?«

»Nein. Ich wundere mich nur, daß du den Dienst beim Großscherif so schnell wieder aufgegeben hast.«
»Weshalb es geschehen ist, weißt du schon. Ich war früher Uhrmacher und bin jetzt Buchhändler.«
»Hast du einen Laden?«
»Nein. Meinen Laden habe ich in der Tasche. Ich verkaufe diese Sachen.«
Er zog einen Zettel hervor. Er enthielt die Fatiha, die erste Sure des Korans, mit gespaltenem Rohr in Nes'chi-Schrift mit Hilfe von aufgelöstem Gummi geschrieben und dann mit Gold verziert. Er war also Reisebuchhändler und hatte, wie ich bemerkte, eine Menge dieser Zettel dabei.
»Wurde das in Mekka geschrieben?« fragte ich.
»Ja.«
»Von den Hütern der Kaaba?«
Er machte ein pfiffiges Gesicht und grinste.
»Ich verstehe. Deine Käufer glauben es nur.«
»Ja. Du bist Alman, also Christ. Dir will ich es sagen, daß ich es selbst geschrieben habe, allerdings in Mekka. Ich habe einen großen Vorrat mitgebracht und mache ganz gute Geschäfte.«
»Wieviel kostet ein Stück?«
»Je nachdem. Der Arme gibt einen Piaster, bekommt es vielleicht auch umsonst, während ich von reichen Leuten auch schon zehn und noch mehr Piaster gefordert habe. Von dem Erlös lebe ich mit meinem alten gelähmten Vater und kaufe mir das Material zu meiner Uhr.«
»Du arbeitest also noch in deinem früheren Fach?«
»Ja. Ich arbeite an einer Uhr, die ich dem Großherrn zum Kauf anbieten will. Es wird ein einmaliges Stück. Kauft er sie, dann bin ich ein gemachter Mann.«
»Also ein Kunstwerk?«
»Ja.«
»Wirst du es fertigbringen?«
»Ganz bestimmt. Erst hatte ich Sorge, aber jetzt bin ich überzeugt, daß es gelingen wird. Und dann – dann werde ich mit diesem Boschak reden!«
Er hatte die letzten Worte beinahe drohend gesprochen. Der Name überraschte mich. So hieß ja der Bäcker, zu dem ich wollte.

»Boschak? Wer ist das?« fragte ich harmlos.
»*Ihr* Vater.«
»Warum sprichst du nicht schon jetzt mit ihm?«
»Er wirft mich hinaus, wenn ich komme. Ich bin ihm viel zu arm.«
»Ist er denn reich?«
»Nein. Aber sie ist das schönste Mädchen von Rumeli.«
Ich deutete hinauf zur Sonne und sagte:
»Heute ist es heiß.«
»Hier ist es heiß!« antwortete er und drohte mit der geballten Faust in die Gegend, wo ich das Dorf Dschnibaschlü vermutete.
»Ich war bei ihrem Vater, aber er zeigte mir die Tür!«
»Würde die Schönste von Rumeli dir auch die Tür zeigen?«
»Nein. Wir sehen uns jeden Abend und sprechen miteinander.«
»Heimlich?«
»Ja, anders geht es nicht.«
»Was ist ihr Vater?«
»Bäcker und Färber. Sie heißt Ikbala.«
»Die Glückgebende! Ein schöner Name! Ich wünsche, daß er sich an dir erfüllen möge.«
»Das wird geschehen, denn es ist Allahs und mein Wille. Die Mutter ist übrigens unsere Verbündete.«
»Gott sei Dank!«
»Ja. Sie wacht über uns, wenn wir zusammenkommen, während der Bäcker schläft. Allah möge ihr dafür ein langes Leben geben und Enkel in Hülle und Fülle! Der Alte aber möge Knoblauch kauen und Tinte schlucken, bis er sich endlich entschließt, mein Schwiegervater zu werden!«
»Dann kannst du ihn als Tintenfaß benützen, wenn dein jetziger Vorrat ausgegangen ist und du gezwungen bist, neue Koransuren zu schreiben. Wo wohnt denn dieser wütende Vater einer so gepriesenen Tochter?«
»In Dschnibaschlü.«
»Das weiß ich. Aber in welchem Haus?«
»Wenn du von hier aus ins Dorf kommst, ist es das fünfte Haus auf der rechten Seite. Vor der Tür hängt ein hölzerner Kuchen, ein gelber Handschuh und ein roter Strumpf, zum Zeichen, daß Boschak Bäcker und auch Färber ist. Warum fragst du nach seiner Wohnung?«

»Ich möchte dieses Ekel kennenlernen.«
»Das ist leicht. Laß etwas bei ihm färben.«
»Ich wüßte nicht, was. Ich könnte höchstens meinen Rappen blau färben lassen. Allerdings hätte ich keine Zeit, zu warten, bis er trocken wäre.«
»Dann kauf doch Zuckerwerk bei ihm!«
»Ist er denn auch Zuckerbäcker?«
»Ja. Er kann alles.«
»Hoffentlich verwechselt er seine beiden Gewerbe nicht eines Tages. Halt! Hast du etwas gehört?«
Ich zügelte mein Pferd und horchte.
»Nein«, antwortete er.
»Es kam mir so vor, als hätte ich einen Ruf gehört.«
Auch er hielt an und horchte. Der eigentümliche Laut wiederholte sich.
»Das klingt wie die Stimme eines eingemauerten Menschen!« meinte ich.
»Nein«, erwiderte er. »Ein Frosch quakt, weiter nichts.«
»Ich habe noch nie einen Frosch mit solcher Stimme gehört.«
»Dann ist es eine Kröte oder Unke. Der Ruf kommt dort links aus dem Dorngestrüpp. Es ist so niedrig, daß wir den Menschen sehen müßten, wenn einer darin steckte. Es ist ein Tier, nichts anderes. Und nun müssen wir uns trennen, denn hier geht mein Weg ab.«
»Darf ich vorher noch deinen Namen erfahren?«
»Man nennt mich überall Ali, den Buchhändler.«
»Danke! Und wie weit ist es von Dschnibaschlü nach Kabatsch?«
»Ich reite die Strecke in einer Dreiviertelstunde. Willst du denn auch nach Kabatsch?«
»Vielleicht.«
»Dann mußt du dir mein Uhrwerk ansehen. Vielleicht darf ich dann auch die Fragen nachholen, die ich jetzt nicht ausgesprochen habe.«
»Warum fragst du nicht?«
»Darf man unhöflich sein?«
»Ich habe mich doch auch nach deinen Verhältnissen erkundigt.«
»Du darfst das, denn du bist ein anderer als ich. Du bist ein Inkognito, das ist sicher!«

Er lachte mich dabei so zuversichtlich an, daß auch ich lachen mußte.
»Du irrst dich!«
»O nein! Du kannst zwar nicht reiten, aber das macht nichts. Vielleicht bist du ein großer Gelehrter oder sonst ein Effendi vom kaiserlichen Hof, obwohl du Christ bist. Wärst du ein Moslem, dann hättest du meine Zettel mit der Fatiha mit dem Gruß beehrt. Aber ich weiß, daß der Großherr auch Christen bei sich hat, und da du kein Reiter bist, so ist der Rappe aus dem Stall des Padischah geborgt. Habe ich recht?«
»Nein.«
»Gut. Ich will schweigen.«
»Das wäre das klügste. Kannst du mir deine Wohnung beschreiben?«
»Das ist leicht. Es verhält sich so ähnlich wie mit Boschaks Haus. Wenn du von Dschnibaschlü nach Kabatsch kommst, ist meins das fünfte Haus auf der rechten Seite. Es ist nur eine kleine Hütte. Mein Vater war ein armer Hirt. Die Mutter lebte noch, als ich nach Mekka pilgerte. Sie starb, und kurze Zeit später traf den Vater der Schlag. Jetzt kann er kein Glied bewegen und auch nicht sprechen, sondern nur noch lallen. Nun betet er, daß Allah ihn erlösen möge, damit er mir nicht länger zur Last falle. Ich aber bete heimlich, daß er mir noch lange erhalten bleiben möge. Vater und Mutter hat man nur einmal.«
»Du liebst deinen Vater?« fragte ich ihn zum Abschied.
»Effendi, warum fragst du? Kann es einen Sohn geben, der seinen Vater nicht liebt? Kann ein Kind seiner Eltern vergessen, denen es alles zu verdanken hat?«
»Du hast recht. Meine Frage war überflüssig. Aber vielleicht lerne ich deinen Vater bald kennen. Wenn sich meine Absichten verwirklichen lassen, werde ich dir und ihm eine große Freude machen können. Bleib daheim, damit ich dich antreffe. Allah jisellimak – Allah behüte dich!«
»Fi aman Allah – in Gottes Schutz!« antwortete er und legte seine Hand an die Stirn.
Dann ritt Hadschi Ali, der Buchhändler, im Trab davon. Ich sah ihm nach, bis er hinter fernem Strauchwerk verschwunden war, und setzte dann meinen Weg fort.
Ich war noch nicht weit geritten, da sah ich etwas auf der Erde

liegen, was ich in dieser Gegend nicht gesucht hätte, nämlich eine richtige, wirkliche, echte und wahrhaftige Semmel, eine braune und knusprig gebackene Zeile von acht Semmeln.
Dieses Backwerk ist aus Deutschland in die Türkei eingeführt worden, weshalb es dort vorzugsweise Frendschela, ›Die Fränkische‹, genannt wird.
Ich stieg vom Pferd und hob die Semmel auf. Was sollte ich damit anfangen? Ohne mir darüber klar zu sein, brach ich ein Eckchen ab und hielt es meinem Rappen hin. Er hatte so etwas noch nie gesehen.
Rih hatte keine Bedenken. Er prüfte mit der Nase, nahm das Eckchen und riß mir dann den ganzen Rest aus der Hand.
»Ma li hadsche fih, sufra daïme, tajib heiwan – ich brauche es nicht, gesegnete Mahlzeit, mein gutes Tier!«
Nachdem der Rappe den seltenen Leckerbissen verzehrt hatte, rieb er den schönen Kopf an meiner Schulter. Dann stieg ich auf. Kaum zwanzig Schritt weiter lag wieder eine Semmel.
Was hatte das zu bedeuten? Diese Art von Manna regnete es meines Wissens nicht vom Himmel. Ich stieg zum zweitenmal ab, hob den Fund auf und steckte ihn in die Satteltasche.
Kaum war ich wieder im Sattel, da sah ich von weitem wieder eine Semmel liegen. Wieder absteigen? Nein! Ich gab dem Rappen ein Zeichen. Er legte sich lang aus, und ich nahm die Semmel im Ritt vom Boden auf. Gleichzeitig entdeckte ich einige Stücke anderer Gebäckarten, an denen wir vorübersausten.
Ich zügelte das Pferd wieder, und nun zeigte sich, daß der Weg auch weiterhin in verschiedenen Abständen mit Gebäck bepflastert war. Ein gesegnetes Land, dieses Rumelien!
Ich ließ liegen, was am Boden lag, und trachtete danach, den wohltätigen Spender dieser nahrhaften Wegzehrung zu entdekken. Als ich eine kleine Gebüschinsel inmitten der unbebauten Fläche umritt, sah ich ihn stehen, und zwar durchaus in irdischer Gestalt. Es war eins jener Wesen, die von den Arabern Barli, von den Türken Katyr, von den gelehrten Abendländern Equus hinnus und von den ungelehrten Deutschen ganz einfach Maulesel genannt werden.
Da stand er und fraß. Und was fraß er? Nicht etwa Semmeln, die doch meinem edlen Pferd so ausgezeichnet gemundet hatten, sondern Zuckerwerk, teures, süßes Zuckerwerk, wie es von den

orientalischen Schönen während des ganzen Tages zwischen den roten Lippen und schwarzen Zähnen geknuspert wird.
Ich sprang vom Pferd, nun zum drittenmal. Der Maulesel sah erst mich an, dann den Rappen und drehte sich schließlich ganz unbefangen zur Seite, als hätte er nicht das mindeste Verständnis dafür, daß Unterschlagung und darauffolgende Verwendung zum eigenen Nutzen vom Strafrichter unnachsichtlich geahndet zu werden pflegen. Oder verließ er sich auf irgendwelche mildernde Umstände? Das mußte mir aber gleichgültig sein. Ich begann also, der Zuckersachenfrage etwas näherzutreten.
Der Maulesel trug auf dem Rücken ein eigenartiges Ding, halb Pack- und halb Damensattel. Zu beiden Seiten des Sattels war je ein Korb befestigt gewesen. Der Inhalt dieser Körbe hatte sich während des Rennens gelockert und ein Teil davon war verstreut worden. Der Maulesel war auf den Gedanken gekommen, mitten durch das Gestrüpp zu rasen. Bei dieser Gelegenheit war er mit dem nachschleifenden Zügel hängengeblieben.
Das Tier hing noch immer fest, ein Bild des ereilten Verbrechens, und kaute Zuckerwerk.
Die Körbe waren abgerissen und lagen am Boden, dicht bei den Resten ihres einstigen Inhalts. Ich zog dem sehr ehrenwerten Zuckerwerkdieb mit der Reitpeitsche eins über das schlummernde Gewissen, so daß er verblüfft zur Seite sprang und mich mit einem vorwurfsvoll fragenden Blick und einem windmühlenähnlichen Drehen seiner Ohren beglückte. Dann band ich den Maulesel los und führte ihn zur Seite, wo ich ihn sicher anfesselte.
Mir drängte sich natürlich nun die Frage auf, ob der Maulesel ganz allein oder in Begleitung seinen häuslichen Herd verlassen hatte. Wahrscheinlich traf das zweite zu. War die Begleitperson geritten oder zu Fuß gegangen? Weder am Sattel noch sonst irgendwo am Tier war ein Hinweis zu finden, der die Beantwortung dieser Frage ermöglicht hätte. Eins stand aber fest: Wenn der Maulesel geritten worden war, dann hatte er den Reiter höchstwahrscheinlich abgeworfen. Wo steckte das arme Opfer?
Ich mußte zurückreiten und nach einer Spur suchen. Vorher hatte ich nicht achtgegeben. Aber jetzt sah ich die Spuren meines Pferdes und auch die des Maulesels ganz deutlich. Die Fährte des Ausbrechers führte nach einer Weile zu dem Dorngestrüpp, aus dem vorher der dumpfe Ruf zu hören gewesen war.

jetzt hörte ich ihn wieder. Ich ritt näher und sprang vor dem Gestrüpp ab. Es bestand aus lauter Brombeer- und Himbeerranken und schien undurchdringlich zu sein.
»Hilfe, Hilfe!« klang es jetzt ganz deutlich.
»Wer ist da?« fragte ich.
»Tschileka!« antwortete es.
Das war eine weibliche Stimme. Auch der Name, der ›Erdbeere‹ bedeutet, sagte mir, daß es sich um ein weibliches Wesen handeln mußte.
»Gleich, gleich!« erwiderte ich.
Ich lief am Rand des Gesträuchs entlang und fand die Stelle, wo der ›Einbruch‹ geschehen war. Hier kam ich wenigstens einigermaßen durch. Ich nahm mein Messer zu Hilfe und stieß auf eine trichterartige Vertiefung, die aber nicht, wie ich erwartet hatte, mit Dorngestrüpp, sondern mit Teppichen und ähnlichen Dingen gefüllt war.
Hier auf dieser Seite war der Maulesel hinein- und drüben wieder hinausgegangen. Unten auf der weichen Unterlage aber saß ein Frauenzimmer, so wohlbeleibt, wie ich in meinem ganzen Leben noch niemand gesehen hatte.
»Hilfe, Hilfe!« rief die Frau immerfort.
Kaum entdeckte sie mich, da verbarg sie laut kreischend ihr Gesicht in einem Teppichzipfel.
»Was ist denn geschehen?« fragte ich.
»Gott behüte! Geh fort! Mein Schleier! Mein Schleier!«
Sie rief um Hilfe und jagte mich doch wieder fort, weil sie keinen Gesichtsschleier hatte. Als ich mich genauer umblickte, sah ich die Fetzen des kostbaren Stücks an den Dornen hängen.
»Hier, nimm mein Taschentuch!« rief ich ihr zu.
»Dreh dich um, ganz und gar!« jammerte sie.
Ich gehorchte ihrem Befehl.
»Jetzt darfst du mich ansehen!« kommandierte sie nach einer Weile.
Als ich mich zu ihr umdrehte, hatte sie ihr Gesicht mit meinem Taschentuch verhüllt. Viel half es nicht mehr, denn ich hatte ihr dunkelrotes Gesicht mit den Backentaschenwangen doch schon genau gesehen.
Der Orientale mißt die Schönheit seines Weibes nach dem Lehrsatz: Radius mal Radius mal π, multipliziert mit dem Quadrat

des Durchmessers, gibt, in Millimetern ausgedrückt, die Kubikwurzel des Schönheitsgrades. Nach diesem Lehrsatz enthielt die von Dornen eingefaßte Vertiefung einen Schatz von ungeheurem Wert.
Tschileka war in einen kurzärmeligen blauen Mantel gekleidet, der aber durch die Dornen ein wenig gelitten hatte. Die kurzen Ärmel ließen ein Paar lange, fuchsfeuerrote Handschuhe sehen, die von ausgezeichneter Arbeit waren, da sie sich ohne das leiseste Fältchen an Hand und Arm anschlossen.
Es war ihr, ich weiß nicht wie, gelungen, ein Loch in das Taschentuch zu bohren. Durch diese Öffnung betrachtete sie mich eine Weile. Dann sagte sie nach einem mächtigen, donnerartig grollenden Seufzer:
»Fremdling, willst du mich retten?«
»Ja«, antwortete ich höflich.
»Kannst du mich tragen?«
Ich erschrak gewaltig, suchte mich aber zu fassen und erkundigte mich:
»Muß das sein?«
»Ja.«
»Kannst du nicht gehen?«
»Nein.«
»Bist du verletzt?«
»Ja.«
»Wo?«
»Ich weiß es nicht.«
»Du mußt es doch fühlen!«
»Ich fühle es überall.«
»Hast du versucht aufzustehen?«
»Nein.«
»Warum nicht.«
»Es geht nicht.«
»Du solltest es wenigstens versuchen. Ich werde dir helfen.«
Bis hinab zu den Teppichen war der Trichter nur einen Meter tief. Ich sprang hinein und wollte ihr meine Hand reichen, aber da schrie sie laut auf:
»Müssibet, müssibet – Unglück, Unglück! Rühr mich nicht an! Ich bin nicht verhüllt!«
»Wo denn nicht?« erkundigte ich mich verblüfft.

»Hier an den Armen.«
»Du hast doch Handschuhe an!«
»Handschuhe? Fremdling, bist du blind? Das ist doch nur die rote Farbe des Krapp!«
Wahrhaftig! Diese Erdbeere, die hier mitten unter Brombeeren und Himbeeren saß, hatte keine Handschuhe an. Ihre Arme waren vom Krapp so hochrot gefärbt. Nun begriff ich, warum die »Handschuhe« so faltenlos gesessen hatten.
Aber noch etwas anderes begriff ich auch: Frau Erdbeere war eine Bäckerin. Sie hatte krapprote Arme, mußte also außerdem auch Färberin sein. Ich hatte die Frau des Bojadschi Boschak vor mir, den ich besuchen wollte, die gute Frau, die ihre Tochter beschützte, wenn sie mit Ali, dem Buchhändler, sprechen wollte.
Arme Erdbeere! Der, dessen Liebe du unter deinen mütterlichen Fittich nimmst, hat dich vor kaum einer Viertelstunde für eine Kröte und deine hilfeflehende Stimme für den Ruf einer mit klebrigen Warzen bedeckten Unke gehalten!
»Aber wie soll ich dich aufrichten, wenn du mir nicht erlaubst, dich anzurühren?« fragte ich sie.
»Faß mich von hinten an!«
Ich schlug einen Halbkreis, gelangte hinter ihren Rücken und legte ihr die Hände unter.
»Chajyr, chajyr! – nein, nein! Ich bin kitzlig!« kreischte sie so laut, daß ich vor Schreck zurückprallte.
»Aber wo soll ich dich anfassen?« fragte ich.
»Ich weiß es nicht.«
»Wir müssen es anders versuchen.«
»Aber wie?«
»Dort liegt ein Strick. Die Leute, denen diese Waren gehören, haben ihn vergessen. Ich werde dich mit dem Strick hinaufziehen.«
»Doch nicht am Hals?«
»Nein, an der Hüfte.«
»Versuche es!«
Ich holte den Strick, schlang ihn um den Leib der Erdbeere, drehte mich so, daß wir Rücken an Rücken lehnten, zog den Strick über meine Schulter, wobei ich mich bückte, und kommandierte dann:
»Paß auf! Eins – zwei – drei!«

Bei drei richtete ich mich langsam auf. Der Strick spannte sich, und ich begann zu ziehen. Es half nichts.
»Schieb, schieb mit!« rief ich keuchend.
»Unmöglich, unmöglich, ich rutsche aus!« schnaufte sie.
Ich nahm den Strick wieder weg und holte Atem. War das ein ungeschicktes Weib! Allerdings war die Teppichlage, auf der diese Mammut-Erdbeere zu Fall gekommen war, ziemlich glatt. Eine so schwerfällige Last ist da nicht leicht von der Stelle zu bringen. Ich gestehe, daß mir beim Anblick der stachligen Ranken ein verführerischer Gedanke kam, den ich aber sofort von mir wies.
»Hast du denn jetzt wenigstens bemerkt, ob du verletzt bist?« fragte ich.
»Ich bin verletzt«, antwortete sie.
»Wo denn?«
»Ich weiß es nicht. Überall! O Allah! Was werden die Leute sagen, wenn sie erfahren, daß ich mit dir ganz allein hier gewesen bin?«
»Hab keine Sorge! Niemand wird etwas erfahren.«
»Du sagst nichts?«
»Nein. Außerdem bin ich hier fremd.«
»Du bist nicht aus dieser Gegend?«
»Nein.«
»Woher denn?«
»Aus dem Abendland.«
»Also bist du auch kein Moslem?«
»Nein. Ich bin Christ.«
»Nicht wahr, die Frauen der Christen brauchen sich nicht zu verhüllen?« fragte sie.
»Nein.«
»Dann brauche ich auch keinen Schleier. Ich werde durch die Augen eines Christen, der tausend Frauen sieht, nicht beleidigt. Gib mir deine Hände!«
Ich gab sie ihr. Sie faßte an. Ich zog kräftig. Bald stand sie aufrecht vor mir, zwar ein wenig schnaufend, aber doch glücklich auf die Füße gebracht.
»Wie lange steckst du schon hier unten?« fragte ich.
»Oh, lange Zeit.«
»Wie kamst du denn in dieses Loch?«
»Der Esel wurde scheu. Die Dornen stachen ihn in die Beine.«

»Du bist auf ihm geritten?«
»Ja.«
Armer Maulesel! Jetzt bedauerte ich es, ihn in seinem Schmaus gestört zu haben. Er hatte den Zucker reichlich verdient.
»Warum bist du mit ihm in diese Dornen geritten?« erkundigte ich mich.
»Ich wollte – wollte . . .«
Sie wurde noch röter, als sie schon war und schwieg. Ich sah mich um. Das war ja ein kleines Warenlager hier unten.
»Wem gehören diese Sachen?« fragte ich.
»Ich – ich weiß es nicht!«
»Aber du hast gewußt, daß sie sich hier befinden?«
»Nein.«
»Ich bin verschwiegen und außerdem fremd. Vor mir brauchst du keine Angst zu haben. Es war nur gut, daß ich dich nicht früher entdeckte, als noch ein zweiter Mann bei mir war!«
»Du warst nicht allein?«
»Nein. Ein junger Mann aus Kabatsch war bei mir.«
»Wo ist er jetzt?«

Fettleibigkeit entspricht dem orientalischen Schönheitsideal.

»Nach Hause geritten.«
»Kennst du seinen Namen?«
»Ja. Es war Hadschi Ali, der Buchhändler.«
»Ali? Nein, der darf nicht wissen, was du hier gesehen hast. Du kennst ihn gut?«
»Ich sah ihn heute zum erstenmal, aber er hat mir gut gefallen.«
»Und wie hast du mich gefunden?«
»Ich sah dein Gebäck am Boden liegen, und dann fand ich den Maulesel. Er war in den Sträuchern hängengeblieben. Ich band ihn an und folgte deiner Spur. So kam ich hierher.«
»Dieser Esel ist ein dummes Geschöpf. Nun muß ich das Gebäck von der Erde auflesen und kann mich doch nur sehr schwer bükken. Wirst du mir helfen?«
»Gern!«
»So komm!«
»Wird es gehen? Kannst du hier hinaufsteigen?«
»Nein. Aber du wirst mich ziehen oder schieben.«
»Ich denke, du bist kitzlig?«
»Nun nicht mehr, weil du ein Christ bist.«
Hm! Diese Dame hatte eigenartige Vorstellungen. Ich stieg auf dem Teppichlager herum, um es genauer zu betrachten.
»Gehört dieser Platz noch zu Koschikawak oder schon zu Dschnibaschlü?«
»Zu Dschnibaschlü.«
»Was für ein Mann ist euer Kahya?«
»Ich bin nicht seine Freundin«, antwortete sie aufrichtig.
Jetzt wußte ich genug. Der Zufall hatte mir einen Trumpf in die Hand gegeben, den ich zugunsten des Buchhändlers auszuspielen gedachte.
»Gehst du mit?« fragte die Erdbeere. »Dann komm! Führe mich!«
Ich schob sie von den Teppichen herunter bis dahin, wo die Dornen begannen.
»Mein Gewand wird hängenbleiben!« jammerte sie.
»Ich werde dir Platz machen und die Dornen mit meinem Messer abschlagen.«
»Nein, nein!« wehrte sie ängstlich ab. »Das darfst du nicht! Es ist verboten; der Kahya will es nicht haben!«
Ich durchschaute sie. Dieser Platz war ein glänzendes Versteck

für den lichtscheuen Nebenberuf ihres Mannes. Man hielt das Gestrüpp für undurchdringlich. Aber es mußte doch eine Stelle geben, wo es leicht passierbar war. Bahnte ich einen breiten Weg, dann war die Grube der Entdeckung ausgesetzt. Das wollte Tschileka verhindern.

»Wohin wolltest du mit dem Gebäck?« fragte ich sie.

»Nach Göldschik. Aber da ging der Esel durch.«

Offensichtlich hatte sie gewußt, daß die Waren erst kürzlich hier untergebracht worden waren. Die Neugierde hatte sie vom Weg abgetrieben. Sie hatte den Esel zu weit in die Dornen gedrängt, und das Tier war durchgegangen, unglücklicherweise mitten durch das Gestrüpp und über die Vertiefung hinweg.

»Woher kommst du heute?« fragte sie mich.

»Aus Koschikawak.«

»Und wohin reitest du?«

»Nach Dschnibaschlü und Kabatsch.«

»Was willst du in Kabatsch?«

»Ich will Hadschi Ali besuchen.«

»Wirklich? Willst du mir da nicht einen Gefallen tun? Ich will dir etwas für ihn mitgeben.«

»Gern.«

»Aber ich habe es nicht hier. Du müßtest mit zu meiner Wohnung kommen.«

Das war mir recht. Trotzdem wandt' ich ein:

»Ich denke, du willst nach Göldschik reiten?«

»Nun nicht mehr. Dem Esel ist heute nicht mehr zu trauen. Aber mein Mann darf nicht wissen, daß ich dir eine Botschaft für Ali mitgebe.«

»Ich werde schweigen. Wer ist dein Mann?«

»Er heißt Boschak und ist Bojadschi (Bäcker) und Ekmekdschi (Färber). Ich werde ihm nichts davon erzählen, daß wir beide hier gewesen sind, und du wirst niemals zu einem Menschen ein Sterbenswörtchen sagen.«

Die Frau hielt meine Verschwiegenheit für selbstverständlich.

»Ich werde meinem Mann nur erzählen, daß mir der Esel durchgegangen ist und mich abgeworfen hat. Du hast ihn eingefangen und mich auf dem Weg gefunden. Nachher bin ich von dir nach Hause gebracht worden.«

»Was soll ich dem Buchhändler bringen?«

»Das sage ich dir später. Jetzt wollen wir fort von hier.«
Es war kein leichtes Stück Arbeit, diese eigenartige Erdbeere die Böschung hinauf und dann durch das dichte Dorngestrüpp zu schaffen. Es gelang aber doch.
»Jetzt wirst du den Gang wieder zumachen, den wir getreten haben«, befahl Tschileka. »Kein Mensch darf wissen, daß man durch die Dornen eindringen kann!«
»Du bist eine vorsichtige Herrin. Du hast recht.«
Nach diesen Worten machte ich mich an die mühsame Arbeit, wobei mir mancher Dorn in die Haut drang.
»So ist es gut!« sagte sie, nachdem ich die Aufgabe zu ihrer Zufriedenheit gelöst hatte. »Du bist sehr geschickt in solchen Dingen. Ich danke dir! Jetzt wirst du mir erlauben, mich auf dein Pferd zu setzen.«
»Willst du nicht lieber gehen?«
»Warum?«
»Mein Pferd hat noch nie ein Weib getragen.«
»Oh, ich tue ihm nichts!«
»Das glaube ich! Aber sieh dir diesen Sattel an. Er ist nicht für die zarten Glieder eines weiblichen Wesens gemacht. Für dich ist er zu eng.«
»Nimm ihn einfach herunter«, schlug sie vor. »Ich setze mich auf den bloßen Rücken des Tieres. Da finde ich Platz.«
»Das würde zu lange dauern. Ich müßte das Pferd führen, und außerdem könnten wir dein Gebäck nicht auflesen, das der Maulesel unterwegs verloren hat. Es ist gar nicht weit bis dahin, wo ich ihn angebunden habe.«
»Du hast ihn festgebunden? Das ist gut! Ich werde also zu Fuß gehen, da du es für besser hältst, obwohl mir diese Bewegung schaden kann. Ich pflege den Atem zu verlieren, wenn ich gehe, und dann muß ich so lange warten, bis er wiederkommt. Das Gehen verursacht mir großes Herzklopfen. Dann bekomme ich so schlimmen Husten und Niesen, daß ich beinah sterben muß.«
Ich nahm meinen Rappen am Zügel. Sie stützte sich auf meinen Arm, und wir setzten uns in Bewegung. Wir hatten kaum dreißig Schritt zurückgelegt, da begann sie zu pusten und zu schnaufen. Sie blieb stehen, holte tief Atem und sagte:
»Siehst du, jetzt geht es los. Ich muß mich noch besser auf dich stützen. Wir wollen langsamer gehen.«

Wir gingen mit der halben Geschwindigkeit eines Leichenzuges weiter. Als wir die Stelle erreichten, wo die erste Semmel lag, sagte sie:
»Hier liegt eine Frendschela. Heb sie auf!«
Ich tat ihr den Gefallen. Eine kurze Strecke weiter wiederholte sie: »Hier liegt wieder eine Frendschela. Heb sie auf!«
Ich gehorchte.
Nach kurzer Zeit hatte ich einen ganzen Arm voll Bäckerwaren zu tragen, das Pferd zu führen und die gute Erdbeere zu stützen. Ein Stück weiter blieb sie stehen, ließ mich los, schlug die Hände zusammen und rief:
»O Allah! Hier liegt ein ganzer Haufen Buttergebackenes! Dieser Maulesel muß eine Menge Ratten im Kopf haben, daß er diese kostbare Speise auf die Erde wirft! Heb sie auf!«
»Sehr gern! Aber sag mir vorher, wohin ich dieses Gebäck tun soll. Ich habe keinen Platz mehr dafür.«
»Leg sie in deinen Kaftan!«
»Allah! Siehst du nicht, welche Farbe mein Mantel hat?«
»Er ist weiß. Er ist so weiß wie der Schnee des Gebirges. Ich vermute, daß er neu ist.«
»Allerdings. Er ist neu, und ich habe volle zweihundert Piaster dafür bezahlt!«
»Das ist gut. Ich würde gar nicht erlauben, daß dieses Butterwerk in einen schmutzigen Mantel gepackt wird.«
»Allah hat dir einen schönen Sinn für die Reinlichkeit verliehen. Du mußt ihm zeit deines Lebens dafür dankbar sein, denn Sauberkeit ist die schönste Zierde des Weibes. Aber ich sage dir, daß ich mich durchaus der gleichen Gottesgabe erfreue. Es würde meine Seele schmerzen und mein Herz mit Traurigkeit erfüllen, wenn ich mir meinen neuen Mantel voll Butterflecken machen müßte.«
»Oh, Butter ist gut! Ein Butterfleck im Mantel ist keine Schande. Butter ist weder Fischtran noch Pferdefett.«
»Aber niemand wird es diesen Flecken ansehen, daß sie von deiner Butter verursacht wurden!«
»Effendi, du bist ein vornehmer Mann! Es kann dir gleichgültig sein, ob man die Flecken deines Mantels für Butter- oder Tranflecken hält. Zieh ihn aus und dreh ihn um, dann wird man sie vielleicht gar nicht bemerken.«

»Weißt du nicht, daß es verboten ist, sich in Gegenwart eines Weibes eines Kleidungsstückes zu entledigen?«
»Oh, du bist mein Freund und Retter und trägst ja eine Jacke und eine Weste unter dem Mantel!«
»Trotzdem möchte ich nicht gegen die Gesetze der Höflichkeit verstoßen. Erlaube, daß ich diese Eßwaren in meine Pferdedecke lege.«
»Ist sie rein?«
»Ja. Ich pflege sie täglich auszuklopfen.«
»Ich muß mich davon überzeugen. Klopfe einmal.«
Diese Unterhaltung machte mir Spaß. Ich war nicht dazu gekommen, die Decke zu reinigen. Sie war hinter dem Sattel festgeschnallt und zeigte sehr deutliche Spuren des Staubes, der sich während des gestrigen Rittes festgesetzt hatte. Ich schnallte sie los und rollte sie auf.
»Schüttle sie aus!« befahl die holde Erdbeere.
Ich gehorchte. Der Staub flog in einer dichten Wolke von der Decke ab. Dennoch meinte die Frau: »Ja, sie ist rein. Nun kannst du dieses Butterwerk aufheben und in die Decke tun.«
Ich legte die Decke zu einem Sack zusammen, in den ich alle Backwaren stopfte, die nach und nach aufgehoben wurden.
Schließlich erreichten wir das Gebüsch, in dem ich den Esel angebunden hatte. Beim Anblick der am Boden liegenden Körbe schlug sie die Hände zusammen und jammerte:
»O Allah! Welch ein Unheil hat dieses Tier angerichtet! Da liegen die Körbe am Boden und dabei alle meine Delikatessen! Doch nein, nicht alles ist da. Es fehlt viel. Wo ist es?«
Sie warf einen fragenden Blick auf mich.
»Effendi, diese Sachen schmecken sehr süß und gut!«
»Ich glaube es!«
»Liebst du Süßigkeiten?«
»Zuweilen.«
»Hast du vielleicht das gegessen, was hier fehlt?«
»Nein.«
»Sag mir die Wahrheit! Ich werde dir nicht böse sein, wenn du es nur bezahlst!«
»Ich habe es nicht gegessen, holde Tschileka.«
»Aber wo ist es geblieben? Wo steckt es? Ich muß meinem Mann über jedes Stück Rechenschaft ablegen!«

»Ich sage dir, daß es nicht gegessen worden ist.«
»Was denn sonst?«
»Gefressen!« sagte ich lächelnd. »Und zwar von deinem Maulesel.«
»O Unglück, o Verwegenheit! Glaubst du wirklich, daß ein Maulesel Zuckerwerk fressen kann?«
»Ich habe ihn ja dabei erwischt!«
»Du hast es mit deinen eigenen Augen gesehen? Und mich hat er niemals merken lassen, daß er Süßigkeiten liebt! Dieser Heuchler! Dieser Scheinheilige! Effendi, willst du mir einen Gefallen tun?«
»Einen einzigen? Habe ich dir nicht bewiesen, daß ich alles für dich tue?«
»Ja, du hast alles getan, was ich von dir verlangte. Jetzt nimm deine Reitpeitsche und hau das Tier so um den Kopf, daß die Ohren herunterfliegen!«
»Das werde ich nicht tun. Es wäre Tierquälerei.«
»Was geht dich das an! Gehört der Esel dir?«
»Nein!«
»Sondern mir! Nicht?«
»Ja, freilich.«
»Na also. Mein Eigentum kann ich quälen, soviel ich will. Also schlag zu!«
»Verzeih, daß ich es doch nicht tue. Hast du dem Esel gesagt, daß er diese Sachen nicht essen soll?«
»Nein.«
»Da hast du einen großen Fehler begangen. Er hat geglaubt, das Zuckerwerk fressen zu dürfen, weil es Eigentum seiner Herrin ist. Beim nächsten Ritt darfst du nicht versäumen, es ihm klarzumachen.«
»Das werde ich gleich jetzt besorgen. Ich hoffe, daß er meine Worte gut verstehen wird!«
Sie zog meine Reitpeitsche aus der Sattelöse und ging damit zu dem Esel, der sie mißtrauisch anblickte und besorgt mit den Ohren wedelte.
»Was hast du getan?« schrie sie ihn an. »Weißt du, was du bist? Ein Spitzbube, ein großer Spitzbube! Hier hast du deine Strafe!«
Er bekam einen kräftigen Hieb über den Kopf.
»Ein Leckermaul!«

Sie versetzte ihm einen zweiten Hieb.
»Ein heimtückischer Schurke!«
Ein dritter Hieb sauste durch die Luft. Aber der Maulesel schien keine gute Erziehung genossen zu haben. Er machte eine blitzschnelle Wendung und schlug mit den beiden Hinterhufen nach ihr aus. Das ging so schnell, daß ich kaum Zeit fand, sie auf die Seite zu reißen.
Jetzt war aller Ärger vorüber. Sie zitterte vor Angst.
»Effendi«, sagte sie bebend, »was hat er getan? Er hat nach mir ausgeschlagen!«
»Ja.«
»Der Elende! Das undankbare Vieh! Weißt du, ob er mich getroffen hat?«
»Ich glaube nicht. Fühlst du Schmerzen?«
»Natürlich! Mein ganzer Körper scheint eine einzige Beule zu sein.«
»O weh! Eine solche Beule wird schwer zu heilen sein!«
»Ja. Oder sind die Hufe doch an mir vorübergegangen? Was?«
»Es wäre immerhin denkbar.«
»Allah sei Dank! Wenn er mich an die Brust getroffen hätte, wäre ich jetzt eine Leiche. Oder wenn er mein Gesicht erwischt hätte! Er hätte mir einen Zahn ausschlagen können, vielleicht auch alle. Ich werde dieses Ungeheuer nie wieder schlagen!«
»Das habe ich dir vorhin schon empfohlen.«
»Der Esel ist aber mein Eigentum! Wie darf er es wagen, nach mir zu schlagen? Ich bin erschrocken, daß ich am ganzen Leibe bebe. Siehst du mich zittern?«
»Ja, ich sehe es!«
»Ah, ich danke dir!« sagte sie und sank seufzend zu Boden. »Jetzt muß ich Atem holen. Ich schnappe nach Luft.«
Als ihr Atem wieder regelmäßig ging, sagte sie:
»Jetzt wirst du alles, was übrig ist, hier in die Körbe sammeln und dann den Sattel wieder in Ordnung bringen. Dann brechen wir auf.«
Ich gehorchte auch diesem Befehl. Dabei war ich sehr gespannt darauf, wie es mir möglich sein werde, sie in den Sattel zu bringen. Es kostete schon eine bedeutende Anstrengung, ihr beim Aufstehen zu helfen. Als das gelungen war, blickte sie sich ratlos um.

»Was suchst du?« fragte ich.
»Eine Treppe, eine kleine Treppe.«
»Wo soll hier im freien Feld eine Treppe herkommen?«
»Aber ich brauche sie doch, um aufzusteigen!«
»Das ist allerdings schlimm!«
Nun ließ auch ich den Blick ziemlich ratlos in die Runde schweifen.
»Dort«, sagte Tschileka, »dort sehe ich einen Baumstumpf. Führ mich hin!«
Es gelang mir mit einiger Anstrengung, sie auf den Stumpf und von da in den Sattel zu bringen. Der arme Maulesel brach fast unter der Last zusammen, schien aber doppelte Kräfte zu bekommen, als er bemerkte, daß der Ritt heimwärts ging. Schon nach kurzer Zeit sah ich von weitem einige Häuser.
»Ist das Dschnibaschlü?« fragte ich.
»Nein, das ist erst Klein-Dschnibaschlü. Aber wir wohnen da«, antwortete sie.
Wir ritten an einigen armseligen Gebäuden vorüber, bis wir ein etwas größeres Haus erreichten, dessen Rückseite meine Begleiterin ansteuerte.
Dort gab es mehrere Gruben, in die man Fässer eingelassen hatte. Die Fässer waren mit farbigen Flüssigkeiten gefüllt. Wir befanden uns also bei der Wohnung des Färbers und Bäckers Boschak.
Die Amazone stieß einen schrillen Schrei aus, den sie noch einige Male wiederholte. Dann öffnete sich ein kleines, in der Nähe stehendes Bretterhäuschen. Eine männliche Gestalt mit einem Vogelgesicht kam heraus.
Der ganze Anzug dieses Menschen bestand aus einer Art Badehose. Aber das fiel mir zuerst gar nicht auf, sondern ich starrte entzückt auf die Färbung seiner Haut. Sein Körper schillerte in allen Farben vom tiefsten Dunkelbraun bis zum schreiendsten Orange. Und dabei machte der Mensch ein so unbefangenes, ernstes Gesicht, als verstehe sich diese Malerei ganz von selbst.
Ich war vom Pferd gestiegen und wartete der Dinge, die da kommen sollten.
»Syghyrdschik, meine Treppe!« befahl sie.
Also Syghyrdschik, das ist Star, hieß der Mann. Hm, es gibt ja auch bunte Stare, wie jeder Vogelkundler weiß. Der Star schritt würdevoll zur Hintertür ins Haus und brachte eine mehrstufige

Treppenleiter, die er neben den Maulesel stellte. Die Reiterin stieg ab.
»Was macht der Herr?« fragte sie.
»Ich weiß es nicht«, war die Antwort.
»Nun, er muß doch etwas machen!«
»Nein.«
»Dummkopf! Wo ist er denn?«
»Weiß es nicht.«
»Er ist doch daheim?«
»Nein.«
»Also fortgegangen?«
»Ja.«
»Warum sagst du das nicht gleich? Schaff den Esel fort!«
Der farbenprächtige Mensch hatte seine Antworten so feierlich gegeben, als handle es sich um die wichtigste Angelegenheit. Jetzt griff er den Esel beim Zügel und wollte fort.
»Erst abladen!« schrie sie ihn an.
Er nickte ihr verständnisvoll zu und machte sich daran, die Körbe abzunehmen.
»Komm herein, Effendi!« lud sie mich ein.
Ich hatte mein Pferd an einen in den Boden gerammten Pfahl gebunden und folgte ihr. Ein starker Geruch von Butter und heißer Sodalauge drang mir entgegen. Links bemerkte ich eine dachsbauähnliche Vorrichtung, die ich für den Backofen zu halten geneigt war. Rechts war der Eingang zum Wohnraum.
Als wir eintraten, stand ich dem leibhaftigen, allerdings jüngeren Ebenbild meiner ›Erdbeere‹ gegenüber. Es konnte kein Zweifel daran bestehen, daß es ihre Tochter war.
Das Mädchen war nach bulgarischer Sitte gekleidet, hatte ein ansprechendes Gesicht und besaß die größte Schönheit des orientalischen Weibes, die Wohlbeleibtheit, beinahe in gleichem Ausmaß wie ihre Mutter.
Sie stand vor einigen Milchschüsseln und war damit beschäftigt, die Haut mit Hilfe der beiden Zeigefinger in ihren weitgeöffneten Mund zu transportieren.
»Ikbala, was tust du da?« fragte die Mutter.
»Derisini tschykarim – ich häute ab«, antwortete das Mädchen.
»Nereje – wohin?«
»Aghys itschine – in den Mund hinein.«

»Aber diese Häute sollst du doch auf einen Teller oder in einen Topf tun und nicht in den Mund!«
»Es schmeckt gut!«
Das war allerdings ein triftiger Grund. Die Mutter ließ ihn auch gelten, denn sie ging auf die Tochter zu, klopfte ihr zärtlich auf die volle Wange und sagte liebkosend:
»Mein Leckermäulchen!«
Das rundliche Leckermäulchen sah mich an. Die Mutter erklärte: »Dieser Effendi will sich bei uns ausruhen.«
»Warum?«
»Er ist müde.«
»Dann soll er sich draußen ins Gras legen. Wie kannst du ohne Schleier mit einem Fremden verkehren und ihn zu mir bringen, da du doch weißt, daß ich im Hause keinen Schleier trage?«
»Er ist mein Retter!«
»Warst du in Gefahr?«
»In großer Lebensgefahr.«
Jetzt sah mich die Tochter weniger streng an und sagte:
»Du kannst noch gar nicht zurück sein. Es muß unterwegs etwas geschehen sein!«
»Freilich ist etwas vorgefallen. Ein Unglück.«
»Das habe ich mir gedacht. Aber was für ein Unglück?«
»Ich hatte nicht daran gedacht, daß heute einer der fünfzig unglücklichen Tage des Jahres ist. Sonst wäre ich zu Hause geblieben. Ich war kaum eine halbe Stunde geritten, da tat sich vor mir die Erde auf . . .«
»O Allah!« sagte die Tochter erschrocken.
»Ein blauer Rauch stieg hervor«, fuhr die Mutter fort. »Und aus diesem Rauch trat ein Gespenst hervor, das hundertvierundvierzig Arme nach mir ausstreckte . . .«
»Allah beschütze dich! Es gibt viele und schlimme Gespenster auf der Erde!«
»Allerdings, mein Kind. Mein Esel erschrak ebenso wie ich und floh, so schnell er konnte. Ich bin eine sehr gute Reiterin, wie du weißt. Aber ich kam dennoch zu Fall, und der Esel lief davon.«
»Welch ein Unglück! Ist er fort?«
»Nein. Dieser Effendi kam geritten, nahm den Esel gefangen und hob mich von der Erde auf, um mich heimzugeleiten. Wo ist dein Vater?«

»Er ist ins Dorf gegangen.«
»Was will er da?«
»Rosinen und Mandeln kaufen.«
»Hat er gesagt, wann er wiederkommt?«
»Er sagte, er werde nicht lange ausbleiben.«
»Dann bediene diesen Effendi, bis ich zurückkomme. Ich muß ein anderes Kleid anziehen.«
Die Erdbeere wollte sich durch eine zweite Tür zurückziehen, aber ihre Tochter faßte sie am Arm und sagte:
»Sag mir vorher, was aus dem Gespenst geworden ist.«
»Ich habe keine Zeit. Frag den Effendi, der wird es dir sagen.«
Damit verschwand die schlaue Tschileka und überließ es mir, ihr Gespenstermärchen zu Ende zu erzählen.
Ich hatte mich schon nach den ersten Worten, die zwischen Mutter und Tochter gewechselt wurden, auf eine an der Wand liegende Matte gesetzt.
Die junge ›Erdbeere‹ blieb nun mit mir allein. Nach einer verlegenen Pause fragte sie:
»Bist du hungrig, Effendi? Oder vielleicht durstig?«
»Es ist warm«, erwiderte ich. »Gib mir bitte einen Schluck Wasser, du Tochter der Holdseligkeit.«
Sie griff nach einer der Milchschüsseln, deren Inhalt sie mit ihren zarten Zeigefingern vorhin ›abgehäutet‹ hatte, hielt mir die Schüssel vor und sagte:
»Hier hast du Kuhmilch. Sie ist frisch und wird dir schmecken. Oder ist dir vielleicht Ziegenmilch noch lieber?«
»Ist von der Ziegenmilch auch schon die Haut abgenommen?«
»Ja, ich habe es selbst getan.«
»Dann gib mir lieber Wasser. Ich trinke nur dann Milch, wenn sie ihre Haut noch hat.«
Sie ging hinaus und brachte mir einen Becher voll Wasser, das genauso roch und aussah, als ob ein alter Tabaksbeutel oder ein schmutziger Pudel darin gewaschen worden wäre.
»Wo hast du dieses Wasser geschöpft?« fragte ich.
»Ich habe es aus dem Backtrog genommen«, antwortete sie unbefangen.
»Hast du kein anderes Wasser?«
»Ja, wir haben nicht weit vom Haus einen Bach.«
»Kannst du mir nicht dort etwas Wasser holen?«

»Ich könnte es, aber du wirst es nicht trinken.«
»Warum nicht?«
»Es sind Frösche und Kröten darin, so groß wie ein Igel, wenn er recht fett geworden ist.«
»Habt ihr denn keinen Brunnen in der Nähe?«
»Ja, aber es sind Eidechsen darin, so lang und so stark wie ein Aal.«
»O weh! Da will ich lieber nichts trinken.«
»Effendi, einen guten Most könnte ich dir geben.«
»Ist er wirklich gut?«
»Er ist so süß wie Zucker und Honig.«
Ikbala verschwand wieder. Als sie zurückkam, brachte sie mir einen ausgehöhlten halben Kürbis, in dem sich eine Flüssigkeit befand, die geradezu lebensgefährlich aussah. Ich roch daran und wurde dadurch nur in dem Vorsatz bestärkt, mich äußerst vorsichtig zu verhalten.
»Aus welchen Früchten ist dieser Most gepreßt?« erkundigte ich mich.
»Aus Maulbeeren, Beeren der Eberesche und Zitronen. Er ist mit gelben Pilzen gewürzt und mit Sirup gesüßt. Er wird dich erquicken und stärken wie ein Getränk des Paradieses.«
Also Maulbeeren, die scheußlich schmecken, Ebereschenbeeren, die höchstens als ein Futter für Gimpel und andere Vögel taugen und saure Zitronen! Mit Gelbschwämmen gewürzt und mit Sirup süß gemacht. Den Geschmack konnte man sich vorstellen und die Wirkung ahnen. Bauchschmerzen oder etwas ähnliches mußten die unvermeidliche Folge sein. Aber ich hatte wirklich Durst und setzte den Kürbis an die Lippen, machte die Augen zu und trank einige Züge. Da packte mich das Mädchen aber schnell am Arm.
»Halt, halt!« rief sie. »Nur einen Schluck, nicht soviel!«
»Warum?« fragte ich und setzte das Gefäß ab, wobei ich erst den widerlichen Geschmack des hinterlistigen Getränks bemerkte.
»Bauchgrimmen, fürchterliches Bauchgrimmen!« antwortete Ikbala.
»Warum gibst du mir dann dieses Zeug?«
»Oh, der Most ist gut, aber man darf nur einen einzigen Schluck nehmen. Paß auf! So!«
Sie nahm mir den Kürbis aus der Hand und trank einen langen

schlürfenden Zug. Dabei machte sie ein Gesicht, als tränke sie himmlischen Nektar.
Da ich mich stets eines ausgezeichneten Magens erfreut habe, blieb der Mordversuch der schönen Bäckers- und Färberstochter zum Glück ohne Folgen.
Als sie den Kürbis absetzte, kam ein alter, dreifarbiger Kater, der bisher in einer Ecke gelegen hatte, tauchte den Schnurrbart in den Most, schüttelte bedenklich den Kopf, begann aber doch zu lecken, erst leise und mißtrauisch, dann mit sichtbarem Behagen.
»Trink, mein Kätzchen, sauf, meine Teure!« sagte das Mädchen und streichelte das Tier.
»Halt«, rief ich, und zwar so laut, daß Ikbala erschrocken aufsprang.
»Was ist los? Warum schreist du so?« fragte sie.
»Laß deinen Liebling doch nicht von diesem Most trinken!«
»Warum nicht?«
»Er wird Bauchgrimmen bekommen!«
»O nein! Er ist den Most gewöhnt.«
»Ah, er trinkt ihn öfters?«
»Ja.«
»Aus diesem Kürbis?«
»Ja. Er trinkt ihn sehr gern. Er hat erst vorhin daraus getrunken, der Gute, der Liebe.«
Also auch das noch! Erst hatte der ›Liebling‹ getrunken, dann ich, dann sie! Und dazu die unübertreffliche Unbefangenheit, mit der sie mir das sagte! Ich wollte schimpfen, ließ es aber dann doch bleiben und brachte das Gespräch auf das Thema, das ihr am liebsten war.
»Trinkt Hadschi Ali, der Buchhändler, auch manchmal von dem Most?«
Ikbala sah mich überrascht an. »Effendi, kennst du den Buchhändler?« fragte sie. »Wo hast du ihn kennengelernt?«
»Auf dem Weg von Koschikawak hierher, und zwar heute, vor ungefähr zwei Stunden.«
»Hat er von mir gesprochen?«
»Ja. Ich soll dir einen Gruß von ihm bringen.«
»Hat er dir auch gesagt, daß er mich liebt?«
»Das hat er gesagt und auch noch etwas anderes.«

»Was denn?«
»Daß du ihn ebenso liebst.«
»Ja, das ist wahr. Wir lieben uns von ganzem Herzen. Er ist meinetwegen aus Arabien zurückgekommen.«
»Er darf nicht mit dir sprechen?«
»Leider! Der Vater will es nicht.«
»Aber deine Mutter ist der Schutzgeist, der euch umschwebt.«
»Ach ja! Hätten wir sie nicht, dann wäre unser Herzeleid so groß wie das höchste Minarett im ganzen Reich des Beherrschers aller Gläubigen. Wir würden uns töten, entweder durch Rattengift oder durch Ersäufen, da, wo das Wasser am tiefsten ist.«
»Draußen im Bach?«
»Ja, das meinte ich.«
»Aber sagtest du nicht, daß sich dort Frösche und Kröten befinden, so groß und so dick wie ein Igel?«
»Ja. Und das ist wahr. Aber wir würden uns eine Stelle suchen, wo keine Frösche sind.«
»Vielleicht ist es gar nicht nötig, daß ihr ins Wasser geht. Dein Vater wird wohl seine Meinung noch ändern.«
»O nein! Mosklan gibt das nicht zu.«
»Wer ist Mosklan?«
»Er handelt mit Pferden und macht noch allerlei andere Geschäfte. Du kennst ihn nicht. Ich soll zur Ehe mit ihm gezwungen werden.«
»Führt dieser Mann nicht noch andere Namen?«
Sie zögerte mit der Antwort.
»Du kannst aufrichtig mit mir sein, ich meine es gut mit dir« redete ich ihr zu.
»Nein, Mosklan führt keinen andern Namen«, log sie.
»Das sagst du aus Angst vor ihm und vor deinem Vater!«
»O nein! Ich weiß nichts von anderen Namen.«
»Hast du nicht einmal einen Mann gesehen, der Pimosa heißt und aus Lopatitza stammt?«
Sie wurde verlegen und fragte stockend:
»Wo sollte ich ihn gesehen haben?«
»Hier, bei euch, in diesem Haus.«
»Nein, du irrst dich, Effendi.«
»Schön, dann habe ich mich geirrt. Aber das ist gar nicht gut für dich.«

»Nicht gut? Warum?«
»Wüßtest du, wer dieser Pimosa ist, und was er tut, dann könnte ich deinen Vater bewegen, dich dem Hadschi Ali zum Weib zu geben.«
»Wie sollte das möglich sein?«
»Ich wollte deinen Vater zwingen, seine Einwilligung zu geben.«
»Und du glaubst, daß du das geschafft hättest?«
»Ja, ganz bestimmt. Aber du vertraust mir nicht, und deshalb bin ich hier bei dir überflüssig. Ich werde jetzt wieder aufbrechen.«
Ich wollte von meinem Sitz aufstehen. Aber schon stand sie bei mir, hielt mich fest und sagte:
»Effendi, bleib sitzen! Wieso traust du dir zu, solche Macht über meinen Vater zu haben?«
»Ich stehe unter dem Schatten des Padischah. Wenn ich will, kann ich deinen Vater zwingen, deine Heirat mit Hadschi Ali zu erlauben. Aber ich habe keine Zeit, ich muß jetzt fort!«
»Bleib noch da! Ich will aufrichtig sein.«
»Es wäre dein Vorteil, wenn du mir die Wahrheit sagen würdest. Kennst du diesen Pimosa?«
»Ja, ich kenne ihn. Verzeihe mir, daß ich vorhin etwas anderes sagte.«
»Ich verzeihe dir, denn ich weiß ja, daß du auf deinen Vater Rücksicht nehmen mußtest.«
»Aber kannst du mir versprechen, daß du meinem Vater keinen Schaden bringen wirst?«
»Ja, ich verspreche es dir. Nun sag mir aber, wer Pimosa ist!«
»Er heißt nicht Pimosa, er nennt sich nur manchmal so. Es ist jener Mosklan, dessen Frau ich werden soll.«
»Das wußte ich schon. Was tut er außer dem Pferdehandel noch?«
»Er ist Pascher, und er ist auch der Bote des Schut.«
»Hat der Schut ihn auch schon zu deinem Vater geschickt?«
»Ja, Effendi.«
»In welcher Angelegenheit?«
»Das weiß ich nicht.«
»Dein Vater ist auch Pascher?«
»Nein.«

»Sag die Wahrheit!«
»Er ist kein Pascher, aber die Schmuggler kommen zu ihm und dann . . .«
Sie stockte.
»Nun? Und dann?«
»Dann hat er immer sehr viele Waren.«
»Wo? Hier im Haus?«
»Nein, draußen auf dem Feld.«
»An welcher Stelle?«
»Das darf ich nicht sagen. Die Mutter und ich haben schwören müssen, nichts zu verraten.«
»Das hast du gar nicht nötig, denn ich kenne den Platz genauso wie du.«
»Das ist unmöglich. Du bist ja fremd!«
»Trotzdem kenne ich ihn. Es ist das Loch draußen im Dornengestrüpp.«
Sie schlug erstaunt die Hände zusammen und rief:
»O Allah! Du weißt es wirklich!«
»Siehst du! Gerade heute liegen dort viele Waren.«
»Hast du sie gesehen?«
»Ja. Es sind lauter Teppiche.«
»Wirklich, du weißt es! Wer hat dir diesen Platz verraten?«
»Kein Mensch. Woher stammen die Teppiche?«
»Sie sind mit dem Schiff übers Meer gekommen. In Makri werden sie ausgeladen, und von da haben sie unsere Träger nach Gümürdschina und weiter zu uns gebracht.«
»Und wohin kommen sie dann?«
»Sie sollen nach Sofia gehen und von da aus immer weiter. Ich weiß nicht wohin.«
»Ist der Schut an diesem Schmuggel beteiligt?«
»Nein. Der Hauptanführer ist ein Silahdschi in Ismilan.«
»Ja, richtig. Dieser Mann hat auch ein Kahvehane?«
»Ja.«
»Er wohnt in der Gasse, die zum Dorf Tschatak führt?«
»Effendi, du kennst ihn?«
»Ich habe von ihm gehört. Ist dir sein Name bekannt?«
»Er heißt Deselim.«
»War er manchmal bei euch?«
»Sehr oft. Er wird auch heute oder morgen kommen.«

»Wegen der Teppiche da draußen im Feld?«
»Ja. Sie müssen fortgeschafft werden.«
»Bringt er die Träger mit?«
»Einige. Die andern wohnen hier in der Nähe.«
»In Dschnibaschlü?«
»Hier und in den nächsten Dörfern.«
»Wer ruft sie zusammen?«
»Mein Vater schickt unsern Gesellen, der sie alle kennt.«
»Das ist der Mann, der deiner Mutter vom Maulesel geholfen hat?«
»Ja. Der alle Farben im Gesicht hat. Er ist schlau und sehr mutig. Horch! Es kommt jemand!«
Vom Eingang her war ein eigentümliches Schnaufen und Stöhnen zu hören.
»A buh! A buh!« erklang es ächzend.
»Das ist mein Vater«, sagte sie. »Laß ihn nicht merken, daß ich mit dir gesprochen habe!«
Im nächsten Augenblick war sie verschwunden.

Ich blieb allein im Zimmer zurück, den Kater abgerechnet, der sich wieder in seine Ecke verkrochen hatte. Bald hörte ich einige schwere, schlurfende Schritte, einige ›A buh‹, und dann trat er ein.

Ich erschrak, als ich den Mann sah. Er war fast so dick wie hoch und mußte sich geradezu durch die Türöffnung quetschen. Seine Hose, seine Tunika und sein kurzer Ärmelmantel waren aus Wollstoff.

Die Beine des Bäckers waren nach bulgarischer Art mit dicken Bändern umwickelt, die auch den Fuß umhüllten.

Diese Tracht entstellte den Bäcker noch mehr. Der kurze Mantel, die umwickelten Beine, der anderthalb Fuß breite Gürtel, den er um den Leib trug, machten ihn noch dicker und unförmiger als er ohnehin war. Dazu kam, daß er den Kopf rasiert hatte. Nur oben auf der Mitte des Schädels befand sich ein langer Haarbüschel, der in zwei Zöpfe geflochten war und hinten hinunterhing. Einen Fes trug er nicht. In der Hand hatte er ein zusammengebundenes Tuch, in dem sich einige Tüten befanden.

Würde man mich fragen, welche Farbe sein Anzug gehabt habe, so könnte ich das unmöglich sagen. Ursprünglich war jedenfalls eine Farbe dagewesen. Über diese hinweg aber gab es Striche von allen möglichen Farben, so daß der eigentliche Grundton nicht mehr zu erkennen war. Man sah, daß der Mann seine Finger ganz einfach an seiner Kleidung abgewischt hatte, mochten sie nun beim Backen mit Teig oder beim Färben mit Farbe beschmiert gewesen sein.

Seine Hände sahen aus, als hätte er einen Farbkasten zerstampft, das Pulver mit Öl verrieben und sich dann damit die Finger angepinselt. Die Arme konnte ich nicht sehen. Wahrscheinlich glichen sie denen seiner holden ›Erdbeere‹ aufs Haar.

Sein Gesicht konnte man nur großartig nennen. Offenbar hatte er drei Angewohnheiten, die sich nicht miteinander vertrugen: er schnupfte; er liebte es, sich die Augen zu reiben, und er pflegte sich gern hinter den Ohren zu kratzen. Sowohl die Nase wie die Umgebung der Augen und Ohren schienen mit schwar-

zer Tinte, Pflaumenmus, Eigelb, Himbeersaft und Schlemmkreide eingerieben worden zu sein.
Wenn eine Orientalin die Augenwimpern mit Khol, einer Art Wimperntusche, färbt, gibt das dem Blick eine eigenartige, melancholische Schärfe. Der Bäcker schien der Ansicht zu sein, daß sein Gesicht durch die erwähnte Farbenschicht auch an Schönheit gewinne. Wohl aus diesem Grund oder aus Bequemlichkeit hatte er es seit langer Zeit unterlassen, sein Gesicht mit einem Tropfen Wasser zu beleidigen.
Es war spaßig, mit welchem Erstaunen der Bäcker mich betrachtete. Seine Stirn zog sich empor, sein Mund öffnete sich weit, und seine Ohren schienen sich nach hinten zurückziehen zu wollen.
»Tod und Blitz!«
Mehr brachte er nicht hervor. Er mußte schnaufen, ob aus Atemnot oder aus Überraschung, das weiß ich nicht.
»Guten Morgen!« grüßte ich ihn und stand langsam auf.
»Was willst du hier? Wen suchst du hier?«
»Dich«, antwortete ich kurz.
»Mich?« fragte er kopfschüttelnd. »Du verwechselst mich!«
»Bestimmt nicht. Dich erkennt man sofort.«
Er schien die Beleidigung, die in diesen Worten lag, gar nicht zu fühlen. Kopfschüttelnd brummte er: »Zu wem willst du denn?«
»Zu einem Bojadschi, der zugleich Ekmekdschi ist und Boschak heißt.«
»Der bin ich allerdings.«
»Siehst du, daß ich mich nicht irre?«
»Aber du sagtest, du hättest mich sofort erkannt. Hast du mich schon gesehen?«
»Nein, noch nie.«
»Wie kannst du mich da erkennen?«
»An der glänzenden Würde deines Standes, die in deinem Gesicht zu bemerken ist.«
Boschak verzog sein farbig glänzendes Gesicht zu einem breiten, wohlgefälligen Lächeln und sagte:
»Du bist ein höflicher Mann. Außerdem hast du recht. Mein Stand ist wichtig. Ohne uns müßten die Menschen verhungern, und wir sind es auch, die jedem Kleid erst die Schönheit geben. Welchen Wunsch hast du denn?«
»Ich möchte über ein Geschäft mit dir sprechen.«

Die Kleidung der bulgarischen Landbevölkerung ist derb und zweckmäßig.

»Bist du vielleicht Mehlhändler?«
»Nein.«
»Oder Farbenhändler?«
»Auch nicht. Ich meine ein anderes Geschäft.«
»Willst du es mir nicht erklären?«
»Später, wenn du es dir bequem gemacht hast. Zieh deinen Mantel aus und setz dich zu mir!«

»Ja, das werde ich tun. Erwarte mich hier!«
Boschak ging zur selben Tür hinaus, durch die auch seine Frau und die Tochter verschwunden waren. Als er wiederkam, blieb er vor mir stehen und sagte:
»Da bin ich. Hast du Hunger?«
»Nein«, wehrte ich ab und dachte an die Spuren der Teigfinger, die er an seiner Hose abgewischt hatte.
»Oder möchtest du etwas trinken?«
»Ich danke!«
Der Durst war mir bei Backtrogwasser und Most schon vergangen.
»Dann wollen wir von unserem Geschäft sprechen.«
Es war unbeschreiblich, wie es ihm unter vielem Ächzen gelang, mir gegenüber auf dem Boden Platz zu nehmen. Als diese Turnübung mit Ach und Krach vollzogen war, legte er sein Gesicht in ernste, gebieterische Falten und klatschte in die Hände.
Er gab sich damit das Ansehen eines hohen Mannes, der zu befehlen gewohnt ist. Aber das Klatschen der Hände war gehört worden, denn der Färbergehilfe, den Ikbala einen schlauen und mutigen Mann genannt hatte, trat ein. Er verbeugte sich mit über der Brust gekreuzten Armen und blickte seinen Herrn und Meister demütig und erwartungsvoll an.
»Bring mir meine Pfeife!« befahl der Bäcker im Ton eines Pascha mit drei Roßschweifen.
Der Sklave dieses Augenblicks gehorchte. Er holte eine Tabakspfeife, die aussah, als habe sie schon lange im Schlamm eines Karpfenteichs gelegen. Der Diener verschwand wieder, der Herr langte in die Hosentasche und brachte eine Handvoll Tabak hervor, den er in den Pfeifenkopf stopfte. Dann fragte er mich:
»Bist du Tabakraucher?«
»Ja«, antwortete ich.
Ich bekam Angst, daß er mir eine ähnliche Pfeife bringen lassen und sie aus seiner Tasche stopfen werde, fühlte mich aber angenehm enttäuscht, als er nun weiter fragte:
»Hast du Streichhölzer?«
»Hast du denn keinen Zunder?« erkundigte ich mich.
Der Mann hatte bei seiner Frage ein pfiffiges oder vielmehr dummschlaues Gesicht gemacht. Zündhölzer sind in jener Gegend nicht überall zu haben. Man kann ganze Dörfer durchsu-

chen, ohne ein einziges zu finden. Wer Zündhölzer bei sich führt, ist ein Mann, der sich etwas leisten kann. Der Bäcker wollte jedenfalls sehen, ob ich zu diesen bevorzugten Leuten gehörte. Deshalb hatte ich ausweichend geantwortet.
»Ich müßte wieder aufstehen«, sagte er. »Ich sehe es dir an, daß du Zündhölzer bei dir hast.«
»Woher willst du das wissen?«
»Ich merke es an deiner Kleidung. Du bist reich.«
Ich griff in die Tasche, zog ein Döschen Wachszünder heraus und gab ihm eins davon. Er betrachtete es erstaunt und sagte:
»Das ist doch nicht aus Odun?«
»Nein. Ich mag keine, die aus Holz gemacht sind.«
»Ist das nicht Wachs?«
»Ja. Du hast es erraten.«
»Wunderbar, höchst wunderbar! Eine Kerze zum Anzünden des Tabaks! Das habe ich noch nicht gesehen. Willst du mir nicht lieber das ganze Päckchen schenken?«
»Diese Zündkerzchen sind sehr wertvoll für mich. Vielleicht schenke ich sie dir, wenn ich mit unserer Unterhaltung zufrieden bin.«
»Dann wollen wir beginnen. Vorher will ich mir aber die Pfeife anzünden.«
Als das geschehen war, bemerkte ich, daß er eine ganz anständige Sorte Tabak rauchte.
»So, nun können wir sprechen«, meinte er. »Du mußt mir zunächst sagen, wer du bist.«
»Natürlich, du mußt doch wissen, mit wem du redest. Aber vielleicht ist es doch besser, wenn ich dir meinen Namen erst später sage.«
»Warum denn?«
»Das Geschäft, das ich mit dir besprechen will, ist etwas ungewöhnlich. Es gehört Schlauheit und Verschwiegenheit dazu, und ich weiß noch nicht, ob du diese beiden Gaben besitzt.«
»Ah, nun kann ich mir denken, was du bist!«
»Nun, was bin ich?«
»Du treibst verschwiegenen Handel!« grinste Boschak.
»Hm! Vielleicht hast du nicht ganz falsch geraten. Ich habe eine Ware zu verkaufen, die sehr teuer ist und die ich trotzdem billig losschlagen will.«

»Was ist es?« flüsterte der Dicke.
»Teppiche!«
»Ah, damit läßt sich etwas anfangen. Aber was für Teppiche sind es?«
»Echte Smyrnaer Ware.«
»Allah! Wieviel?«
»Gegen hundert.«
»Wie verkaufst du sie?«
»In Bausch und Bogen. Ich verlange Stück für Stück dreißig Piaster.«
Da nahm er die Pfeife aus dem Mund, lege sie neben sich auf den Boden, schlug die Hände zusammen und fragte:
»Dreißig Piaster? Wirklich dreißig?«
»Nicht mehr!«
»Echte Smyrnaer Teppiche? Kann man sie einmal ansehen?«
»Natürlich muß sie der Käufer vorher sehen!«
»Wo hast du sie?«
»Denkst du wirklich, daß ich dir das erzähle, bevor ich weiß, daß der Käufer ein sicherer Mann ist?«
»Du bist vorsichtig. Sag mir wenigstens, ob sie hier in der Nähe lagern!«
»Gar nicht weit.«
»Und wie kommt es, daß du dich gerade an mich wendest?«
»Du bist ein berühmter Färber, also ein Kenner, und wirst beurteilen können, ob die Ware wirklich in der Farbe echt ist.«
»Das ist wahr«, meinte er geschmeichelt.
»Deshalb komme ich zu dir. Ich nehme zwar nicht an, daß du die Teppiche kaufen wirst, aber vielleicht kennst du einen andern, der auf einen so vorteilhaften Handel eingehen wird.«
»Das ist gar nicht so verkehrt gedacht.«
»Du kennst einen Käufer?«
»Ja«, brummte der Bäcker. »Er ist Waffenschmied.«
»O weh! Was soll ein Waffenschmied mit einer solchen Menge von Teppichen?«
»Keine Angst! Er ist zugleich Kaffeewirt und versteht es, die Ware an den Mann zu bringen.«
»Wo wohnt er?«
»In Ismilan.«
»Das ist mir unangenehm. Bis nach Ismilan ist es weit.«

»Das macht nichts. Er kommt heute oder morgen sowieso zu mir.«
»Bis morgen kann ich nicht warten.«
»Warum nicht?«
»Das kannst du dir doch denken! Wenn ich teure Ware so billig verkaufe, muß das doch irgendeinen besonderen Grund haben.«
»Hm! Freilich!« meinte der Bäcker.
»Ich muß sie schleunigst verkaufen, damit sie mir nicht verlorengeht.«
»Ist man dir auf der Spur?«
Boschak kniff dabei die Augen zusammen, blinzelte mich bedeutungsvoll an und machte mit den Händen die Bewegung des Festhaltens.
»Nein, das nicht. Kein Mensch ahnt bis jetzt etwas von meiner Absicht. Aber die Ware liegt an einem unsicheren Platz.«
»Schaff sie doch fort!«
»Das soll der Käufer tun.«
»Ist denn der Mann so unzuverlässig, bei dem du sie untergebracht hast?«
»Ich habe sie bei keinem Mann.«
»Nicht? Wo sonst?«
»Auf freiem Feld.«
»Allah! Wie bist du auf diesen Gedanken gekommen?«
»Nicht ich bin darauf gekommen, sondern andere Leute.«
»Aber du hast deine Erlaubnis dazu gegeben?«
»Auch nicht. Es würde mir niemals einfallen, einen solchen Wert so leichtsinnig aufzubewahren.«
»Dann verstehe ich dich nicht.«
»Ich werde es dir im Vertrauen erklären. Du machst auf mich den Eindruck eines Mannes, der einen andern nicht verraten wird.«
»Das tue ich nie!«
»Gut, ich glaube es dir. Du findest doch, daß dreißig Piaster wenig sind?«
»Hm! Das kann ich jetzt noch nicht sagen. Ich habe die Teppiche nicht gesehen.«
»Ich sage dir, daß es sehr wenig ist. Kein anderer verkauft so billig.«
»Du wirst sie noch billiger bekommen haben!«
»Natürlich! Das versteht sich von selbst!«

»Wieviel hast du gegeben?«
»Diese Frage ist nicht sehr klug. Kein Verkäufer wird dir sagen, wieviel er in Wirklichkeit verdient. Trotzdem will ich dir das Geheimnis anvertrauen.«
»Nun, wieviel verdienst du?«
»Dreißig Piaster, nur dreißig Piaster.«
Er blickte mich verständnislos an und fragte:
»An dem ganzen Lager?«
»Was denkst du! Ich werde doch nicht so dumm sein, mich mit einer so kleinen Summe zufriedenzugeben. Nein, an jedem Teppich verdiene ich das.«
»Das ist doch gar nicht möglich! Du verkaufst das Stück für dreißig Piaster und verdienst ebensoviel daran?«
»So ist es.«
»Dann müßte dir jemand die Ware geschenkt haben.«
»Das tut kein Mensch.«
»Dann reicht mein Verstand nicht aus!«
»Meiner reicht desto weiter. Ich habe die Teppiche nicht gekauft und nicht geschenkt bekommen, ich habe sie gefunden.«
»Gefunden?« stieß er hervor. »Aber wo?«
»Hier ganz in der Nähe.«
Er erschrak heftig, schluckte und hustete. Es kostete ihn Mühe, noch zu fragen:
»Hier in der Nähe? Ist das möglich, Effendi?«
»Wenn ich es dir sage!«
»An welcher Stelle?«
»Kennst du den Weg von hier nach Koschikawak?«
»Selbstverständlich!«
»Er führt an einem Gesträuch vorüber. Hat man es hinter sich und biegt etwas nach rechts ab, dann kommt man zu einer Bodenvertiefung, die ganz unzugänglich zu sein scheint. Sie ist von dichtem Dorngestrüpp umgeben. Das ist die Stelle. Dort liegen die Teppiche.«
Boschak erstarrte. Er machte keine Bewegung, nur seine Brust arbeitete heftig. Der Atem drohte auszusetzen. Endlich röchelte er:
»Effendi, das wäre wunderbar!«
»Ja, es ist kaum zu glauben, daß man auf freiem Feld eine Menge teure Teppiche finden kann. Zum Glück regnet es hier nur selten.

Jetzt in der trockenen Jahreszeit hat die Ware nicht unter dem Wetter gelitten.«
»Aber sie hätte doch leicht entdeckt werden können!«
»O nein. Ihr seid hier die reinen Kinder und tut heute nur das, was ihr gestern und vorgestern schon getan habt. Die Vertiefung galt schon immer als unzugänglich, deshalb wird es nie jemand einfallen, seine Nase hineinzustecken. Die Stacheln tun weh.«
»Aber wie bist du denn hineingekommen?«
»Auf dem Pferd. Du weißt, daß man sein Tier nicht immer in der Gewalt hat. So ein Geschöpf geht schon einmal durch. Auf diese Weise kann man plötzlich mitten in die Dornen geraten. So ist es mir gegangen.«
»Verfluchter Zufall!« rief der Bäcker.
»Wie bitte?« fragte ich scheinbar verwundert. »Du ärgerst dich darüber, daß ich diese Entdeckung gemacht habe?«
»Nein, durchaus nicht! Ich dachte nur daran, wie unangenehm es für jenen Mann sein muß, dem die Sachen gehören.«
»Er hätte sie besser verstecken sollen!«
»Aber, Effendi, wie kommst du auf den Gedanken, die Teppiche einfach zu verkaufen?«
»Ist das nicht das beste, was ich tun kann?«
»Für dich, ja. Aber gehören sie dir denn?«
»Natürlich! Ich habe sie doch gefunden.«
»Das ist noch kein Grund, sie als dein Eigentum zu betrachten. Du mußt sie dem Besitzer lassen.«
»Dann soll er sich nur melden! Er wird sich hüten, das zu tun.«
»Er wird sie wegholen!«
»Wer weiß! Wie leicht kann ein anderer dazukommen, der klüger ist als ich! Nein, ich verkaufe sie lieber gleich.«
Boschak hatte sich von seinem Schreck erholt und wurde nun furchtbar aufgeregt.
»Ich rate dir, es lieber zu lassen!« sagte er. »Der rechtmäßige Besitzer wird schon dafür sorgen, daß er sein Eigentum nicht verliert. Du würdest zum Dieb werden, und so siehst du gar nicht aus.«
»Nicht? Hm! Du magst recht haben. Du hast dieses Wort gerade noch im richtigen Augenblick ausgesprochen. Ein Dieb will ich allerdings nicht sein.«
»Du wirst also die Teppiche liegenlassen?«

»Ja.«
»Versprichst du es mir?«
»Warum dir? Gehören sie dir vielleicht?«
»Nein. Aber ich möchte nicht, daß du deine Seele mit einem Verbrechen belastest.«
»Du bist ein braver Mann und meinst es gut mit mir!«
»Ja. Also gib mir das Versprechen, daß du dich nicht an den Teppichen vergreifen willst!«
»Gut! Ich will dir deinen Willen tun. Du hast mein Wort.«
Er holte erleichtert Atem, griff nach seiner Pfeife und sagte:
»Allah sei gelobt! Ich habe dich vom Weg der Sünde gerissen. Dabei ist mir die Pfeife ausgegangen. Gib mir noch eins von deinen Wachszünderchen!«
»Hier hast du! Es freut mich, daß du mich auf dem Pfad der Tugend gehalten hast. Die Versuchung war groß. Wir wollen dafür sorgen, daß ihr nicht noch ein anderer erliegen kann.«
»Wie willst du das anfangen?«
»Ich werde den Fund anzeigen.«
»Allah! Bei wem?«
»Bei der Behörde.«
Boschak legte die angezündete Pfeife schleunigst wieder weg, schüttelte abwehrend beide Hände und sagte:
»Das ist wirklich nicht nötig!«
»O doch! Ich werde zum Kahya gehen, der soll die Teppiche beschlagnahmen.«
»Was fällt dir ein? Der Besitzer wird sie schon holen!«
»Das kann meinen Beschluß nicht ändern. Es ist meine Pflicht, sofort Meldung zu machen.«
»Wieso? Die Geschichte geht dich gar nichts an!«
»Sehr viel sogar. Wer ein Verbrechen entdeckt, muß es anzeigen.«
»Warum sollte es sich hier um ein Verbrechen handeln?«
»Ein ehrlicher Mann versteckt sein Eigentum nicht im Feld. Darauf kannst du dich verlassen. Außerdem habe ich eine Ahnung, für wen die Teppiche bestimmt sind.«
»Du wirst dich täuschen!«
»O nein, ich bin meiner Sache ganz sicher.«
»Wer soll dieser Mann sein?«
»Derselbe, den du mir vorhin als Käufer vorschlugst.«

»Du meinst den Waffenschmied?«
»Allerdings.«
»Oh, der hat mit dieser Angelegenheit bestimmt nichts zu tun. Kennst du ihn etwa?«
»Nein, ich habe ihn noch nie gesehen.«
»Wie kannst du ihn dann so verdächtigen? Ich habe dir nicht einmal seinen Namen genannt.«
»Ich kenne ihn aber. Er heißt Deselim.«
»Deselim? Den habe ich vorhin nicht gemeint. Ich kenne gar keinen Menschen, der diesen Namen trägt.«
»Wahrscheinlich kennst du dann auch keinen, der Pimosa heißt?«
»Pimosa? Doch, den kenne ich!«
»Woher stammt er denn?«
»Er ist ein Serbe aus Lopatitza am Ibar. Wo hast du ihn kennengelernt?«
»Das werde ich dir später sagen. Besucht er dich manchmal?«
»Ja.«
»War er in der letzten Zeit bei dir?«
»Nein.«
»Weißt du, wo er gewesen ist?«
»Nein.«
»Hm! Bist du nicht vor kurzem in Mandra und Boldschibak gewesen?«
Jetzt veränderte sich sein Gesicht plötzlich. Boschak sah wie ein Fuchs aus. Dieser dicke Bäcker war ein gefährlicher Kerl. Seine Augen zuckten.
»Ich will dir die Wahrheit gestehen«, sagte er. »Ich bin dort gewesen und Pimosa auch.«
Er warf mir einen beinahe triumphierenden Blick zu. Ich legte ihm gleichmütig die Hand auf die Schulter und sagte lachend:
»Boschak, das hast du nicht schlecht gemacht, alter Schlaukopf!«
»Wie meinst du das?«
»Du glaubst, daß mir Pimosa gesagt hat, er sei in Mandra und Boldschibak gewesen. Deshalb trittst du sofort als Zeuge auf. Wenn ich dir aber nun beweise, daß du gar nicht von hier fortgekommen bist?«
»Das kannst du gar nicht beweisen.«
»Ich brauche mich nur im Dorf zu erkundigen. Alle werden dich gesehen haben. Aber soviel Mühe gebe ich mir gar nicht. Ich reite

nach Palatza. Da werde ich wohl erfahren, wer dieser Pimosa in Wirklichkeit ist.«
Der Dicke schien unter der Farbe, die sein Gesicht bedeckte, blaß zu werden. Mühsam antwortete er:
»Du wirst dort auch nichts anderes erfahren als das, was ich dir gesagt habe.«
»Oh, der Roßhändler Mosklan wird mir bestimmt Auskunft geben. Ich sehe ein, daß mein Besuch bei dir zu Ende ist. Jetzt gehe ich zum Kahya.«
Ich stand auf. Der Bäcker erhob sich ebenfalls und zwar so schnell, daß ich staunte. Die Angst verlieh ihm eine ungewöhnliche Beweglichkeit.
»Effendi«, sagte er, »du wirst erst gehen, wenn wir uns geeinigt haben.«
»Worüber?«
»Über die Teppiche.«
»Und über den Schut, nicht wahr?«
»Allah! Warum sprichst du vom Schut?«
»Warum erschrickst du, wenn ich von ihm spreche? Warum sagst du, daß wir wegen der Teppiche einig werden müssen? Gehören sie denn dir?«
»Nein, nein!«
»Oder weißt du vielleicht, wer sie versteckt hat?«
»Auch nicht.«
»Dann kannst du beruhigt sein. Ich muß jetzt zum Kahya, um ihn von meinem Fund zu verständigen.«
»Du hast doch gar keinen Vorteil davon!«
»Man soll seine Pflicht auch ohne Vorteil tun.«
Boschak stand zitternd vor der Tür. Er gedachte mich nicht hinauszulassen.
»Wer bist du denn eigentlich, daß du als Fremder hierherkommst und dich um unsere Angelegenheiten kümmerst?« stammelte er.
»Kannst du lesen?«
»Ja.«
»Dann will ich dir etwas zeigen.«
Ich zog meinen Reisepaß heraus, hielt ihm das Dokument entgegen, daß er das Siegel deutlich sehen konnte, und fragte:
»Kennst du das?«
»Ja, es ist das Mühür des Großherrn.«

Eine kleine türkische Pfeife.

»Dann will ich dir sagen, daß ich den Agenten Pimosa gefangengenommen habe.«
»Effendi! Bist du Polizist?« stieß er erschrocken hervor.
»Das geht dich nichts an. Aber ich werde auch dich verhaften und ebenso Deselim aus Ismilan, wenn er herkommen sollte.«
»Mich verhaften? Warum denn?«
»Wegen der Teppiche und aus verschiedenen anderen Gründen.«
»Effendi, ich bin ein ehrlicher Mann!«
»Das wagst du zu behaupten? Gut, du sollst deinen Willen haben. Man wird eine Untersuchung gegen dich einleiten, dann wirst du verloren sein. Dabei wollte ich dir helfen. Ich kam zu dir, um dir im Vertrauen den Weg zu zeigen, der zur Rettung führt.«
Er lehnte an der Wand und wußte nicht, was er sagen sollte.
»Du solltest dich jetzt sehen können«, sagte ich. »Die Angst persönlich kann nicht anders aussehen. Komm jetzt mit zum Kahya!«
Da tauchten Boschaks Frau und Tochter auf. Sie hatten im Nebenzimmer gelauscht und alles gehört. Beide fingen an zu jammern und machten mir bittere Vorwürfe.
Der Bäcker blieb ganz ruhig. Er schien abzuwarten, bis für ihn der richtige Zeitpunkt kam. Ich hörte den beiden Frauen eine Weile zu, dann beruhigte ich sie:
»Seid still! Ich habe ihn ja retten wollen, aber er war dagegen. Noch jetzt wäre ich bereit, von der Anzeige abzusehen. Ihr seht aber, daß er nicht einmal Wert darauf legt.«
Das brachte den Bäcker zum Sprechen.
»Effendi«, sagte er, »was weißt du von mir?«
»Alles! Die einzelnen Punkte brauche ich dir nicht aufzuzählen. Das ist Sache des Richters.«

»Und du meinst, daß du von der Anzeige absehen könntest?«
»Ja. Ich halte dich nicht für einen Gauner, sondern nur für einen Verführten. Darum würde ich beide Augen zudrücken.«
»Was soll ich denn tun?«
»Du mußt dich von deinen Kumpanen trennen.«
»Das will ich gern tun.«
»Das sagst du jetzt. Aber wenn ich fort bin, wirst du dein Versprechen nicht erfüllen.«
»Ich erfülle es. Das kann ich beschwören.«
»Ich verlange, daß du dem Pferdehändler Mosklan die Freundschaft kündigst.«
»Ich werde es ihm sagen.«
»Gut! Du wolltest ihm deine Tochter zum Weib geben?«
»Ja, Effendi.«
»Sie wird also ihren Bräutigam verlieren. Such einen andern für sie aus!«
Er horchte auf, sah die beiden Frauen und dann mich forschend an und fragte:
»Ihr habt miteinander gesprochen, bevor ich kam?«
»Ja«, antwortete ich der Wahrheit gemäß.
»Meinst du etwa, daß ich ihr den Buchhändler Ali zum Mann geben soll?«
»Das möchte ich dir empfehlen.«
»Wallahi! Also habt ihr über ihn gesprochen?«
»Ja. Ich habe ihn selbst auch schon kennengelernt. Er ist ein braver Mann und kein Verbrecher wie jener Mosklan. Er wird deine Tochter glücklich machen. Ich habe keine Zeit, hier noch viele Worte zu verschwenden. Deshalb will ich dir etwas sagen: Ich gehe jetzt für einige Minuten hinaus. Du darfst unterdessen mit deinem Weib und deiner Tochter reden. Komme ich wieder herein, und du sagst mir, daß dir der Hadschi Ali willkommen ist, dann reite ich sofort zu ihm und hole ihn. Du gibst ihm dann deine Unterschrift, und es ist alles gut. Weigerst du dich aber, dann gehe ich zum Kahya und nehme dich gleich mit.«
Boschak stand der Schweiß auf der Stirn. Trotzdem kam es mir so vor, als wäre er jetzt viel ruhiger als vorher. Seine Frau wollte mit Bitten auf ihn einstürmen, aber er wehrte ab.
»Du willst also den Buchhändler holen?« erkundigte er sich.
»Ja.«

»Und wenn ich ihm dann meine Unterschrift gebe, wirst du über alles schweigen?«
»Wie das Grab!«
»Auch über den Schut und den Pferdehändler?«
»Ja.«
»Auch von den Teppichen wirst du nichts sagen?«
»Nur einem werde ich davon erzählen.«
»Wem?«
»Dem Hadschi Ali. Der soll dann machen, was er will.«
»Er wird schweigen, wenn ich ihm meine Tochter gebe. Sag mir, wann du nach Kabatsch reiten willst.«
»Sobald du dich entschieden hast. Ich habe keine Zeit zu verlieren. Überleg dir die Sache. In ein paar Minuten bin ich wieder da.«
Ich ging hinaus zu meinem Pferd. Beim Verlassen der Stube hatte ich gehört, daß Mutter und Tochter auf ihn eindrangen. Ich war meiner Sache sicher. Es blieb ihm meiner Ansicht nach nichts übrig als nachzugeben. Ich freute mich königlich darauf, dem Buchhändler schon nach kurzer Zeit eine so frohe Nachricht bringen zu können.
Langsam ging ich ein Stück vom Haus fort. Dabei glaubte ich einen Ruf zu hören. Als ich mich umdrehte, sah ich, daß der Gehilfe zu einer der Fensteröffnungen ging. Dort sprach der Bäkker mit ihm.
Was ging mich das an? Boschak hatte ihm wohl eine geschäftliche Anweisung zu geben. Einige Minuten später hörte ich Hufschlag. Ich sah keinen Reiter. Es fiel mir nicht ein, Verdacht zu schöpfen. Leider merkte ich erst später, daß ich unvorsichtig gewesen war. Der Bäcker hatte seinen Gehilfen fortgeschickt, um mir eine Falle zu stellen. Der Mann mit dem bunten Gesicht war so fortgeritten, daß das Haus zwischen ihm und mir lag und ich sein Verschwinden nicht beobachten konnte.
Ich wartete ungefähr eine Viertelstunde, dann ging ich in die Stube zurück. Dort bat mich die Frau, ihrem Mann noch eine kleine Frist zu geben. Es falle ihm doch sehr schwer, einen Entschluß zu fassen, da er nicht wisse, wie er ohne Schaden von Mosklan loskommen könne. Ich erfüllte ihr die Bitte und ging wieder hinaus. Dort wartete ich, bis ich gerufen wurde. Der Bäkker kam mir entgegen und sagte:

»Effendi, du hast recht. Ich werde tun, was du mir geraten hast. Willst du den Hadschi Ali holen?«
»Ja. Ich reite sofort los.«
»Willst du nach deiner Rückkehr für heute und die nächsten Tage unser Gast sein?«
»Ich danke dir! Das ist unmöglich. Ich muß weiter.«
»Wohin reitest du?«
»Weit fort, ins Abendland, wo meine Heimat ist.«
Daß ich das sagte, war ein großer Fehler, wie ich später erfahren sollte.
»Dann komm wenigstens jetzt ins Haus. Ich muß dir etwas zeigen.«
Die beiden Frauen strahlten vor Glück. Ich konnte seine Bitte nicht abschlagen. Die Tochter verschwand einen Augenblick und kam mit einem Gegenstand wieder, der in Werg eingeschlagen und mit Schnüren umwunden war.
»Rate, was das ist, Effendi!« bat er.
»Wer soll das raten können?«
Der Bäcker entfernte das Werg. Es kam eine Flasche zum Vorschein.
»Das ist der Saft der Weinbeere«, erläuterte er. »Darfst du ihn trinken?«
»Ich darf. Aber laß ihn in der Flasche. Erfrischt euch selbst damit.«
»Das ist uns verboten. Dieser Wein ist aus Griechenland. Ich bekam ihn von einem Händler und habe ihn aufgehoben, bis einmal jemand kommt, der ihn trinken darf.«
Ich blieb bei meiner Weigerung. Das schien ihn zu kränken. Er besann sich eine Weile, dann meinte er:
»Wenn du ihn nicht trinkst, will ich ihn nicht länger behalten. Tschileka, wollen wir ihn dem armen, kranken Saban geben?«
Die Frau stimmte sofort zu und fragte ihn, ob sie nicht etwas Gebäck dazulegen solle. Er erlaubte es ihr und wandte sich dann an mich: »Aber Effendi, wenn der Arme diese Gabe bekommen soll, mußt du uns einen Gefallen tun!«
»Gern, wenn ich kann. Wer ist dieser Saban?«
»Er ist Besenbinder gewesen, jetzt aber Bettler geworden, weil er krank ist und nicht mehr arbeiten kann. Er lebt von der Wohltätigkeit derer, die Allah mit Nahrung gesegnet hat.«

»Er bekommt von uns manchmal etwas geschenkt«, bestätigte die Tochter. »Saban wohnt in einer Hütte mitten im Wald, auf halbem Weg zwischen hier und Kabatsch.«
Sie war dem Vater hastig in die Rede gefallen. Ich merkte, daß sie meine Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte. Sie stand seitwärts hinter dem Bäcker, und als ich zu ihr hinsah, hob sie warnend den Zeigefinger, ohne daß ihr Vater es sah.
»Was ist das für ein Wald?« fragte ich unbefangen.
»Lauter Eichen und Buchen«, antwortete der Bäcker. »Nur zuweilen ist eine Tanne oder Zypresse darunter. Soll ich dir den Weg beschreiben?«
»Ich bitte dich darum.«
»Du reitest von hier aus nach Südwesten, immer den Wagengleisen nach, die dich zur Hochebene führen. Dort gehen die Gleise nach Süden ab, in der Richtung von Terzi Ören und Irek. Aber du wirst Spuren finden, die dich rechts zu einem Bach bringen, der unterhalb Kabatsch in den Söüdlü fließt. Nicht weit von der Stelle, wo du diesen Bach erreichst, befindet sich ein freier Platz, an dessen Rand die Hütte Sabans liegt.«
»Dort wohnt er allein?«
»Ja.«
Ein Bettler, der allein im Wald wohnt? Das fiel mir auf. Dazu das Benehmen der Tochter! Ich mußte vorsichtig sein.
»Und du meinst, daß ich ihn antreffen werde?« erkundigte ich mich.
»Ja. Saban kann nicht ausgehen, wie ich gehört habe. Er soll krank sein. Deshalb schicke ich ihm die Gaben.«
Während der Färber Wein und Gebäck einpackte, ging die Tochter hinaus und gab mir dabei einen verstohlenen Wink. Ich folgte ihr und traf sie hinter dem Haus.
»Du hast mir etwas zu sagen?« fragte ich.
»Ja, Effendi. Ich warne dich.«
»Vor wem?«
»Saban ist kein guter Mensch. Nimm dich vor ihm in acht.«
»Denkst du, daß dein Vater mir gegenüber böse Absichten hat?«
»Ich weiß nicht. Du mußt nur wissen, daß ich den Bettler nicht liebe, weil er ein Feind Hadschi Alis ist.«
»Hm! Deine Mutter wollte mir etwas für Ali mitgeben. Dein Vater sollte nichts davon wissen.«

»Das hat sich erledigt, Effendi. Sie hat dir nicht sofort sagen wollen, daß es eine Botschaft ist. Er sollte . . .«
Ikbala stockte errötend und sah zu Boden.
»Was sollte er, Ikbala?«
»Er sollte heute abend – zur – zur Mutter kommen.«
»Zur Mutter? Aber nicht in eure Wohnung?«
»Nein, Effendi.«
»Wohin denn?« fragte ich todernst, wobei ich innerlich lächeln mußte.
»Er sollte draußen am Wasser warten.«
»So, so! Deine liebe Mama gibt also dem Buchhändler zuweilen ein kleines Stelldichein?«
»Ja«, antwortete sie so harmlos, daß ich nun doch lachen mußte.
»Und du bist wohl die Beschützerin dieser schönen Zusammenkünfte?«
»Oh, Effendi, du weißt recht gut, daß er nicht zur Mutter kommt, sondern zu mir!«
»Ja, ich kann es mir denken. Und da ich ihn heute zu euch bringen will, braucht deine Mutter mir nun die Botschaft nicht mehr zu geben?«
»So ist es, Effendi. Allah gebe, daß dein Plan gelingt.«
»Hadschi Ali wird sich freuen. Als ich mit ihm sprach, hat er dich die Schönste in Rumeli genannt.«
»Ist das wahr?« fiel sie mir hastig ins Wort.
»Ja, so sagte er.«
»Er ist ein großer Schmeichler und Übertreiber.«
»Nein, Ali hat nicht übertrieben. Aber du sagtest, Allah möge geben, daß mein Plan gelinge. Warum zweifelst du noch daran? Dein Vater hat doch seine Zustimmung gegeben!«
»Dir hat er sie gegeben. Aber es kommt mir so vor, als habe er es nicht ernst gemeint. Effendi, ich ahne eine Gefahr. Beschütze meinen Ali!«
»Was könnte ihm denn drohen?«
»Ich weiß es nicht. Aber du und er, ihr müßt euch sehr in acht nehmen. Ich würde viele Tränen vergießen, wenn ihm etwas geschähe.«
»Ihm! Um mich würdest du nichts vergießen?«
»Du bist mir ja fremd!«
Sie sagte das so aufrichtig, daß ich herzlich lachen mußte.

»Na«, erwiderte ich, »wenn du nur um ihn weinst, so sag wenigstens deiner Mutter, daß sie, falls uns ein Unglück geschieht, auch um mich zwei oder drei Tränentropfen vergießen soll. Aber jetzt geh wieder hinein, damit dein Vater nicht merkt, daß wir heimlich miteinander gesprochen haben. Ich traue ihm nicht.«
»Effendi, ich werde dich von weitem beschützen!«
Sie ging. Ihre letzten Worte schienen mir ohne Sinn zu sein. Später erfuhr ich, daß es ihr doch möglich gewesen war, dieses Versprechen zu halten.
Ich band mein Pferd los und wartete. Nach kurzer Zeit kam der Bäcker und brachte mir die für den Bettler bestimmten Gaben.
»Wo sind dein Weib und deine Tochter?« fragte ich obenhin, sah ihn dabei aber verstohlen an. »Soll ich nicht von ihnen Abschied nehmen?«
»Du kommst ja wieder, Effendi«, antwortete er.
Dabei glitt es so verschlagen und schadenfroh über sein fettes Gesicht, daß ich ihm die Hand auf die Schulter legte.
»Meinst du, ich merke nicht, daß deine Worte nicht ehrlich gemeint sind?«
Sofort nahm sein Gesicht den Ausdruck erstaunter Aufrichtigkeit an. Er blickte mich kopfschüttelnd an.
»Ich verstehe dich nicht. Du hältst mich doch nicht für einen Lügner?«
»In meinem Heimatland gibt es das Sprichwort, daß man keinem Menschen trauen solle, der geschlitzte Ohren hat.«
»Beziehst du das auf mich?« fragte er gekränkt.
»Ich sehe, daß du einen Schlitz in jedem Ohr hast.«
»Das ist kein Zeichen dafür, daß ich dich täusche. Früher waren meine Ohren unversehrt. Ich schwöre dir beim Bart des Propheten, daß wir uns wiedersehen werden, wenn du nicht selbst darauf verzichtest.«
»Ich hoffe, daß dieses Wiedersehen freundlich sein wird. Träte das Gegenteil ein, dann könnte dir leicht etwas passieren, was dir gar nicht gefällt.«
Ich hatte während dieses freundschaftlichen Gesprächs sein Paket am Sattel befestigt, war aufgestiegen und ritt nun davon.

Nach wenigen Minuten hatte ich das Dorf Dschnibaschlü hinter mich gebracht und befand mich wieder zwischen Maisplantagen und andern Feldern, an die sich eine Weideebene schloß, die von Wald begrenzt wurde.
Die Räderspuren der großen, unbeholfenen Ochsenwagen waren deutlich zu sehen. Ich folgte ihnen in der angegebenen Richtung und hatte den Wald beinah erreicht, als ich einen Reiter bemerkte, der von links her über die Ebene angetrabt kam. Da ich langsamer ritt als er, hatte er mich bald eingeholt.
»Gott sei mit dir!« grüßte er.
»Ich danke dir!« antwortete ich.
Er betrachtete mich prüfend, und ich machte es ebenso mit ihm, wenn auch nicht so auffällig wie er. Es war nichts Besonderes an ihm festzustellen. Sein Pferd war schlecht, seine Kleidung war schlecht, und sein Gesicht machte keinen besseren Eindruck. Nur die Pistolen und das Messer, die in seinem Gürtel steckten, schienen gut zu sein.
»Woher kommst du?« fragte der Reiter.
»Von Dschnibaschlü«, antwortete ich bereitwillig.
»Und wohin reitest du?«
»Nach Kabatsch.«
»Ich auch. Kennst du den Weg?«
»Ich hoffe ihn zu finden.«
»Du hoffst es? Also bist du hier fremd?« – »Ja.«
»Darf ich dich begleiten? Wenn du es mir erlaubst, kannst du dich nicht verirren.«
Er machte keinen angenehmen Eindruck auf mich, aber das war kein Grund, ihn zu beleidigen. Er konnte trotzdem ein braver Kerl sein. Und selbst wenn das Gegenteil der Fall war, konnte es mir nichts nützen, ihn abzuweisen. Ich hätte höchstens seinen Zorn oder seine Rachsucht herausgefordert. Und er sah ganz danach aus, als würde er in einem solchen Fall geneigt sein, mich von der Güte seiner Waffen zu überzeugen.
»Du bist sehr freundlich. Bleiben wir beisammen!« antwortete ich deshalb.

Er nickte befriedigt und lenkte sein Pferd an meine Seite.
Eine Weile ritten wir schweigend nebeneinanderher. Neugierig betrachtete er meinen Rappen und meine Waffen. Dabei sah er sich hin und wieder ängstlich nach allen Seiten um. Gab es hier eine Gefahr? Ich hielt es für besser, ihn nicht danach zu fragen. Übrigens sollte ich den Grund dieser besorgten Blicke bald erfahren.
»Reitest du von Kabatsch weiter?« fragte er mich freundlich.
»Nein.«
»Also besuchst du dort jemand?«
»Ja.«
»Darf ich wissen, wen? Du bist ja fremd, und vielleicht kann ich dir seine Wohnung zeigen.«
»Ich reite zu Hadschi Ali, dem Buchhändler.«
»Oh, den kenne ich. Wir kommen an seinem Haus vorbei. Ich werde dich darauf aufmerksam machen.«
Wieder stockte das Gespräch. Ich hatte keine Lust, mich mit ihm zu unterhalten, und ihm schien es ganz ähnlich zu gehen. So legten wir eine große Strecke zurück, ohne daß ein Wort gesprochen wurde.
Der Weg führte zwischen den Bäumen des Waldes immer mehr bergan. Wir erreichten die von dem Bäcker erwähnte Höhe und auch die Stelle, wo die Räderspuren nach Süden abbogen. Andere Fährten zeigten, daß auch Leute nach Westen weitergeritten waren. Dieser Richtung folgten wir. Dann stießen wir bald auf den Bach, von dem bei Boschak die Rede gewesen war.
Nach kurzer Zeit erreichten wir eine kleine Lichtung, an deren Rand ich eine niedrige, länglich gebaute Hütte entdeckte. Sie war aus rohen Steinen errichtet und mit Holzschindeln gedeckt. Ich sah eine niedrige Tür und eine kleine Fensteröffnung. Im Dach war eine Öffnung, die wohl den Zweck hatte, den Rauch abziehen zu lassen. Mächtige Eichen streckten ihre knorrigen Zweige über dieses urwüchsige Bauwerk, das den Eindruck trauriger Verlassenheit machte.
Wie nebenbei zeigte mein Begleiter zur Hütte hinüber und sagte:
»Dort wohnt ein Bettler.«
Er machte keine Anstalten, sein Pferd anzuhalten. Das ließ mein leises Mißtrauen verschwinden. Ich hielt den Rappen an und fragte:

»Wie heißt dieser Bettler?«
»Saban.«
»Ist er nicht Besenbinder gewesen?«
»Ja.«
»Dann muß ich einen Augenblick zu ihm hinein. Ich soll ihm eine Gabe überbringen.«
»Er kann es brauchen! Ich reite einstweilen langsam weiter, immer am Bach entlang. Du kannst mich gar nicht verfehlen, wenn du mir dann folgst.«
Er ritt wirklich weiter. Wäre er ebenfalls abgestiegen, dann hätte ich meine Vorsicht verdoppelt. So fühlte ich mich beruhigt. Ich ritt zu der Hütte hin und einmal um sie herum, um zu sehen, ob sich vielleicht jemand in der Nähe befand.
Die Eichen und Buchen standen so weit auseinander, daß ich zwischen den mächtigen Stämmen hindurch tief in den Wald hineinblicken konnte. Ich fand keine Spur eines menschlichen Wesens.
Fast schämte ich mich, mißtrauisch gewesen zu sein. Was konnte mir ein armer, kranker Bettler tun! Einen Hinterhalt gab es nicht, wenigstens nicht in der Umgebung der Hütte. Davon war ich überzeugt. Hatte ich wirklich noch einen Grund zu Befürchtungen, dann konnte er sich nur auf das Innere des armseligen Bauwerkes beziehen, und da war es nicht schwer, der Gefahr zu entgehen.
Ich stieg vor der größeren Öffnung, in der sich keine Tür befand, vom Pferd, band es aber nicht an, um notfalls sofort aufsitzen und davonreiten zu können. Den Revolver nahm ich schußfertig in die Hand und trat langsam ein.
Ich kam in einen einzigen Raum, der so niedrig war, daß ich mit dem Kopf fast an die Decke stieß. Dort sah ich einen geschwärzten Stein, der wohl als Herd diente, mehrere entfleischte Ochsen- und Pferdeköpfe, die die Sessel bildeten, und in der linken hinteren Ecke ein aus Laub bestehendes Lager, auf dem eine bewegungslose menschliche Gestalt lag. Daneben standen oder lagen auf dem Boden ein Topf, eine zerbrochene Flasche, ein Messer

Hirten, Holzfäller oder Jäger
errichten sich einfache Hütten in den Wäldern.

und einige andere armselige Kleinigkeiten. Das war alles. Was sollte hier für mich zu befürchten sein? Etwas beschämt steckte ich den Revolver wieder ein.
Dann holte ich das Paket herein und näherte mich damit dem Lager. Der Mann rührte sich noch immer nicht.
»Guten Tag!« grüßte ich laut.
Da drehte sich der Bettler langsam zu mir herum, starrte mich an, als ob ich ihn aus dem Schlaf geweckt hätte, und fragte:
»Was steht zu Diensten, Effendi?«
»Dein Name ist Saban?«
»Zu Befehl, Effendi!«
»Kennst du den Färber Boschak?«
Da richtete er sich erfreut in sitzende Stellung auf und antwortete:
»Sehr gut, Effendi!«
Der Bettler sah wirklich krank und elend aus. Er trug nur Lumpen auf dem Leib und schien ein fleischloses Gerippe zu sein. Seine Augen waren begierig auf das Paket gerichtet, das ich in der Hand hielt.
»Er schickt dir Wein und Backwaren.«
Bei diesen Worten kniete ich mitleidig an seinem Lager nieder, um das mit Bast umwickelte Paket zu öffnen.
Seine Augen waren flammend auf mich gerichtet. War das wirklich Hunger, oder war es etwas anderes? Ich hatte keine Zeit, diesen Gedanken auszuspinnen. Hinter mir gab es ein Geräusch. Ich drehte den Kopf. Vier, fünf Männer drängten sich durch die Türöffnung. Der vorderste hatte die Flinte verkehrt, wie zum Schlag aufgehoben, in der Hand. Er sprang auf mich zu.
Ich riß den Revolver heraus und wollte mich emporschnellen. Da warfen sich die langen, dürren Arme des Bettlers wie die Fänge eines Meerpolypen um meinen Hals und rissen mich zu Boden. Ich weiß noch, daß ich den Lauf des Revolvers schnell auf den Kopf des Verräters richtete. Zielen konnte ich nicht mehr. Kurz nachdem der Schuß krachte, bekam ich von hinten einen fürchterlichen Schlag auf den Kopf.

Ich war gestorben. Ich besaß keinen Körper mehr. Ich war nur noch ein Schatten und flog durch ein Feuer, dessen Glut mich verzehren wollte, dann durch donnernde Wogen, deren Kälte

mich erstarrte, durch unendliche Wolken- und Nebelschichten, hoch über der Erde, rasend, mit entsetzlicher Schnelligkeit. Dann fühlte ich nur, daß ich überhaupt flog, so wie der Mond um die Erde wirbelt, willenlos. Es war unbeschreiblich leer um mich und in mir.

Nach und nach verminderte sich die Schnelligkeit. Ich *fühlte* nicht nur, sondern ich *dachte* auch wieder. Aber was dachte ich? Unendlich dummes, ganz und gar unmögliches Zeug. Sprechen konnte ich nicht, sosehr ich mich auch anstrengte, einen Laut von mir zu geben.

Allmählich kam Ordnung in das Denken. Mein Name fiel mir ein, mein Stand, das Alter, in dem ich gestorben war. Aber wo und wie ich den Tod gefunden hatte, war mir nicht bekannt.

Ich sank nach und nach tiefer und wirbelte nicht mehr um die Erde, sondern näherte mich ihr wie eine leichte Feder, die langsam, immer hin und her gehaucht, von einem Turm fällt. Und je tiefer ich sank, desto deutlicher wurde die Erinnerung an mein irdisches Dasein. Personen und Erlebnisse fielen mir ein, mehr und mehr. Es wurde klarer in mir, immer klarer. Ich erinnerte mich, daß ich zuletzt eine weite Reise unternommen hatte. Es fiel mir langsam ein, durch welche Länder sie geführt hatte – zuletzt war ich in Stambul gewesen und in Edirne, war unterwegs in einer steinernen Hütte erschlagen worden. Die Mörder hatten meine Leiche gefesselt und auf das Lager geworfen, auf dem vorher der Bettler gelegen hatte. Dann hatten sie sich um den Herd gesetzt und ein Feuer angezündet, über dem irgend etwas gebraten werden sollte.

Ich hörte die Stimme der Mörder, während ich jetzt wieder zur Erde niedersank, deutlicher und immer deutlicher, je mehr ich mich ihr näherte. Ich sank durch das Dach der Hütte, auf das Laub des stinkenden Lagers, und da saßen noch die Mörder. Ich hörte sie sprechen, ich roch den Duft von Fleisch, das sie über dem Feuer brieten. Ich wollte sie auch sehen, aber ich konnte die Augen nicht öffnen und konnte mich auch nicht bewegen.

War ich wirklich nur noch ein Schatten? Da oben, wo ich früher den Hinterkopf gehabt hatte, brannte und schmerzte es wie die Hölle. Es war mir jetzt, als ob ich diesen Kopf noch besäße; aber er war hundertmal, tausendmal größer als früher und umfaßte das unterirdische Flammenmeer des Erdinnern, auf dessen In-

seln Vulkan mit Millionen von Zyklopen hämmert und schmiedet.
Erst fühlte ich nur den Kopf. Bald bemerkte ich, daß ich auch noch den Leib, die Arme, die Beine besaß. Allerdings konnte ich kein Glied rühren. Aber ich hörte jedes Wort, das dort am Feuer gesprochen wurde. Mir fiel sogar der Hufschlag einiger Pferde auf. Zwei Reiter stiegen draußen ab.
»Der Dicke kommt!« sagte einer.
War das nicht die Stimme des Kerls, mit dem ich bis zur Hütte geritten war? Wie kam er hierher? Er war doch weitergeritten!
»Und noch einer!« sagte eine andere Stimme.
»Wer ist es denn?«
»Der Silahdschi Deselim aus Ismilan!«
Ich hörte, daß die beiden Angekommenen vor dem Eingang mit Freudengeschrei begrüßt wurden.
»Habt ihr den Dummkopf gefangen?« fragte draußen eine fette Stimme.
Ich kannte sie, es war die Stimme des dicken Färber-Bäckers aus Dschnibaschlü. Meinte er mit diesem Dummkopf etwa mich? Hätte ich den Kerl jetzt nur ein bißchen zwischen meine Hände bekommen, ich – ah, ich konnte plötzlich die Finger wieder zur Faust ballen! Der Ärger wirkte Wunder.
»Ja, wir haben ihn schön hineingelegt!«
Diese Worte sagte der Bettler. Meine Kugel hatte ihn also nicht getroffen.
»Wo steckt denn die Schaflaus?«
Das war stark! Wir pflegen einen dummen Menschen Schafskopf zu nennen. Der Türke bedient sich zuweilen des Wortes Kojundschi, das ungefähr Schafhirt bedeutet. Mich aber hielt jemand, dessen Stimme ich nicht kannte, für so unendlich dämlich, daß das Wort Kojundschi noch eine unverdiente Ehre für mich gewesen wäre. Er nannte mich also Schaflaus.
Es kribbelte mir in den Händen. Nun konnte ich schon zwei Fäuste machen anstatt einer. Es kam mir so vor, als sei ich gar nicht gestorben. Mein heftigster Wunsch in diesem Augenblick war jedenfalls sehr irdisch. Er bezog sich auf die keineswegs übersinnliche Tätigkeit, die der Türke mit den drei gleichbedeutenden Wörtern döjmek, wurmak und dajak jedirmek, der Deutsche aber mit dem liebenswürdigen Ausdruck ›prügeln‹ bezeichnet.

Wie kam es nur, daß mein Kopf jetzt nicht mehr so brannte und schmerzte? Auch seine vorhin beschriebene Ausdehnung schien außerordentlich abgenommen zu haben.
»Er ist in der Hütte«, antwortete der Bettler.
»Ihr habt ihn hoffentlich gefesselt?« fragte der Mann, der mich Schaflaus genannt hatte.
»Ja, aber es war überflüssig.«
»Warum?«
»Weil er tot ist.«
Die Stimmen sanken zu einem Gemurmel herab. Nach einiger Zeit hörte ich dann den lauten Befehl:
»Zeig ihn mir!«
Sie kamen in die Hütte.
»Hier liegt er!« sagte der Bettler.
Eine Hand legte sich auf mein Gesicht und blieb da eine Weile prüfend liegen. Sie roch nach Schusterpech und saurer Milch.
»Kalt wie der Tod!« sagte der Besitzer der Hand.
»Fühl ihm den Puls!« hörte ich den dicken Bäcker sagen.
Die Pech- und Milchhand glitt von meinem Gesicht herunter und faßte mich am Handgelenk. Der Daumen legte sich prüfend auf den oberen Teil des Gelenkes, wo von einer Pulsader kaum etwas zu fühlen ist. Dann sagte der Mann nach einer Pause allgemeiner Spannung:
»Er hat keinen Pulsschlag.«
»Befühl sein Herz!«
Im nächsten Augenblick fühlte ich die Hand auf meiner Brust. Es schien gar nicht nötig gewesen zu sein, einen Knopf zu öffnen. Waren Jacke und Weste schon offen? Oder hatten mich die guten Leute vielleicht von diesen Kleidungsstücken befreit?
Ich hätte mich gern davon überzeugt, aber ich konnte die Augen nicht öffnen, und selbst wenn ich es fertiggebracht hätte, wäre es mir jetzt nicht eingefallen, es zu tun.
Die Hand hatte nur einen Augenblick lang auf dem Herzen gelegen, dann glitt sie zur Magengegend und blieb dort. Nun erklärte das Orakel:
»Sein Herz schweigt still.«
»Also ist er tot!« murmelte es im Kreis.
»Wer hat ihn getötet?« fragte der Mann, dessen Stimme ich nicht kannte.

»Ich habe ihn erschlagen«, erklang es kurz.
Der Mann sagte das so überzeugt, daß mir das Blut in die Schläfen stieg. Wer noch Blut hat, das sich in den Adern bewegt, kann nicht tot sein. Ich lebte also noch, lag wirklich auf dem Laubhaufen und war nur besinnungslos gewesen.
Der dicke Bäcker schien doch noch einige Befürchtungen zu haben. Er wollte kein Mittel unversucht lassen, sich von meinem Tod zu überzeugen.
»Hat er Atem?« fragte er.
»Ich will horchen!«
Ich fühlte, daß sich jemand zu mir herunterbeugte. Dann rieb sich eine Nase an meiner. Ich bekam einen Duft von Knoblauch, Tabaksaft und faulen Eiern zu kosten. Dann erklärte der Sachverständige:
»Er holt keinen Atem mehr.«
»Gut, dann können wir gehen.«
Dieser Befehl befreite mich endlich von der Sorge, man könne doch noch Leben in mir verspüren. Aber wäre es nicht vielleicht besser gewesen, wenn sie bemerkt hätten, daß ich nicht tot war? Ich war nicht Herr meiner Glieder, dafür aber in der fürchterlichen Gefahr, lebendig verscharrt zu werden.
Angst befiel mich. Ich fühlte, daß es mich erst eiskalt und dann glühendheiß überlief. Ich begann zu schwitzen. Die Männer hatten sich an das Feuer gesetzt und schwiegen. Vielleicht waren sie jetzt mit dem Fleisch beschäftigt, dessen Duft bis zu mir herüberdrang.
Meine Lage war hoffnungslos. Der Schlag mit dem Kolben hatte meinen Hinterkopf getroffen. Ich verstand nicht viel von der Heilkunst und konnte die möglichen Wirkungen eines solchen Hiebes nicht abschätzen. Gehör und Geruch, vielleicht auch Gesicht und Geschmack waren in Ordnung. Aber daß die Bewegungsnerven versagten, schrieb ich diesem Hieb zu. Würden sie ihre Tätigkeit bald wieder aufnehmen?
Und selbst wenn das der Fall sein sollte, was ich bei meiner robusten Körperbeschaffenheit hoffte, blieb mir wenig Aussicht, mich meinem Schicksal zu entziehen. Ja, wenn meine Gefährten in der Nähe gewesen wären! Wenn wenigstens mein braver Halef eine Ahnung von der mir drohenden Gefahr gehabt hätte! Aber das war bestimmt nicht der Fall.

Wut und Verzweiflung schüttelten mich. Ich ballte die Fäuste, ich preßte den Atem in die Lungen zurück, als ob ich mich freiwillig ersticken wolle, ich spannte alle Fasern an, die ich überhaupt in der Gewalt hatte. Plötzlich ging es wie ein Ruck durch meinen Körper. Ich konnte die Arme wieder etwas bewegen, die Beine, den Nacken und endlich auch die Augenlider.
Ich hütete mich, mir das anmerken zu lassen, aber ich prüfte nach und nach alle Glieder durch. Es ging nicht leicht. Der Kopf war wie zerschlagen. Ich mußte mich anstrengen, einen Gedanken zu fassen, und in den Gliedern hatte ich ein Gefühl, als seien sie mit Blei angefüllt. Aber ich hoffte doch, mich im Notfall erheben und einigermaßen verteidigen zu können. Vielleicht wich die Lähmung noch schneller, als es jetzt den Anschein hatte. Soviel stand wenigstens fest, daß ich mich nicht lebendig begraben lassen würde.
Ich blieb lang ausgestreckt liegen und schielte hinüber zum Feuer, das auf dem Stein brannte. Dort saßen acht Männer, die mit ihren Messern das Fleisch von den Knochen eines Schafs lösten und in großen Stücken zwischen die Zähne steckten. Unter ihnen befand sich der dicke Bäcker, der liebenswürdige Bettler und mein ehrenwerter Begleiter, der sich mir als Führer nach Kabatsch angeboten hatte.
So hatte es der Bäcker also gemeint, als er versprach, wir würden uns wiedersehen! Offensichtlich hatte er wohl nicht gedacht, daß man mich erschlagen würde. Ich hoffte in diesem Augenblick, daß ich noch dazu Gelegenheit haben würde, ihm einen ›schlagenden‹ Beweis meiner Lebendigkeit zu liefern.
Und mein famoser Führer hatte sich vortrefflich verstellt. Warum hatte er nur so besorgt zwischen die Bäume geblickt? Mir ging ein Licht auf! Als ich hinter dem Haus des Färbers gewartet hatte, war der Geselle verschwunden. Sein Herr hatte ihn losgeschickt, um die hier anwesenden Gentlemen zusammenzutrommeln und den Bettler von meinem Kommen zu benachrichtigen. Mein Führer hatte mich im Feld erwartet und dann befürchtet, daß wir dem Boten oder einem seiner Spießgesellen begegnen würden und ich vielleicht Verdacht schöpfen könnte. Der Färber-Bäcker hatte mich nur aus schlauer Berechnung mit dem Auftrag an den Bettler betraut. So war es und nicht anders!
Und nun war Boschak mit dem Waffenschmied und Kaffeewirt

Deselim aus Ismilan hier. Er hatte ihn für heute oder morgen erwartet, und dieser gute Mann, der Schwager des ›Schut‹, war just zur richtigen Zeit gekommen, um sich durch den Überfall auf mich aus der ihm drohenden Gefahr zu befreien.
Wie sollte ich ihnen entkommen? Acht gegen einen! Und dieser eine war gefesselt und gelähmt! Das Fensterloch war zu klein, kein Mensch konnte hindurchkriechen. Vorn in der Ecke lagen meine Waffen. Man hatte sie mir abgenommen und alles andere, was ich bei mir trug, natürlich dazu. Ich lag in Hemd und Hose auf dem Laubhaufen.
Behutsam prüfte ich die Fesseln. Sie bestanden aus Riemen und waren fest. Hier war nichts zu machen. Selbst bei größerer Anstrengung hätten sie mir nur die Haut zerschnitten. Ich grübelte nach, um einen Rettungsgedanken zu finden. Es gab nur eine Hoffnung, und die war nicht viel wert: ich mußte mich totstellen. Jedenfalls schafften sie mich in den Wald, um mich einzuscharren. Vielleicht kamen sie da auf die Idee, die Riemen zurückzubehalten, die doch immerhin einen Wert hatten. Dann konnte ich mich wenigstens bewegen.
Vielleicht gönnten sie dem Grab die beiden Stücke nicht, mit denen ich noch bekleidet war. Wollten sie mir Hemd und Hose ausziehen, dann mußten sie vorher die Fesseln abnehmen. Auch in diesem Fall hatte ich wenigstens die Hoffnung, meine irdische Wanderung nicht ohne Widerstand beenden zu müssen. Es blieb mir also nur übrig, geduldig abzuwarten. Sicherlich blieben diese Kerle nicht ewig stumm. Ihre Unterhaltung konnte einen brauchbaren Wink für mich enthalten.
Jetzt legte der Mann, dessen Stimme mir unbekannt war und den ich für den Waffenschmied aus Ismilan hielt, den letzten Knochen weg. Er wischte sein Messer an der Hose ab, steckte es in den Gürtel und sagte:
»So! Jetzt haben wir gegessen, und nun können wir auch reden. Ich werde das Schaf bezahlen. Was hat es gekostet?«
»Nichts«, antwortete der Bettler grinsend. »Ich habe es gestohlen.«
»Desto besser. Der Tag fängt also sehr billig an. Ich komme, um euch lohnende Arbeit zu geben, und unterdessen habt ihr eine andere vollbracht, die vielleicht noch lohnender ist. Ich weiß noch nicht genau, wie es eigentlich zugegangen ist. Als ich zu Boschak

kam, wollte er gerade aufbrechen, und wir sind so schnell geritten, daß er unterwegs nicht sprechen konnte.«
»Allah! Ich bin in meinem Leben noch nicht so geritten!« klagte der Dicke. »Ich fühle kaum, daß ich noch am Leben bin.«
»Du lebst, Freund! Also wer ist dieser Fremde?«
»Ein Christ aus dem Frankenland«, sagte Boschak.
»Allah verderbe seine Seele, wie ihr seinen Körper getötet habt! Wie kam er zu dir?«
»Er hatte mein Weib unterwegs getroffen und nach mir gefragt. Er wußte alle unsere Geheimnisse und wollte mich bestrafen lassen, wenn ich meine Tochter nicht dem Buchhändler Ali zum Weib gäbe.«
»Sie gehört Mosklan, unserm Verbündeten«, meinte Deselim.
»Aber wer hat diesen Fremdling eingeweiht?«
»Ich weiß es nicht, er schwieg darüber. Er sprach von Mosklan, vom Schut, von allen. Er kannte unser Dorngestrüpp im Feld und zwang mich mit seiner Drohung, ihm meine Einwilligung zu geben.«
»Du hältst aber dein Wort nicht?«
»Einem Gläubigen halte ich mein Wort, aber er ist Christ. Geht nach Stambul und sprecht mit den Ungläubigen. Es gibt dort viele Christen, die euch bestätigen werden, daß niemand sein Wort zu halten braucht, der sich während des Versprechens vorgenommen hat, es zu brechen. Warum soll ich diesen Christen nicht nach seiner eigenen Lehre behandeln?«
»Du hast recht.«
»Ich schickte also meinen Knecht heimlich zu Saban und den Freunden hier und ließ ihnen sagen, was geschehen solle. Saban mußte sich krankstellen. Murad erwartete den Fremdling, um ihn sicher hierherzubringen, und die andern versteckten sich hinter den dicken Stämmen des Waldes, um ihn später in der Hütte überraschen zu können.«
»Wie ging es dann weiter, Saban?« fragte der Waffenschmied.
»Es war ganz leicht«, antwortete der Bettler. »Der Fremde kam mit Murad, der so tat, als wolle er weiterreiten, und stieg ab. Ich beobachtete es durch das Fenster und legte mich rasch auf das Lager. Der Fremde kam herein und brachte mir, was der Bäcker ihm für mich gegeben hatte.«
»Den Wein gibst du mir aber wieder!« warf Boschak ein. »Ich

habe ihn dir nur zum Schein geschickt. Das Gebäck kannst du behalten.«
»Was! Wein hast du ihm geschickt?« fragte der Ismilaner. »Den bekommst du nicht zurück!«
»Warum?« – »Weil wir ihn trinken werden.«
»Wie könnt ihr ihn trinken? Ihr seid gläubige Söhne des Propheten, und er hat uns den Wein verboten.«
»Nein, er hat ihn nicht verboten. Er hat nur gesagt: ›Alles, was trunken macht, sei verflucht!‹ Diese eine Flasche Wein wird uns nicht betrunken machen.«
»Sie ist mein Eigentum!«
Der Dicke schien die feste Absicht zu haben, seinen Wein zu retten. Aber da meinte der Bettler lachend:
»Streitet euch nicht über die Gebote des Propheten. Der Wein kann nicht getrunken werden.«
»Warum?« fragte der Bäcker.
»Weil wir ihn schon getrunken haben.«
»Was fällt dir ein! Wer hat dir das Recht dazu gegeben?« schrie der Bäcker.
»Du selbst. Du hast ihn mir ja geschickt. Ich habe ihn mit den Gefährten geteilt. Wärst du früher gekommen, dann hättest du mittrinken können. Dort liegt die Flasche! Nimm sie mit und rieche daran, wenn deine Seele sich nach dem Duft des Weines sehnt.«
»Sei ein Erbe des Teufels, du Spitzbube! Niemals im Leben wirst du jemals wieder etwas von mir bekommen.«
»Ich brauche auch nichts von dir, obwohl ich als Bettler gelte. Das weißt du so gut wie ich.«
»Hört jetzt auf mit dem Streit!« befahl der Waffenschmied. »Erzähl weiter, Saban!«
»Der Fremde hat geglaubt, daß ich schlafe. Er kam näher und grüßte so laut, daß ich tat, als wachte ich auf. Dann fragte er, ob ich Saban heiße und den Färber Boschak kenne, der mir eine Gabe sende. Er kniete neben mir hin, um das Päckchen zu öffnen, das die Gaben Boschaks enthielt. Da sah ich die Gefährten, die leise nachgekommen waren. Rasch faßte ich den Fremden und zog ihn zu mir herunter. Er bekam einen Kolbenschlag, der ihn sofort tötete. Wir haben ihn ausgezogen, und nun können wir alles teilen, was er bei sich trug.«

Bluträcher, Verfemte und Geheimbündler
hausten in den schwer zugänglichen Teilen des Landes.

»Ob wir sein Eigentum teilen, ist noch nicht entschieden. Was hatte er bei sich?«

Es wurde alles genannt. Sie vergaßen nicht die geringste Kleinigkeit. Selbst die Stecknadeln, von denen ich ein kleines Päckchen bei mir gehabt hatte, wurden gezählt. Für diese Gegend waren sie eine Seltenheit.

Durch die ganz wenig geöffneten Augenlider sah ich, daß der Waffenschmied aus Ismilan meine Büchse betrachtete.

»Dieses Gewehr ist nicht zehn Para wert«, sagte er. »Wer soll es tragen? Es ist schwerer als fünf lange türkische Flinten. Ein alter Feuerspeier aus der Zeit vor zweihundert Jahren.«

Der Waffenfachmann hatte noch keinen Bärentöter in der Hand gehabt. Noch dümmer sah er aus, als ihm nun der Henrystutzen gereicht wurde. Deselim drehte ihn nach allen Seiten, tastete und probierte eine Weile an ihm herum und gab dann verächtlich lächelnd sein Gutachten ab:

»Dieser Fremdling muß Ratten im Kopf gehabt haben. Dieses Gewehr ist nichts als ein Spielzeug für Knaben. Man kann es nicht laden, man kann damit gar nicht schießen. Hier ist der Schaft und da der Kolben, dazwischen eine eiserne Kugel mit vielen Löchern. Wozu soll die Kugel sein? Etwa um die Patronen aufzunehmen? Man kann sie nicht drehen! Wo ist der Hahn? Der Abzug läßt sich nicht bewegen. Wenn der Mensch noch lebte, würde ich ihn auffordern, einen Schuß abzugeben. Er könnte es nicht und müßte sich schämen!«

So wurde jeder Gegenstand besprochen, und es kamen Urteile zum Vorschein, die mich zum Lachen gebracht hätten, wenn das in meiner Lage möglich gewesen wäre. Eben wollte der Ismilaner sich vom Boden erheben, um mein Pferd zu betrachten, als ich Hufschlag vernahm. Auch die Männer hörten es. Der Bettler stellte sich vor die Tür.

»Wer kommt da?« fragte Deselim.

»Ein Fremder«, antwortete der Bettler. »Ein kleiner Kerl, den ich noch nie gesehen habe.«

Und da hörte ich auch schon den Gruß:

»Naharak Mubarak – dein Tag sei gesegnet!«

»Naharak Sa'id – dein Tag sei glücklich! Wer bist du?«

»Ein Reisender aus der Ferne.«

»Woher kommst du?«

»Aus Assemnar.«

»Und wohin willst du?«

»Nach Gümürdschina, wenn du es erlaubst.«

»Du bist sehr höflich, denn du brauchst meine Erlaubnis ja gar nicht.«

»Ich bin höflich, weil ich wünsche, daß du es auch bist. Ich möchte eine Bitte an dich richten.«

»Sprich sie aus!«

»Ich bin müde und hungrig. Erlaubst du mir, in dieser Hütte auszuruhen und meine Mahlzeit bei dir zu verzehren?«

»Leider habe ich keine Speise für dich, ich bin arm.«

»Ich habe Brot und Fleisch bei mir. Du bekommst etwas davon ab. Es reicht für uns beide.«

Ich war gespannt, was der Bettler antworten würde. Man kann sich meine Freude vorstellen. Ich hatte die Stimme des Fremden sofort erkannt. Es war mein kleiner Hadschi Halef Omar.

Wo hatte er während der Nacht gesteckt? Wie kam er hierher? Auf welche Weise hatte er erfahren, daß ich hier zu finden war? Diese und ähnliche Fragen gingen mir durch den Kopf. Auf alle Fälle mußte er annehmen, daß ich hier abgestiegen war, denn er sah ja mein Pferd draußen stehen. Und ebenso mußte er merken, daß man mich überfallen hatte. Der Bettler hatte nämlich mein Messer in der Hand. Es war leicht zu erraten, daß man es mir abgenommen hatte.

Ich hatte Angst um den Freund, und doch durchlief mich ein Gefühl der Sicherheit. Halef wagte bestimmt ohne Zögern sein Leben, um mich zu befreien.

Der Ismilaner war aufgestanden. Er schob den Bettler beiseite, trat an den Eingang, betrachtete den Hadschi und sagte erstaunt:

»Was sehe ich, Fremdling! Du hast die Koptscha!«

»Ah! Du kennst dieses Zeichen?« fragte Halef.

»Siehst du nicht, daß ich es auch trage?«

»Ach ja, jetzt sehe ich es. Wir sind also Freunde.«

»Von wem hast du den Knopf?«

»Meinst du, daß man ein Geheimnis so leicht offenbart?«

»Du hast recht. Steig ab, und sei uns willkommen, obwohl du in ein Haus der Trauer kommst!«

»Um wen trauert ihr?«

»Um einen Verwandten des Besitzers dieser Hütte. Er starb in der vorigen Nacht an einem Schlaganfall. Seine Leiche liegt da in der Ecke, und wir sind versammelt, um die Gebete zu verrichten.«

»Allah gebe ihm die Freuden des Paradieses!«

Bei diesen Worten schien Halef vom Pferd zu steigen. Dann hörte ich ihn sagen:

»Ein schönes Pferd! Wem gehört dieser Rapphengst?«

»Mir«, antwortete der Waffenschmied.

»Du bist zu beneiden. Dieses Pferd stammt sicher von der Stute des Propheten ab, die dabei war, wenn ihm die Boten Allahs erschienen.«

Der Hadschi trat ein, begrüßte die andern und richtete dann den Blick in meine Ecke. Ich sah seine Hand zum Gürtel fahren, aber glücklicherweise beherrschte er sich so gut, daß er sich nicht verriet.

»Das ist der Tote?« fragte er und zeigte auf mich.
»Ja.«
»Erlaubt, daß ich ihm seine Ehre gebe!«
Halef wollte sich mir nähern. Da sagte der Bettler:
»Laß ihn ruhen! Wir haben schon die Gebete des Todes über ihn gesprochen.«
»Aber ich nicht. Ich bin strenggläubig und halte mich an die Gebote des Korans.«
Der Hadschi kam jetzt ungehindert näher und kniete sich wie zum Gebet neben mir hin, wobei er den andern den Rücken zuwendete. Ich hörte seine Zähne knirschen. Da ich mir denken konnte, daß jetzt die Augen der Gauner auf ihn und mich gerichtet waren, bewegte ich mich nicht, aber ich flüsterte, nur für ihn verständlich:
»Halef, ich lebe.«
Er holte tief Atem, als habe man eine große Last von ihm genommen, blieb noch eine Weile knien und erhob sich dann wieder.
»Dieser Tote ist ja gefesselt!« sagte er dicht neben mir.
»Stört dich das?« fragte der Waffenschmied.
»Natürlich! Man fesselt ja nicht einmal die Leiche seines Feindes. Ein Toter kann keinem mehr schaden.«
»Das ist richtig. Aber wir mußten diesen armen Menschen binden. Als der Anfall über ihn kam, tobte er wie ein Wahnsinniger. Er rannte wütend hin und her, er schlug und stach um sich, so daß er unser Leben in Gefahr brachte.«
»Aber jetzt ist er tot. Warum nehmt ihr ihm die Fesseln nicht ab?«
»Wir dachten noch nicht daran.«
»Das ist Entweihung eines Abgeschiedenen. Seine Seele kann nicht von hinnen gehen.«
»Weißt du nicht, daß man sich verunreinigt, wenn man eine Leiche berührt?«
»Ihr braucht den Toten gar nicht zu berühren. Schneidet die Fesseln mit einem Messer entzwei und faßt ihn mit einem Tuch an. Soll ich es für euch tun?«
»Du bist ja sehr um seine Seele besorgt!«
»Nur um meine eigene. Ich bin Anhänger des Ordens Merdifah und tue, was die Pflicht dem wahren Gläubigen gebietet.«

»Mach, was du willst!«
Halef zog sein Messer. Zwei Schnitte – meine Hände und Füße waren frei.
»So!« sagte er, »jetzt ist meine Seele befriedigt, und ich kann meine Mahlzeit halten.«
Halef ging hinaus zu seinem Pferd. Die Männer flüsterten miteinander, bis er zurückkehrte und sich mit Fleisch und Brot zu ihnen setzte.
»Ich habe nicht viel«, meinte er, »aber wir wollen teilen.«
»Iß nur selbst. Wir sind satt«, sagte der Ismilaner. »Dabei kannst du uns sagen, wer du eigentlich bist und was dich nach Gürmürdschina führt.«
»Ich will es euch sagen. Aber ich bin der Gast, und ihr wart vor mir hier. Ich werde also vorher erfahren, bei wem ich mich befinde.«
»Bei guten Freunden. Das wirst du ja an dem Knopf erkennen.«
»Ich möchte nicht daran zweifeln. Das wäre nicht gut für euch!«
»Warum?«
»Weil es gefährlich ist, mich zum Feind zu haben.«
»Wirklich?« meinte der Waffenschmied lachend. »Bist du ein so gefährlicher und schrecklicher Mann?«
»Ja!« antwortete Halef ernsthaft.
»Glaubst du, daß du ein Riese bist?«
»Nein. Aber ich habe mich noch nie vor einem Feind gefürchtet. Da ihr Freunde seid, braucht ihr zum Glück vor mir keine Angst zu haben.«
Schallendes Gelächter antwortete ihm.
»Oh, wir würden auf keinen Fall Angst vor dir haben«, sagte einer.
»Dann sagt mir, wer ihr seid!«
»Ich bin ein Bauer aus Kabatsch, und die anderen hier sind es auch. Und du?«
»Meine Heimat ist Kurdistan. Ich bin Bärenjäger.«
Es entstand eine kurze Pause. Dann brachen alle zum zweitenmal in schallendes Gelächter aus.
»Warum lacht ihr?« fragte Halef todernst. »In der Nähe einer Leiche geziemt es dem wahren Gläubigen, den tiefsten Ernst zu zeigen.«
»Ist das denn die Möglichkeit? Du bist Bärenjäger?«

Das Gelächter begann von neuem.
»Warum denn nicht?« fragte Halef mürrisch.
»Du bist ja fast ein Zwerg. Der Bär würde dich verschlingen, wenn er dich entdeckte. Aber satt wäre er von dir doch noch nicht. Zehn Männer deiner Größe wären nötig, um seinen Hunger zu stillen.«
»Meine Kugel würde ihn fressen, nicht er mich!«
»Ist denn die Bärenjagd dein Beruf?«
»Ja. Ich hatte zwei Tanten, die ich sehr liebte. Die eine war die Schwester meines Vaters, die andere die Schwester der Mutter. Ein Bär fraß sie alle beide. Da schwor ich den Bären Rache und bin ausgezogen, um sie zu töten, wo ich sie nur treffe.«
»Hast du denn schon einen getötet?«
»Ja, viele! Meine Kugel geht niemals fehl.«
»Also bist du ein guter Schütze?«
»Man sagt es von mir. Ich kenne alle Arten von Gewehren und treffe mit jedem mein Ziel.«
Jetzt merkte ich, warum der schlaue Hadschi sich für einen Jäger ausgegeben hatte. Er suchte nach einem Grund, meine Gewehre in die Hand zu bekommen. Vielleicht war es auch seine Absicht, sich zu einem Probeschuß auffordern zu lassen. In diesem Fall mußten sie ihm hinaus vor die Hütte folgen. Dann bekam ich Gelegenheit, mich zu erheben.
»Was sagst du?« fragte der Waffenschmied. »Du behauptest, alle Arten von Gewehren zu kennen?«
»Ja.«
»Kennst du zum Beispiel dieses hier?«
Deselim zeigte dabei auf den Henrystutzen.
Halef nahm das Gewehr zur Hand, betrachtete es und antwortete dann:
»Es ist ein Repetiergewehr aus Amerika.«
»Wir haben noch nie ein solches Gewehr gesehen. Wir glaubten, es sei ein Spielzeug. Du meinst, daß man mehr als einmal damit schießen kann, ohne zu laden?«
»Fünfundzwanzigmal.«
»Du schneidest auf!« rief der Waffenschmied.
»Ich sage die Wahrheit. In Amerika gab es einen berühmten Waffenkünstler. Er erfand dieses Gewehr. Er war ein Sonderling und fürchtete, daß in kurzer Zeit alle jagdbaren Tiere ausgerot-

tet sein würden, wenn es viele solcher Flinten gäbe. Darum behielt er das Geheimnis für sich und fertigte nur einige dieser Gewehre. Eins davon scheint diese Waffe zu sein. Sie wird Henrystutzen genannt, und ich möchte wissen, wie sie in eure Hände gekommen ist.«

»Ich habe sie in Stambul von einem Amerikaner gekauft«, erklärte der Waffenschmied.

»Es war unklug von ihm, sie herzugeben! Diese Kugel hier hinter dem Lauf nimmt die Patronen auf. Sie bewegt sich bei jedem Schuß von selbst, so daß das nächste Loch mit der Patrone sich an den Lauf legt. Soll ich es euch zeigen?«

»Ja, zeig es uns!«

»Aber wie kommt es, daß der Amerikaner dir das Gewehr verkauft hat, ohne dir zu zeigen, wie man damit umgeht?«

»Ich vergaß, ihn danach zu fragen.«

»Dann kann ich dich nicht begreifen. Bist du etwa in Arkilik geboren, wo die Schuhe keine Sohlen, die Wagen keine Räder und die Töpfe keine Böden haben? Begleitet mich hinaus! Ich will euch zeigen, wie mit diesem Gewehr geschossen wird.«

»Ist es denn geladen?«

»Ja. Ihr sollt mir ein Ziel nennen, und ich werde es zehnmal nacheinander treffen.«

Halef verließ die Hütte. Die Banditen folgten ihm. Sie waren so gespannt auf den Versuch, daß sie gar nicht an mich dachten.

»Also, was soll ich treffen?« hörte ich Halef draußen fragen.

»Schieß auf die Krähe, die dort auf dem Ast sitzt.«

»Nein. Sie würde tot herunterfallen, und ich will ja mehrere Schüsse auf ein Ziel tun. Gehen wir da hinüber. Ich will auf die Hütte schießen. Seht ihr die Schindel da oben, die der Wind fast abgerissen hat? Sie steht vom Dach ab und gibt ein gutes Ziel. Ich werde sie zehnmal treffen.«

Ich hörte, wie ihre Schritte sich entfernten. Halef lockte sie möglichst weit von der Hütte fort, um mir mein Erwachen aus dem Todesschlaf zu erleichtern.

Dort lagen meine Kleider, das Messer, das der Bettler wieder hingelegt hatte, die Patronen, die Uhr, die Brieftasche, der Geldbeutel, alles dicht beisammen. Daneben hatte man die Büchse an die Mauer gelehnt.

Ich sprang auf und reckte mich. Es lag mir zwar wie Blei in den

Gliedern, sie waren schwer und ungehorsam, aber ich konnte sie wenigstens bewegen. Der Kopf tat mir fürchterlich weh, und als ich die schmerzende Stelle mit der Hand berührte, fühlte ich eine große Beule. Aber ich hatte keine Zeit, das zu beachten. Ich fuhr möglichst schnell in die Kleider, steckte alles wieder zu mir und griff zum Bärentöter.
Dazu brauchte ich natürlich mehr Zeit als gewöhnlich, aber Halef schoß mit großen Pausen. Ich war schon bei seinem fünften Schuß fertig.
Jedesmal nachdem er abgedrückt hatte, hörte ich die Beifallsrufe seiner erstaunten Zuschauer. Ich stand jetzt mitten im Raum und konnte ihn durch die Fensteröffnung beobachten. Eben hatte er den sechsten Schuß abgegeben. Ich sah deutlich, daß er den Blick nicht zur Dachschindel hinauf, sondern zum Fenster richtete. Hoffte er, daß ich ihm ein Zeichen geben würde? Schnell hob ich die Hand, nur zwei Sekunden lang, aber Halef hatte sie gesehen. Er nickte mit dem Kopf und drehte sich wieder zu seinen Zuschauern um.
Ich konnte nicht verstehen, was er sagte. Er schulterte das Gewehr und kam auf die Hütte zu.
»Zehn Schüsse, zehn!« hörte ich den Waffenschmied rufen. »Du hast ja erst sechsmal geschossen!«
»Das ist genug«, antwortete er. Inzwischen war er so weit herangekommen, daß ich seine Worte verstehen konnte. »Ihr habt gesehen, daß ich das Ziel mit jedem Schuß getroffen habe. Wir wollen die Kugeln nicht verschwenden. Ich werde sie vielleicht noch brauchen!«
»Wozu denn?«
»Um sie euch durch den Kopf zu jagen, ihr Halunken!«
Bei diesen Worten blieb er stehen, drehte sich zu ihnen um und hob die Waffe. Die Verbrecher hatten ihre Gewehre in der Hütte gelassen und konnten höchstens mit ihren Messern Widerstand leisten.
Zunächst waren sie verblüfft und glaubten wohl, es handele sich um einen Scherz. Der Ismilaner sagte lachend:
»Was? Uns willst du erschießen, Kleiner? Wenn du dir einen Spaß machen willst, denke dir etwas Besseres aus! Du bist ein ganz guter Schütze. Aber mit uns wirst du es doch wohl nicht verderben wollen!«

Halef steckte einen Finger in den Mund und stieß einen schrillen Pfiff aus. Dann antwortete er:
»Spaß? Wer sagt euch denn, daß ich Spaß mache? Seht dort hinüber! Da stehen zwei, die euch zeigen wollen, daß es Ernst ist.«
Er zeigte zu dem der Hütte gegenüberliegenden Rand der Lichtung. Ich folgte mit dem Blick. Dort standen in einiger Entfernung voneinander Osko, der Montenegriner, und Omar Ibn Sadek, der Sohn des Fremdenführers vom Schott Dscherid, mit schußfertig angelegten Gewehren. Sie waren dort versteckt gewesen, und Halefs Pfiff hatte sie alarmiert.
»Bei allen Teufeln!« entfuhr es dem Waffenschmied. »Wer sind diese Leute? Was wollen sie von uns?«
»Sie wollen die Leiche, die dort in der Hütte liegt.«
»Was geht sie der Tote an?«
»Eine ganze Menge. Der Tote ist kein Verwandter dieses Bettlers, sondern unser Anführer und Freund. Ihr habt ihn getötet. Wir sind gekommen, euch den Lohn dafür zu geben.«
Sie griffen zu den Messern.
»Laßt die Messer stecken!« drohte Halef. »Sie helfen euch nichts. Ich habe in diesem Gewehr noch neunzehn Schüsse. Beim ersten Schuß, den ich abgebe, schießen auch die beiden dort. Ihr seid Leichen, bevor ihr auch nur die Hand gegen mich gehoben habt.«
Halef sagte das so entschlossen, daß die Männer sich zögernd ansahen. Sie standen nur zehn bis fünfzehn Schritt von ihm entfernt. Er hielt das Gewehr auf sie gerichtet. Wenn sie sich schnell auf ihn warfen, konnte er nur einen von ihnen treffen. Aber dieser eine wollte keiner sein.
»Wer ist denn der Mann, den du euern Freund und Anführer nennst?«
»Er ist ein noch viel besserer Schütze und Jäger als ich, außerdem ist er unverwundbar. Selbst wenn er getötet würde, käme seine Seele schnell wieder in seinen Körper zurück. Wenn ihr das nicht glaubt, seht zur Hütte hinüber!«
Sie drehten sich um. Ich stand mit erhobenem Gewehr vor dem Eingang der Hütte. Osko und Omar riefen einander erfreut etwas zu.
»Seht ihr nun, daß ihr verloren seid, wenn ihr Widerstand zu leisten versucht?« fuhr Halef sie an.

»Wenn wir jetzt unsere Gewehre hätten!« fauchte der Waffenschmied.
»Ihr habt sie aber nicht. Und wenn ihr sie hättet, würden sie euch nichts nützen. Ihr seid in unserer Gewalt. Wenn ihr euch freiwillig ergebt, werden wir mit euch gnädig sein.«
»Wie kannst du uns angreifen, obwohl du den Knopf trägst?«
»Ihr habt meinem Gefährten nach dem Leben getrachtet. Aber daß ich die Koptscha besitze, wird euch davon überzeugen, daß ihr auf Nachsicht rechnen könnt, wenn ihr euch ergebt. Kommt in die Hütte! Dort wollen wir weitersprechen.«
Der Ismilaner schielte rasch zu dem Gebäude herüber. Ich glaubte seine Augen aufleuchten zu sehen.
»Ja«, sagte Deselim. »Gehen wir in die Hütte. Dort wird sich alles aufklären. Ich bin unschuldig. Als ich kam, war der Fremdling schon tot, wie wir glaubten. Geht hinein! Kommt, kommt!«
Er schob die andern vor sich her. Halef ließ das erhobene Gewehr sinken, und ich lief schnell in den Hüttenraum zurück, um die Gewehre der Halunken sicherzustellen. Ich raffte sie zusammen und trug sie in die Ecke.
Ich war noch mit den Gewehren beschäftigt, als ich sie eintreten sah. Voran marschierte der dicke Färber-Bäcker mit einem richtigen Armesündergesicht. Gerade wollte ich vom letzten Gewehr das Zündhütchen abnehmen, als ich einen Schrei hörte. Draußen fielen zwei Schüsse. Die Kugeln prallten an die Mauer. Ich hörte Halef rufen:
»Sihdi, Sihdi, heraus, heraus!«
Sofort folgte ich diesem Ruf. Da rief jener Mann, der mein Führer gewesen war:
»Halt! Laßt ihn nicht hinaus!«
Die Banditen stellten sich mir in den Weg. Ich rannte einem von ihnen den Bärentöter in den Leib, daß er mit einem Schmerzensschrei zurücktaumelte und stürzte, schlug einem anderen die Faust ins Gesicht und stand dann draußen. Das hatte nur drei Sekunden gedauert. Aber schon jagte der Waffenschmied über die Lichtung dahin – auf meinem Rappen, meinen Henrystutzen schwingend.
Er hatte meinem Halef den Stutzen entrissen, ihm ganz unvermutet den Kolben an den Kopf geschlagen und sich dann blitzschnell auf meinen Rih geworfen. Osko und Omar hatten das

bemerkt und ihm nachgeschossen, hatten ihn aber nicht getroffen.
»Bleibt hier!« rief ich ihnen zu. »Laßt keinen aus der Tür! Schießt jeden nieder, der fliehen will!«
Der Maulesel des dicken Bäckers, die Pferde Halefs und des Ismilaners standen neben der Hütte. Deselims Pferd schien das frischeste zu sein. Ich sprang auf, stieß dem Tier die Sporen ein, daß es mit allen vieren in die Luft ging, riß es herum und galoppierte dem Dieb nach.
Was hinter mir geschah, war gleichgültig. Ich mußte mein Pferd wiederhaben. Ich hatte den Bärentöter in der Hand und war entschlossen, den Kerl aus dem Sattel zu schießen, wenn es nicht anders gehen sollte.
Er hatte die Richtung nach Kabatsch eingeschlagen. Ich konnte ihn nicht sehen. Die Spur führte durch den Wald. Wenn ich ihm gleich zu Anfang einen Vorsprung ließ, war Rih für mich verloren. Ich trieb also meinen Klepper zur größten Eile an.
Vor mir glaubte ich Hufschlag zu hören, konnte aber wegen der Bäume nichts sehen. Ungefähr fünf Minuten lang ging die Jagd unter den licht stehenden Bäumen dahin. Es kam mir vor, als hätte ich in dieser kurzen Zeit wenigstens drei englische Meilen zurückgelegt. Nun hörte ich wirklich Hufschlag. Aber das war nicht vorn, das konnte nur hinter mir sein. Ich drehte mich um und entdeckte Halef, der mir im sausenden Galopp folgte. Er stand weit vornübergeneigt in den Bügeln und bearbeitete sein armes Pferd mit der Nilpferdpeitsche, daß ich es klatschen hörte.
»Vorwärts! Rasch! Sonst lebe wohl, Rih!« rief er.
Er sprach arabisch, und das war ein Zeichen, daß er entsetzlich aufgeregt sein mußte.
»Warum hast du die Hütte verlassen?« schrie ich zurück. »Nun werden sie entkommen!«
»Osko und Omar sind dort!« entschuldigte er sich.
Mehr konnten wir nicht miteinander sprechen.
Jetzt wurde der Wald noch lichter. Die Bäume traten zurück. Endlich jagten wir über freies Feld, so daß wir weit sehen konnten.
Wir ritten auf einer Höhe. Unten lag ein Dorf, vermutlich Kabatsch. Es war ungefähr eine halbe Wegstunde entfernt. Von

links kam ein breiter Bach, der sich hinter dem Dorf mit dem Flüßchen Söüdlü vereinigte. Oberhalb dieses Zusammenflusses gab es eine Holzbrücke.
Nun sahen wir den Ismilaner. Er ritt weit vor uns. Es war unmöglich, ihn mit der Kugel zu erreichen. Rih war eben ein ausgezeichneter Renner. Der Rappe spielte aber nur. Wäre der Waffenschmied ein besserer Reiter gewesen, dann hätte er schon den drei- oder fünffachen Vorsprung haben müssen.
Deselim ritt nicht auf das Dorf zu. Er scheute sich wohl, sich dort sehen zu lassen und lenkte das Pferd zum Bach hinüber. Traute er sich wirklich, ihn zu überspringen? Ich glaubte nicht daran. Der Bach war breit und hatte hohe Ufer.
»Ihm nach!« rief ich Halef zu. »Treib ihn zur Brücke.«
Ich selbst galoppierte zum Dorf. Das war der kürzeste Weg zur Brücke. Vielleicht gelang es mir trotz meines schlechten Pferdes, früher dort anzukommen als der Dieb.
Leider war mein Tier zu schwerfällig. Ich machte mich so leicht wie möglich – vergebens! Deshalb mußte ich zum letzten Mittel greifen, um es anzutreiben. Ich zog das Messer und stach das Pferd in den Hals. Die Klinge drang etwa einen Zentimeter tief in den Muskel ein.
Es stöhnte laut auf und lief schneller. Ich flog dem Dorf entgegen, aber das Tier schien nun ganz aus dem Häuschen geraten zu sein. Es wollte mir nicht mehr gehorchen, sondern stürmte blind vorwärts, immer geradeaus. Da hier von einem Weg keine Rede war, hatte ich meine liebe Not, einen gefährlichen Sturz zu verhindern.
Weit links von mir ritt der Ismilaner. Er hatte sich umgesehen und Halef entdeckt, mich aber nicht. Nun hob er sich im Sattel und hielt den gestohlenen Stutzen hoch. Ich konnte mir das höhnische Lachen gut vorstellen, das er dabei wahrscheinlich ausstieß. Sein Vorsprung vor Halef vergrößerte sich. Zum Glück raste mein fast toll gewordenes Pferd jetzt mit einer Geschwindigkeit, die das Tempo meines Rappens übertraf, dem Dorf entgegen.
Man hatte uns von Kabatsch aus gesehen. Die Leute standen vor den Türen. In der Nähe der ersten Häuser lag ein breiter, hoher Steinhaufen. Ich hatte keine Zeit, ihn zu umreiten, und setzte darüber hinweg. Das Pferd stieß bei dem Sprung einen

grunzenden Baßton aus. Es schien nichts zu sehen und raste um ein Haar mit dem Kopf an die nächste Mauer. Ich hatte zwar nicht die Gewalt über das Tier verloren, aber richtig lenken konnte ich es nicht. Ich mußte mich darauf beschränken, Unheil zu verhüten.

Jetzt flog ich am ersten Haus vorüber. Da stand ein plumper, mit Früchten beladener Karren. Ausweichen war unmöglich. Ein Druck, ein Sprung – wir waren darüber hinweg. Die Zuschauer schrien laut auf.

Eine Biegung kam, der ich folgen mußte. Als ich das Pferd mühsam um die Ecke steuerte, sah ich einen Mann, der eine Kuh führte. Er entdeckte mich, stieß einen Angstschrei aus, ließ die Kuh stehen und lief fort. Das Tier drehte sich so, daß es mir quer im Weg stand. Im nächsten Augenblick waren wir über die Kuh hinweg.

»Effendi, Effendi!« hörte ich rufen.

Im Vorüberjagen betrachtete ich den Mann, der mir das zurief. Es war Hadschi Ali, der Buchhändler. Er stand vor seinem Haus, hatte den Mund offen und schlug die Hände zusammen. Da er mich für einen schlechten Reiter hielt, mochte er glauben, das Pferd sei mit mir durchgegangen.

Dann sah ich die Brücke. Der Ismilaner war noch nicht da. Ich war ihm zuvorgekommen. Als ich mich umdrehte, sah ich ihn am Wasser entlangjagen. Halef ritt weit hinter ihm.

Es gelang mir, mein Pferd zum Stehen zu bringen. Ich nahm den Bärentöter zur Hand. Rih war mir mehr wert als das Leben des Reiters. Gab der Dieb nicht freiwillig auf, dann war ihm die Kugel gewiß. Er braucht nur näher zu kommen.

Da entdeckte mich Deselim und stutzte. Er konnte es nicht begreifen, wieso ich plötzlich vor ihm auftauchte. Rasch nahm er sein Pferd nach rechts. Halef und mich hatte er vor und hinter sich, den Fluß auf der linken Seite. Also blieb ihm nichts anderes übrig, als quer durch das Dorf zu fliehen.

Ich machte sofort kehrt, versetzte meinem Pferd einen zweiten Stich und jagte zurück. Hinter einem Gebäude sah ich ihn hervorkommen. Er hatte die Absicht, an dem gegenüberliegenden Haus vorbeizureiten. Vier oder fünf Sprünge meines Rih, und Roß und Reiter wären verschwunden gewesen. Ich richtete mich also in den Bügeln auf, legte die Büchse an und zielte mitten im

Galopp. Aber schnell setzte ich das Gewehr wieder ab. Ich sah nämlich, daß sich dem Flüchtling ein Hindernis entgegenstellte, das er entweder vorher nicht gesehen oder unterschätzt hatte.
Neben dem Haus, an dem er vorüber wollte, war ein hoher Weidezaun. An seiner Stelle hätte ich mich durch dieses Hindernis nicht zurückhalten lassen. Kam man nicht hinüber, brach man eben durch. Aber er hatte Bedenken und schlug den Weg zum Dorfeingang ein, durch den ich gekommen war.
Ich folgte ihm nicht. Mir kam es darauf an, ihm den Weg hinaus in die Ebene zu verlegen und ihn zum Wasser zu treiben. Ich war ihm zwar jetzt nah genug, um ihn mit der Kugel zu treffen, aber ich wollte wenigstens den Versuch machen, mein Eigentum ohne das Opfer eines Menschenlebens wiederzubekommen. Deshalb trieb ich mein Pferd auf den Zaun zu, der ihn abgeschreckt hatte. Für Rih wäre der Sprung nicht zu hoch gewesen. Mein

Klepper aber bewältigte ihn nicht. Ich nahm ihn so hoch wie möglich und brach durch. Auf dem eingezäunten Platz lag eine offene Grube. Ich setzte darüber hinweg und jagte auf der andern Seite durch den Zaun hinaus.

Mein Pferd raste wie vom Teufel besessen hinter dem Dorf vorbei. Als ich mich auf der Höhe des ersten Hauses befand, kam auch der Ismilaner in Sicht.

Er sah, daß ich ihm den Weg verlegte, und schwenkte nun zum Bach hinüber, den er eigentlich hatte vermeiden wollen. Weiter unten kam auch Halef zum Vorschein, dem sonst nichts übriggeblieben war, als ebenfalls umzukehren.

Nun folgte ich Deselim hart auf der Fährte. Er ritt etwa fünfzig Pferdelängen vor mir und trieb den Rappen mit den Sporen an, was das Tier nicht gewohnt war. Rih bäumte sich auf und verweigerte den Gehorsam.

»Rih, halt, halt!« schrie ich in der Hoffnung, der Klang meiner Stimme werde den Rappen dazu bewegen, seinen Widerstand fortzusetzen.
Aber der Ismilaner schlug Rih mit dem Gewehr auf den Kopf, so daß er laut wiehernd vorwärts schoß. Ich jagte hinterdrein.
Der Rappe griff mächtig aus. Die Entfernung zwischen uns begann zu wachsen. Offensichtlich wollte der in die Enge getriebene Deselim über den Bach setzen. Für ihn war es das letzte Mittel, zu entkommen. Gelang ihm der kühne Sprung, dann war der Rappe für mich verloren, wenn ich nicht doch noch zur Büchse griff. Ich nahm also den Bärentöter wieder auf und legte an, kam aber auch diesmal nicht zum Schuß.
Wir brausten vorwärts. Noch fünf – vier – drei Pferdelängen war Deselim vom Ufer entfernt. Rih griff mit den Hinterhufen vor die Vorderhufe und schoß in einem prächtigen weiten Bogen hinüber. Der Reiter verlor Bügel und Sattel, schlug mit fürchterlicher Gewalt am Boden auf und blieb unbeweglich liegen.
Ich hatte keine Zeit mehr, mein Pferd zu zügeln. Es jagte in rasendem Lauf, hatte eine schlechte Schulung, war aufgeregt und wäre mir beim plötzlichen Zügeln doch nur in den Bach gerannt, wobei es sich Hals und Beine gebrochen hätte. Ein lauter, aufmunternder Zuruf von mir. Das Tier wagte den Sprung, kam hinüber, stolperte und überschlug sich.
Ich hatte gewußt, daß ich bei dem Sprung über den Bach mein Leben wagte. Darum zog ich während des Zurufs, mit dem ich das Pferd ermunterte, die Füße aus den Schuhen, die als Steigbügel dienten, stemmte mich mit beiden Händen hoch und warf mich rechtzeitig herunter, als das Tier ins Stolpern geriet.
Dieser Sprung wurde mir durch den Bärentöter erschwert. Er gelang nicht so glatt, wie es beabsichtigt war. Ich stürzte und blieb einen Augenblick bewegungslos liegen.
»Allah!« rief der kleine Halef hinter mir. »Sihdi, lebst du noch, oder bist du tot?«
Ich lag so, daß ich ihn sehen konnte. Er war nicht mehr weit vom Bachrand entfernt und wollte sein Pferd zum Sprung ansetzen. Bei seinem Tier konnte er dabei den Hals brechen. Das gab mir sofort das Bewußtsein wieder. Warnend hob ich den Arm und rief:
»Bleib drüben, Halef! Sei nicht dumm!«

»Dem Propheten sei Dank!« schrie der Hadschi. »Er hält mich für dumm, also ist er noch nicht tot.«
»Nein, ich bin nur etwas unsanft gelandet.«
»Hast du etwas gebrochen?«
»Ich glaube nicht.«
Ich raffte mich auf und streckte mich. Meine Glieder waren ganz, aber der Kopf brummte wie eine Baßgeige. Halef stieg vom Pferd, kletterte die Uferböschung herab und watete durch das Wasser herüber. Der Bach war nicht breit, nur daß er so tief zwischen weiten, steilen Ufern floß, machte den Sprung im Sattel so gefährlich.
»Allah ist groß!« meinte der Hadschi. »Das war eine Hetzjagd! Ich hätte nicht geglaubt, daß wir deinen Rih mit unsern beiden Pferden erreichen würden.«
»Er hatte einen schlechten Reiter.«
»Ja, dieser Mann saß auf dem Pferd wie der Affe auf dem Kamel, wie ich es in Stambul beobachtet habe bei einem Mann, der einen Bären tanzen ließ. Dort steht Rih. Ich werde ihn holen.«
Der Rappe stand ruhig und ließ sich die saftigen Grashalme schmecken. Es war ihm keine Anstrengung anzumerken, während das Pferd des Ismilaners, das ich geritten hatte, schnaubend und mit schlagenden Flanken neben uns hielt. Es hatte sich wieder aufgerafft und keinen Schaden gelitten.
»Laß den Rappen stehn!« antwortete ich. »Wir müssen zuerst nach dem Reiter sehen.«
»Hoffentlich hat er das Genick gebrochen!«
»Das wollen wir nicht wünschen.«
»Warum nicht? Er ist ein Gauner und Pferdedieb.«
»Aber doch ein Mensch. Er rührt sich nicht, er hat die Besinnung verloren.«
»Vielleicht hat er nicht nur die Besinnung verloren, sondern seine ganze Seele ist von ihm gewichen. Sie möge in die Hölle fahren!«
Ich kniete neben Deselim und untersuchte ihn.
»Nun? Siehst du, wo seine Seele steckt?« fragte Halef.
»Sie ist nicht mehr bei ihm. Er hat wirklich das Genick gebrochen.«
»Er ist selbst schuld daran und wird kein Pferd mehr stehlen, am allerwenigsten deinen Rappen. Allah lasse seine Seele in eine

alte Mähre fahren, die täglich zehnmal geraubt wird, damit er erfährt, wie es ist, wenn ein Pferd einen Spitzbuben zu tragen hat!«
Dabei trat er näher und zeigte auf die Kopfbedeckung des Waffenschmieds.
»Nimm ihm die Koptscha ab!« sagte er.
»Du hast recht. Daran hätte ich nicht gedacht.«
»Und doch ist es wichtig. Wer weiß, ob ich dich gerettet hätte, wenn der Knopf nicht an meiner Mütze gewesen wäre.«
»Von wem hast du ihn bekommen?«
»Von dem Gefangenen des Schmieds.«
»Du warst also bei Schimin?«
»Ja. Aber das will ich dir später erzählen. Jetzt haben wir etwas anderes zu tun. Sieh dir diese Menge Leute an!«
Die ganze Bevölkerung des Dorfes schien an den Bach gelaufen zu sein. Unzählige Männer, Frauen, Kinder standen am Ufer und unterhielten sich schreiend. So etwas wie unsere Jagd ereignete sich hier nicht alle Tage.
Zwei der Männer kamen zu uns über das Wasser. Der erste war Ali, der Buchhändler.
»Effendi, was ist geschehen?« fragte er. »Warum habt ihr diesen Reiter verfolgt?«
»Hast du nicht gesehen, wessen Pferd er ritt?«
»Es war dein Rappen. Hattest du mit ihm eine Wette gemacht, oder wollte er es dir abkaufen und vorher die Schnelligkeit probieren?«
»Keins von beidem. Er hat es mir gestohlen.«
»Ich weiß nicht, was ich denken soll, Effendi! Du konntest doch gar nicht reiten!«
»Ich kann es auch jetzt noch nicht besser als vorher.«
»Meinst du? Ich finde, du reitest wie der Stallmeister des Großherrn, vielleicht sogar noch besser. Kein Mensch hätte mit diesem Pferd einen solchen Sprung gewagt.«
»Dann habe ich es unterdessen gelernt.«
»Nein. Du hast mich getäuscht! Du hast dir mit mir einen Scherz erlaubt. Bei unserer ersten Begegnung hast du wie ein Schulknabe auf dem Pferd gesessen. Als ich dich durch den Zaun dringen und über den Bach setzen sah, dachte ich, du würdest den Hals brechen.«

»Das überlasse ich anderen Leuten, zum Beispiel diesem Mann da.« Dabei zeigte ich auf den Ismilaner.
»Allah! Hat er das Genick gebrochen? Dann hat er den Diebstahl teuer bezahlt. Wer ist es denn?«
Ali beugte sich über den Toten, betrachtete dessen Gesicht und rief erstaunt:
»Gott tut Wunder! Das ist ja der Waffenschmied Deselim aus Ismilan!«
»Kennst du ihn?«
»Ja. Er ist außerdem noch Kahvedschi. Ich habe bei ihm viele Tassen geleert und manche Pfeife geraucht.«
»War er dein Freund?«
»Nein, nur ein Bekannter.«
Da kam auch der andere näher, der hinter Ali durch das Wasser gewatet war. Auch er hatte sich das Gesicht des Toten angesehen.
»Du hast diesen Mann gejagt?« fragte er mich. »Und er hat dabei das Leben verloren?«
»Ja.«
»Dann bist du der Mörder. Ich muß dich verhaften!«
»Das wirst du nicht tun!« fiel der Buchhändler rasch ein. »Dieser Mann gehört nicht unter deine Gerichtsbarkeit.«
Der andere machte ein würdevolles Gesicht und sagte ernst:
»Du bist Ali, der Buchhändler, und hast zu schweigen. Aber ich bin der Kahya von Kabatsch und habe zu sprechen. – Also, wer bist du?« wandte er sich an mich.
»Ein Fremder aus Almanya«, antwortete ich.
»Ist das weit von hier?«
»Sehr weit.«
»Stehst du auch unter einem Kahya?«
»Ich stehe unter einem mächtigen König.«
»Das ist gleich. Ich bin der König von Kabatsch. Komm und folge mir.«
»Als Gefangener?«
»Natürlich! Du bist ein Mörder.«
»Willst du mich nicht vorher fragen, wie es gekommen ist, daß ich diesen Mann verfolgt habe?«
»Das wird morgen geschehen, sobald ich Zeit und Sammlung gefunden habe.«

»Ich habe jetzt schon Zeit und Sammlung, morgen aber habe ich sie nicht.«
»Das geht mich nichts an. Vorwärts!«
Er zeigte gebieterisch auf den Bach. Aber da trat der kleine Halef auf ihn zu. Er tippte, wie es seine Gewohnheit war, an seine Nilpferdpeitsche und fragte:
»Also du bist der Kahya dieses Dorfes?«
»Ja.«
»Hast du schon eine solche Peitsche gesehen?«
»Oft.«
»Hast du auch schon eine gekostet?«
»Wie meinst du das?«
»Wenn du diesem Sihdi und Effendi, der mein Freund und Gefährte ist, noch ein einziges unhöfliches Wort sagst, schlage ich dir diese Peitsche ins Gesicht, daß du deine neugierige Nase für die Moschee des Sultans Murad, den Allah segnen möge, hältst. Glaubst du vielleicht, wir sind nach Kabatsch gekommen, um uns an deiner Herrlichkeit zu weiden? Glaubst du, wir halten einen Kahya für den prächtigsten Mann des Erdkreises? Wir haben blatternarbige Stallbuben und Betrüger mit abgeschnittenen Nasen gesehen, die schöner und ehrwürdiger waren als du! Warum hat Allah dir krumme Beine gegeben und eine rote Warze an der Nase? Etwa um dich vor den anderen Gläubigen auszuzeichnen? Hüte dich vor meinem Zorn! Ich habe noch ganz andere Männer mit dieser Peitsche höflich gemacht!«
Der Kahya war mehr erstaunt als erschrocken. Er betrachtete den Kleinen vom Kopf bis zu den Füßen und fragte ihn dann:
»Bist du vielleicht wahnsinnig geworden?«
»Nein, aber wenn *du* einen Verrückten kennenlernen willst, dann sieh hier in dieses Wasser. Da wirst du dich selbst entdecken. Nur ein Verrückter kann es wagen, meinen Effendi, den mächtigen Kara Ben Nemsi, grob zu behandeln.«
»Und wer bist du?«
»Ich bin Hadschi Halef Omar Aga, der Beschützer der Unschuldigen, der Rächer aller Ungerechtigkeit und der Herr und Meister aller Kahyas, so weit die Sonne scheint.«
Jetzt wußte das gute Dorfoberhaupt wirklich nicht mehr, wie er sich verhalten sollte. Die Aufschneiderei des Kleinen hatte Eindruck gemacht. Der Kahya wandte sich zu mir:

»Effendi, bist du wirklich ein so vornehmer Mann?«
»Sehe ich etwa nicht so aus?« fragte ich streng.
»Doch, du hast das Aussehen eines Effendi. Aber du hast doch diesen Mann zu Tode gejagt!«
»Er selbst ist schuld daran.«
»Warum?«
»Er stahl mir mein Pferd, und ich verfolgte ihn, um es ihm wieder abzunehmen.«
»Deselim aus Ismilan sollte Pferde stehlen?«
»Glaubst du etwa nicht, was der Effendi sagt?« fragte Halef, wobei er näher an ihn herantrat und mit der Hand zum Gürtel zuckte.
»Ich zweifle nicht daran«, meinte der Kahya schnell. »Aber kann der Effendi auch beweisen, daß der Rappe wirklich sein Eigentum war?«
»Hier ist der Beweis!«
Dabei schlug Halef mit der Hand an die Peitsche. Ich zeigte auf Hadschi Ali und sagte:
»Frag diesen Mann! Er weiß, daß das Pferd mein Eigentum ist.«
»Woher soll er es wissen? Er kennt dich nicht, du bist ja ein Fremder!«
»Er kennt mich und hat mich den Rappen reiten sehen.«
»Ist das wahr?« erkundigte sich der Kahya.
»Ja«, bestätigte der Buchhändler.
Da machte der Kahya eine Verbeugung und sagte:
»Ich glaube es. Trotzdem wirst du mich zu meinem Haus begleiten müssen, Effendi!«
»Als Gefangener?«
»Nicht ganz, sondern nur halb.«
»Gut! Welche Hälfte willst du verhaften? Die andere hat keine Zeit, mitzugehen, und wird weiterreiten.«
Er blickte mich mit offenem Mund an. Die Bewohner von Kabatsch am andern Ufer des Baches ließen ein lautes Gelächter hören. Da schrie der Kahya zornig zu ihnen hinüber:
»Was habt ihr da zu lachen? Ihr dummen Kerle, ihr Untertanen, ihr Sklaven! Wißt ihr nicht, daß ich der Bevollmächtigte und Vertreter des Sultans bin? Ich lasse euch einsperren und allen die Bastonade geben!«

»Warum machst du mich vor meinen Leuten lächerlich?« schnauzte er mich an.
»Warum machst du dich lächerlich vor mir? Ist es nicht lächerlich, zu sagen, ich sei ein halber Gefangener?«
»Deine Unschuld ist nur halb erwiesen!«
»Dann will ich sie dir ganz beweisen! Siehst du dieses Gewehr und dieses Messer? Ich werde jeden, der mich am Wegreiten hindert, niederschießen oder ihm die Klinge geben. Und hier ist der andere Beweis. Kannst du lesen?«
»Ja.«
»Dann lies hier meinen Reisepaß, der das Siegel des Großherrn trägt!«
Ich gab ihm das Dokument. Als der Kahya das Siegel erblickte, drückte er es an Stirn, Mund und Brust und sagte:
»Effendi, du hast recht. Du bist unschuldig und kannst reisen.«
»Ihr werdet diesen Toten begraben und seine Verwandten davon verständigen, damit sie kommen, um sein Grab zu ehren. Er soll auf würdige Weise zu seinen Ahnen versammelt werden. Wenn ich höre, daß ihr das Gegenteil tut, werde ich es dem Oberrichter von Rumeli melden.«
»Bist du sein Freund?«
»Was fragst du?« antwortete Halef an meiner Stelle. »Der Rumeli kasi Askeri ist unser Freund und Verwandter. Meine Lieblingsfrau ist die Tochter seines Lieblingsweibes. Wehe euch, wenn ihr nicht gehorcht!«
Er ging, um Rih herzuholen. Der Kahya verbeugte sich tief und sagte zu mir:
»Allah gebe der Lieblingsfrau deines Begleiters hundert Jahre und tausend Kinder, Enkel und Enkelkinder! Ich werde tun, was du mir befohlen hast!«
»Das erwarte ich. Du wirst das Pferd des Toten und alles, was er bei sich trägt, seinen Verwandten geben.«
»Sie sollen alles bekommen, Effendi!«
Ich war vom Gegenteil überzeugt. Aber das ging mich weiter nichts an. Ich konnte froh sein, unbelästigt fortreiten zu dürfen und bestieg den Rappen, den ich um ein Haar verloren hätte.
Ein Pfiff – Rih schnellte mit einem Satz über den Bach. Die Leute stoben auseinander, vor Schreck laut aufschreiend. Halef folgte zu Fuß nach und bestieg sein Pferd auf der andern Bachseite.

»Effendi, wolltest du mich nicht besuchen?« fragte der Buchhändler.
»Ja, führe uns. Ich will deinen Vater begrüßen.«
Wir ritten voran. Die Leute von Kabatsch folgten uns, nachdem der Kahya einen Wächter neben die Leiche gestellt hatte. Bei dem kleinen Häuschen des Buchhändlers stiegen wir ab und traten ein. Das Innere der Hütte war in zwei verschieden große Räume geteilt. In der größeren Kammer lag ein alter Mann auf einem einfachen Lager. Er begrüßte uns mit den Augen, ohne sprechen oder sich bewegen zu können.
»Vater, das ist der Effendi, von dem ich dir erzählt habe«, sagte der Sohn.
Ich trat zu dem Alten und grüßte ihn freundlich. Er dankte mit einem ebenso freundlichen Blick. Das Lager war reinlich, und der Alte zeigte eine hier nur selten zu beobachtende Sauberkeit. Das freute mich.
»Kannst du meine Worte verstehen?« fragte ich ihn.
Er bejahte mit den Augen.
»Ich bin gekommen, um den ehrwürdigen Vater eines guten Sohnes zu sehen und Ali glücklich zu machen.«
Sein Blick nahm einen fragenden Ausdruck an, darum fuhr ich erklärend fort:
»Er liebt Ikbala, die schönste der Töchter in Rumeli. Ihr Vater will sie ihm nicht geben, aber ich werde ihn zwingen, es zu tun. Ali wird mich jetzt zu ihr begleiten.«
»Effendi, ist das wahr?« fragte der Buchhändler überrascht.
»Ja.«
»Hast du mit ihr gesprochen?«
»Auch mit ihrer Mutter und mit ihrem Vater.«
»Was haben ihre Eltern gesagt?«
»Sie haben beide ja gesagt, aber der Bäcker hielt sein Wort nicht. Ich werde es dir später erzählen. Jetzt zeig mir zuerst deine Uhr.«
»Willst du nicht vorher etwas essen?«
»Ich danke dir. Wir haben keine Zeit. Ich muß schnell wieder zurückreiten.«
Er führte mich in den kleineren Raum, in dem als Seltenheit ein Tisch stand. Auf seiner Platte erblickte ich das Kunstwerk.
»Das ist es«, sagte er. »Sieh es dir an.«

Das Zifferblatt fehlte noch. Die Räder waren aus Holz geschnitzt, mit der Hand, gewiß eine mühsame Arbeit.
»Weißt du, worin die Kunst liegt?« fragte er.
»Ja«, antwortete ich und deutete auf die Zeigerführung. »Hier liegt die Schwierigkeit.«
»Du hast es erraten. Diese Uhr wird nicht nur die Stunden, sondern auch die Minuten anzeigen. Hast du schon so eine Uhr gesehen?«
O weh, mein bester Hadschi Ali! Mit deiner Kunst ist es nicht weither! dachte ich. Laut antwortete ich:
»Ja. Sieh dir meine Uhr an. Sie zeigt die Jahre, Monate, Tage, Stunden, Minuten und Sekunden an.«
Er nahm mir die Uhr aus der Hand und betrachtete ganz erstaunt die Zifferblätter.
»Effendi«, sagte er, »geht sie auch richtig?«
»Ja, ich kann mich darauf verlassen.«
»Aber ich verstehe sie nicht zu lesen.«
»Weil die Namen und Ziffern in einer dir unbekannten Schrift geschrieben sind. Aber hören kannst du sie.«
Ich ließ die Uhr repetieren. Ali fuhr bei dem scharfen, hellen Klang des Schlages zurück.
»Allah akbar!« rief der Uhrmacher. »Diese Uhr stammt entweder von Allah oder vom Teufel!«
»O nein! Ein Uhrmacher in Almanya hat sie gemacht. Er hat sie als sein Meisterstück nie verkauft. Als er starb, erhielt sie sein Erbe, nach dessen Tod ich sie bekam.«
»Kann man sie öffnen?«
»Ja.«
»Öffne sie, damit ich sehe, wie sie innen aussieht!«
»Jetzt nicht, aber in Dschnibaschlü darfst du sie dir ansehen. Dort haben wir mehr Zeit.«
»Willst du sofort aufbrechen?«
»Ja«, sagte ich. »Hol dein Pferd. Ich werde mich unterdessen von deinem Vater verabschieden.«
Nachdem das geschehen war und wir auf Ali warteten, hätte ich den kleinen Halef gern nach seinen Erlebnissen gefragt. Aber uns umgaben so viele Menschen, die sich laut über uns unterhielten, daß von einer Unterhaltung zwischen uns beiden gar keine Rede sein konnte.

Dann kam der Buchhändler auf seinem Pferd. In scharfem Trab traten wir die Rückkehr an, da wir nicht wußten, was mit Omar und Osko unterdessen geschehen war.
Während dieses Rittes konnte ich endlich mit dem kleinen Halef sprechen.
»Ich habe so lange auf euch gewartet, und ihr kamt nicht. Hattet ihr euch vielleicht verirrt?«
»Nein, Sihdi. Wir sind genau auf dem Weg geblieben, den du uns vorgeschrieben hattest, aber . . .«
Er stockte und sah mich von der Seite an, um festzustellen, ob ich so gelaunt war, daß er eine unangenehme Mitteilung wagen durfte.
Da ich nicht antwortete und absichtlich finster dreinschaute, rückte er sich im Sattel zurecht und fragte:
»Bist du bei guter Laune, Sihdi?«
»Nein, Hadschi!« antwortete ich.
Das klang so fremd, daß er erschrak. »Aj hai – o weh!«
»Warum jammerst du?«
»Weil uns ein Unglück zugestoßen ist. Er ist nämlich fort.«
»Wer denn? Drück dich etwas klarer aus!«
»Der letzte Polizist!« seufzte er.
»Lilla elhamd – Gott sei Dank!« sagte ich so froh, daß Halef mich ganz erstaunt anblickte.
»S'lon – wie?« fragte er erleichtert. »Habe ich dich richtig verstanden?«
»Ich hoffe es!«
»Du ärgerst dich nicht, daß er fort ist?«
»Nein. Ich bin im Gegenteil dir und ihm sehr dankbar dafür.«
»Aber warum denn?«
»Weil dieser Onbaschi uns doch nur belästigte und unsern Ritt noch mehr verzögert hätte.«
»Warum hast du ihn denn überhaupt mitgenommen?«
»Ein paar Saptiyeler als Begleitung hätten nicht geschadet. Da diese Kerle aber nicht reiten konnten und ihr Anführer lieber befehlen als gehorchen wollte, ist es besser, daß wir uns jetzt nicht mehr mit ihnen zu ärgern brauchen.«
»Sarif, tajib – schön, gut! Du nimmst mir eine große Last vom Herzen! Ich habe wirklich Angst gehabt!«
»Er ist also ausgerissen?«

»Ja, richtig ausgekniffen, und zwar mit dem Packpferd, das die Gaben trug, die wir von Malhem bekommen hatten.«
»Laß ihn laufen!«
Jetzt machte Halef ein erstauntes Gesicht.
»Was? Laufen lassen?« fragte er. »Das habe ich nicht getan. Wir sind ihm nachgeritten und wollten ihn fangen. Aber es war Nacht, und da konnten wir seine Spur nicht sehen!«
»Ihr seid also ohne Ziel losgeritten. O weh! Damit habt ihr nur die kostbare Zeit versäumt.«
»Leider! Wir sind beinah bis Geren zurückgeritten. Da kannst du dir denken, wieviel wir versäumt haben. Ich habe geflucht und gewettert, daß Allah sich bestimmt gewundert hat, denn ich bin doch sonst ein frommer Mann. Aber ich war so zornig, so wütend und voll Grimm, daß ich tausend Riesen erschlagen hätte, wenn mir einer von ihnen über den Weg gelaufen wäre.«
»Trösten wir uns! Wir haben andere Sorgen.«
»Trösten? Sihdi, ich kenne dich nicht mehr. Weißt du denn, welche Geschenke uns mit dem Packpferd abhanden gekommen sind?«
»Ich habe nicht nachgesehen. Wahrscheinlich Lebensmittel.«
»Aber ich habe die Pakete geöffnet!«
»Du warst neugierig?«
»Man muß doch wissen, was man geschenkt bekommt und was man mit sich führt. Es war ein vortrefflicher Kuchen dabei, so dick wie ein großer Mühlstein, mit tausend eingebackenen Mandeln und Rosinen. Leider war er aber schon zerquetscht. Außerdem waren zwei kostbare Schabracken (Satteldecken) dabei. Schließlich fand ich eine Anzahl seidener Tücher, sehr schön als Kopfschmuck geeignet. Davon hätte ich meiner Hanneh gern eins mitgenommen. Nun wird nichts daraus. Ja schema' dan el mahabe, ja schems el amel, ja warde el benat – o Leuchte der Liebe, o Sonne der Hoffnung, o Rose der Töchter!«
Plötzlich kam die Liebe zu seiner guten Hanneh zum Durchbruch. Ich versuchte ihn zu trösten:
»Klage nicht, Hadschi! Daß wir den Kuchen, die Schabracken und die Tücher verlieren mußten, stand im Buch des Lebens verzeichnet. Es gibt auch anderswo seidene Tücher, und ich werde dafür sorgen, daß du nicht mit leeren Händen zur schönsten der Töchter zurückreitest.«

Diese einfache Form des Ziehbrunnens findet sich auch heute noch vielfach in Südost-Europa.

»Allah gebe es! Ich freue mich nur, daß ich wenigstens den Beutel gerettet habe.«
»Welchen Beutel?«
»Als ich öffnete, fand ich einen Beutel aus Katzenfell. Die Schnur war zugebunden und versiegelt; aber er war so schwer und es klang so silbern! Ich war überzeugt, daß er Geld enthielt.«
»Und *den* hast du eingesteckt?«
»Ja. Es hängt ein Pergamentstreifen daran, darauf steht: Dostuma Kara Ben Nemsi Effendyn. Der Beutel ist also für dich – hier, nimm ihn!«
Halef zog den Beutel aus dem Gürtel und gab ihn mir herüber. Ich wog ihn in der Hand. Ja, er enthielt Geld. Dostuma heißt:

›An meinen Freund.‹ Handelte es sich um ein Freundschaftsgeschenk? Ich steckte den Beutel ein und sagte:
»Wir werden ihn später öffnen. Jedenfalls war es sehr klug von dir, ihn an dich zu nehmen. Jetzt müssen wir von etwas anderem sprechen, denn wir haben schon die Hälfte der Strecke hinter uns. Also, wie konnte der Polizist euch entfliehen?«
»Es war dunkel. Wir stiegen bei einem Haus ab, in dessen Nähe ein Ziehbrunnen war, und wollten die Pferde tränken. Der Polizist schöpfte Wasser. Ich ging in das Haus, um mich bei dem Besitzer nach dem Weg zu erkundigen. Osko und Omar kamen auch herein. Als wir dann zum Brunnen zurückkehrten, war der Onbaschi mit seinem Pferd und mit unserm Packtier verschwunden.«
»Habt ihr den Hufschlag der Tiere nicht gehört?«
»Nein. Aber wir ritten trotzdem hinterher.«
»Hinterher? Das glaube ich nicht!« antwortete ich lachend.
»Nicht? Wir sind im Galopp zurückgeritten, konnten ihn aber nicht mehr erreichen.«
»Weißt du denn, ob er zurückgeritten ist? Er wird so klug gewesen sein, einen andern Weg einzuschlagen.«
»Ah! Der Betrüger! Der Heuchler!«
»Vielleicht hat er auch nur die Pferde auf die Seite gebracht und gewartet, was ihr tun würdet. Danach hat er sich dann richten können.«
»Oh, daran habe ich nicht gedacht! Sollte er wirklich so klug gewesen sein? Er hatte doch so ein dummes Gesicht! Ich wollte, ich hätte ihn hier vor mir! Mich zu betrügen, Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah!«
Er zog die Peitsche aus dem Gürtel und schlug damit durch die Luft, als hätte er den Missetäter vor sich.
»Tröste dich!« sagte ich. »Wann seid ihr dann nach Koschikawak gekommen?«
»Eine Stunde nachdem du fort warst. Du hattest uns dem Schmied beschrieben. Er erkannte uns gleich und hielt uns an. Bei ihm erfuhren wir, was geschehen war. Er zeigte uns den Gefangenen. Wir warteten. Du kamst nicht, und ich machte mir Sorgen. Da beschloß ich, dir nach Dschnibaschlü zu folgen. Dabei kam mir ein Gedanke, über den auch du dich freuen wirst.«
»Welcher?«

»Der Schmied hatte mir von der Koptscha erzählt. Der Gefangene trug eine. Der Knopf ist ein Erkennungszeichen und konnte mir gute Dienste leisten. Ich nahm ihn also dem Gefangenen ab und steckte ihn an meinen Fes.«

»Ausgezeichnet! Ich habe ja gesehen, welche Wirkung der Knopf gehabt hat.«

»Sagst du nun immer noch, daß ich unklug gewesen bin?«

»Nein, du bist ein Ausbund von Weisheit.«

»Ja, aber zuweilen lasse ich Polizisten entfliehen! In Dschnibaschlü ritten wir sofort zu dem Bäcker. Wir trafen nur sein Weib und die Tochter. Sihdi, als ich die Alte sah, bin ich fast in Ohnmacht gefallen!«

»Aber sie hat ein gutes Herz.«

»Ja. Sie und ihre Tochter haben mich gewarnt. Der Gehilfe war mit einer Botschaft fortgeschickt worden. Dann war der Kaffeewirt aus Ismilan gekommen und hatte mit dem Bäcker von dir gesprochen, worauf sie sich schnell auf den Weg gemacht hatten. Das teilte uns Ikbala mit. Sie hatte Angst um Ali, den Buchhändler, der jetzt hinter uns reitet, und bat mich, dir zu folgen. Das hätte ich aber sowieso getan.«

»Du kamst zur rechten Zeit, lieber Halef!«

»Ja. Ich hatte Eile, war aber trotzdem vorsichtig. Ich hörte ein Pferd wiehern. Darum ritt ich allein voran. Ich sah die Lichtung mit der Hütte, ich sah deinen Rih und einige andere Pferde. Du mußtest also in der Hütte mitten unter den Feinden stecken. Drei Reiter hätten deine Gegner mißtrauisch gemacht. Ein einzelner konnte ihnen nicht gefährlich vorkommen. Deshalb versteckte ich Osko und Omar zwischen den Bäumen und sagte ihnen, was sie tun sollten. Dann ritt ich allein zur Hütte. Was dann geschah, weißt du.«

»Aber warum bist du nicht bei der Hütte zurückgeblieben, Halef?«

»Sollte ich dir deinen Rih stehlen lassen?«

»Du konntest nichts dagegen tun. Dein Pferd war nicht schnell genug, um den Rappen einzuholen.«

»Deins auch nicht. Hättest du den Dieb ohne mich täuschen können? Er sah nur mich und glaubte, ich sei sein einziger Verfolger. Darum erschrak er, als er merkte, du hattest ihm den Weg abgeschnitten. Er mußte zurück. Dadurch kam Rih wieder in deine Hand. Wäre das ohne mich gelungen?«

»Nein. Du hast recht, auch wenn ich mich bei der Hütte darüber geärgert habe, daß du mir nachgeritten bist. Aber jetzt sorge ich mich um unsere beiden Begleiter.«
»Das ist nicht nötig. Sie sind tapfer.«
»Aber sie haben die Übermacht gegen sich. Ihre Feinde sind durch die Hütte geschützt.«
»Sie sind in der Hütte nicht nur geschützt, sondern zugleich auch gefangen.«
»Wie lange? Sie können Omar und Osko durch das Fenster oder durch die Tür mit ihren Kugeln treffen.«
»Nein. Du hast den beiden ja deine Anweisungen gegeben. Und bevor ich dir folgte, rief ich ihnen zu, sie sollten sich hinter den Bäumen verstecken und auf jeden schießen, dem es einfiel, die Hütte zu verlassen. Was wirst du mit diesen Halunken anfangen?«
»Das kommt auf ihr Verhalten an. Gib deinem Pferd die Sporen!«
Hadschi Ali war schweigend hinter uns geritten. Als er merkte, daß mein Gespräch mit Halef beendet war, kam er an meine Seite und fragte:
»Effendi, darf ich jetzt erfahren, was geschehen ist und weshalb ich dich begleiten soll?«
»Später! Ich hoffe, daß du heute noch Ikbala, die schönste Jungfrau in Rumeli, im Beisein ihres Vaters begrüßen wirst. Jetzt müssen wir uns beeilen.«

Wir waren in den Wald gekommen und erreichten kurze Zeit später die Nähe der Lichtung. Hier zügelten wir die Pferde, damit man uns nicht so leicht hören konnte. Am Rand der Lichtung stieg ich ab und bat den Hadschi, das Tier zu halten.
»Bleibt hier zurück«, befahl ich. »Ich werde mich zunächst einmal umsehen. Gib mir den Stutzen, Halef!«
»Richtig! Den habe ich ja immer noch! Hier, Sihdi! Sollen wir warten, bis du zurückkommst?«
»Ja. Wenn ich euch früher brauche, rufe ich.«
Ich schlich von Baumstamm zu Baumstamm, bis ich den freien Platz ganz überblicken konnte. Die Pferde standen noch vor der Hütte. Aus dem Fenster ragten zwei Flintenläufe hervor. Die Insassen des Gebäudes hatten sich auf ihre Verteidigung eingerichtet. Es war mir ja leider nicht möglich gewesen, ihre Waffen mitzunehmen.
Die aus Osko und Omar bestehende Belagerungstruppe war nicht zu sehen. Die beiden hatten sich wahrscheinlich hinter starken Bäumen versteckt. Ich machte einen Bogen, bis ich mich im Wald der Hütte gegenüber befand. Da sah ich die beiden Gefährten mit schußbereiten Gewehren liegen. Ich schlich so nah zu ihnen, daß ich von der Hütte aus nicht gesehen werden konnte.
»Ist einer entkommen?« fragte ich.
»Nein«, antwortete Osko.
»Habt ihr geschossen?«
»Fünfmal.«
»Und die Männer da drüben?«
»Dreimal. Sie haben aber nicht getroffen. Nun können sie nicht heraus und wir nicht hinein. Was sollen wir tun?«
»Ihr bleibt hier, bis ich bei der Hütte bin.«
»Was! Du willst hinübergehen?«
»Ja.«
»Sie erschießen dich!«
»Nein. Ich schleiche mich von hinten heran. Dort gibt es kein Fenster. Sie können mich also nicht sehen. Halef ist bei mir. Wenn wir drüben sind, kommt ihr nach, natürlich auch von hinten.

Was wir dann tun, wird sich noch herausstellen. Wo habt ihr eure Pferde?«
»Etwas weiter drin im Wald angebunden.«
»Laßt sie da, bis die Belagerung zu Ende ist!«
Ich ging zu Halef zurück und teilte ihm meinen Entschluß mit. Er war einverstanden und grinste mich pfiffig an:
»Siehst du die Gewehrläufe, die dort aus dem Fenster ragen, Sihdi?« fragte er. »Sie werden nicht mehr lange so neugierig herausschauen.«
»Meinst du?«
»Wir schleichen uns an, greifen plötzlich zu und ziehen die Flinten zum Fenster heraus!«
»Das werden wir versuchen.«
»Und was soll ich tun?« fragte der Buchhändler.
»Wenn wir bei der Hütte sind, bringst du unsere Pferde nach, aber auf einem Umweg. Hinter der Hütte bindest du sie an Bäume und folgst uns dann.«
Ich gab ihm die Zügel unserer Pferde. Wir schlugen einen Bogen zur Rückseite der Hütte, erreichten sie glücklich und blieben zunächst lauschend stehen. Alles war ruhig.
»Jetzt, Sihdi!« flüsterte Halef.
Vorsichtig sah ich um die Ecke. Die beiden Gewehrläufe ragten etwa dreißig Zentimeter aus der Fensteröffnung. Ich bückte mich – einige leise Schritte, Halef an meiner Seite – ein Griff, ein Ruck, ein Sprung zurück. Wir waren wieder hinter der Ecke und hatten die beiden langen türkischen Flinten in den Händen.
In der Hütte blieb es einen Augenblick still. Wahrscheinlich schwiegen die Kerle vor Verblüffung. Da riefen Osko und Omar laut vom Waldrand her: »Aferin, aferin – bravo, bravo!«
Nun wurde es auch in der Hütte laut. Wir hörten Flüche, Ausrufe des Schreckens, der Verwunderung, ratlose Fragen, antworteten aber nicht.
»Geh hinten herum an die andere Ecke«, flüsterte ich Halef zu. »Dann haben wir die Tür zwischen uns.«
Er schlich davon.
Jetzt hörte ich ein leises Zischeln im Innern der Hütte. Ich strengte das Ohr an und glaubte ein ›Unter dem Fenster versteckt!‹ zu verstehen. Da ich mir vorstellen konnte, was jetzt beabsichtigt war, beobachtete ich die Fensteröffnung vorsichtig.

Richtig! Die Doppelläufe einer Pistole kamen zum Vorschein. Man wollte am Fenster herunterschießen. Das war mit einem Gewehr unmöglich. Darum benutzte man die Pistole. Ich nahm den Lauf meines Bärentöters in die Hand und hob den Kolben.
Erst sah ich nur die Läufe der Pistole, dann das Schloß, endlich auch die Hand, die die Waffe hielt. Der Besitzer dieser Hand war entweder sehr mutig oder sehr leichtsinnig. Ich konnte sie ihm mit einer Kugel zerschmettern. Statt dessen holte ich aber mit dem Kolben aus und stieß zu. Als ich die Hand traf, ertönte drin ein fürchterlicher Schrei. Die Hand war verschwunden, und die Pistole lag unter dem Fenster auf der Erde.
Halef hatte den Vorgang beobachtet. Er sagte laut:
»Eji, pek eji – gut, sehr gut, Sihdi! Dieser dumme Kerl wird seine Hand in Zukunft nicht mehr so vorwitzig ausstrecken. Nun haben wir drei Waffen erbeutet!«
»O weh, der Bärenjäger!« hörte ich drin rufen.
Sie hatten Halef an der Stimme erkannt.
»Ja, ich bin es«, antwortete der Hadschi. »Kommt heraus! Da es hier keine Bären gibt, will ich stinkende Igel jagen.«
Es trat eine Pause ein. Die Belagerten berieten. Dann ertönte die Frage:
»Bist du allein?«
»Nein!«
»Wer ist bei dir?«
»Der Effendi, den ihr umbringen wolltet, und außerdem noch drei Männer.«
Jetzt sahen wir Osko und Omar herankommen. Der Buchhändler war beschäftigt, die drei Pferde anzubinden. Halef hatte also nicht gelogen. Nach einer Weile erkundigte man sich:
»Wo ist Deselim aus Ismilan?«
»Tot.«
»Du lügst!«
»Sag das noch einmal, dann werfe ich euch Feuer aufs Dach, und ihr müßt verbrennen. Mit solchem Gelichter pflege ich nicht zu spaßen!«
»Wie soll er denn gestorben sein?«
»Er hat den Hals gebrochen. Deselim wollte auf dem gestohlenen Rappen bei Kabatsch über den Bach setzen, fiel aber herunter und brach sich das Genick.«

»Wo ist das Pferd?«
»Wir haben es wieder.«
»Wenn das wahr ist, soll dein Effendi doch einmal seine Stimme hören lassen.«
»Das kann geschehen«, antwortete ich jetzt.
»Bei Allah, er ist es!«
Der dicke Bäcker rief diese Worte erschrocken aus. Ich erkannte seine fette Stimme.
»Ja, ich bin es«, fuhr ich fort. »Ich frage euch, ob ihr euch uns ergeben wollt?«
»Geh zum Teufel!«
»Das werde ich nicht tun. Aber ich mache euch einen anderen Vorschlag. Schickt Boschak heraus. Er soll Unterhändler sein. Ich werde ihm sagen, unter welchen Bedingungen ich auf Rache verzichte. Gehorcht ihr diesem Befehl nicht, dann reitet einer meiner Leute zum Kahya von Dschnibaschlü. Der wird euch gefangennehmen. Ihr könnt euch denken, was dann geschieht.«
In der Hütte wurde geflüstert.
»Geh hinaus!« hörte ich sagen.
»O Allah! Er wird mich ermorden!« wehrte sich der Dicke.
»Denkt an die Teppiche, die ihr versteckt habt!« warnte ich. »Auch die sind verloren, wenn ihr nicht tut, was ich verlange.«
»Was wirst du mit dem Bojadschi machen?« fragte einer.
»Ich will ihm nur sagen, unter welchen Bedingungen ich euch freigebe.«
»Du wirst ihm nichts tun?«
»Nein.«
»Er darf also wieder herein, wenn du mit ihm fertig bist?«
»Ja. Wenn ihr mir den Bojadschi herausschickt und euch ruhig verhaltet, bis ich mit ihm gesprochen habe, soll ihm kein Haar gekrümmt werden, und er darf wieder zu euch zurück.«
»Aber wenn du mit ihm nicht einig wirst?«
»Dann wird er euch mitteilen, was ich beschlossen habe. Wenn ihr ruhig seid, könnt ihr überdies jedes Wort unseres Gespräches verstehen. Ihr seht, daß ich sehr nachsichtig bin. Ihr werdet sogar mit Freuden tun, was ich von euch verlange.«
»Dann soll er hinausgehen!«
Der Dicke schien aber nicht zu wollen. Es gab einen längeren halblauten Wortwechsel. Unterdessen stellte ich Osko und Omar

an die beiden Ecken, die von mir und Halef besetzt gewesen waren. Sie sollten beim geringsten Zeichen eines Angriffs sofort schießen.

»Allah vergebe euch!« hörte ich den Färber jetzt sagen. »Ich muß mich für euch opfern. Wenn er mich umbringt, dann sorgt für mein Weib und für mein Kind!«

Das klang so komisch, daß ich mir Mühe geben mußte, nicht laut zu lachen.

Jetzt kam Boschak aus der Hütte. Er schien nur aus Scham, Verlegenheit und Angst zu bestehen, traute sich nicht, den Kopf zu heben, und blieb zitternd an der Tür stehen.

»Komm hierher, auf diese Seite des Hauses«, befahl ich. »Diese beiden Männer werden einstweilen aufpassen, daß deine Gefährten nichts gegen uns unternehmen.«

»Sie werden ruhig in der Hütte bleiben«, versicherte er.

»Das hoffe ich schon deinetwegen! Beim geringsten Versuch, uns anzugreifen, würde ich dir dieses Messer zwischen die Rippen stoßen.«

Drohend zeigte ich ihm mein Messer.

Der Färber fuhr sofort mit beiden Händen zur Magengegend.

»Effendi, bedenke, daß ich Familienvater bin!« rief er.

»Hast du etwa nach meiner Familie gefragt, als du mich den Mördern in die Hände spieltest? Komm jetzt!«

Ich faßte Boschak bei der Hand und zog ihn um die Ecke. Dort standen Halef und der Buchhändler.

»Allah!« rief der Hadschi. »Welch ein Fleischklumpen ist dieser Mensch. Diesmal kommt er mir noch dicker vor als bei unserer ersten Begegnung.«

Der Färber hatte gar keine Zeit, sich um Halef zu kümmern. Er entdeckte seinen zukünftigen Schwiegersohn und rief erschrokken: »Hadschi Ali!«

»Du hast ihn bestimmt mit Freuden erwartet«, antwortete ich. »Begrüße ihn, wie es sich unter Verwandten gehört!«

Ich glaubte, der Bäcker würde sich weigern, aber er begrüßte den Buchhändler ohne Zögern. Dann zeigte ich auf die Erde und sagte:

»Setz dich, Boschak! Unsere Verhandlung kann beginnen.«

Der Dicke sah verlegen vor sich hin.

»Wie soll ich dann wieder aufstehen?« erkundigte er sich.

Da legte der kleine Hadschi die Hand an seine Nilpferdpeitsche und krähte:
»Hier, o König aller Dicken, ist ein gutes Mittel zum schnellen Hinsetzen und Aufstehen. Wir haben dir keinen Diwan mitgebracht.«
Sofort plumpste der Bäcker wie ein Mehlsack auf die Erde und flehte:
»Laß deine Peitsche im Gürtel! Ich sitze ja schon!«
»Siehst du, wie schnell das gegangen ist! Ich hoffe, daß uns das andere ebenso schnell gelingt. Sihdi, sag ihm, was du von ihm verlangst!«
»Ja, sag es mir!« wiederholte der Dicke und stöhnte vor Angst.
»Ich verlange vor allem, daß du mir die Wahrheit sagst!« erklärte ich. »Bei der ersten Lüge schicke ich dich in die Hütte zurück und lasse den Kahya kommen. Ich bin ein Effendi aus dem Abendland. Es ist keine Kleinigkeit, einem solchen Mann nach dem Leben zu trachten. Weißt du, was mit dir geschieht, wenn ich dich anzeige?«
»Nein.«
»Man würde dich vor den Richter schleppen und zum Tod verurteilen.«
»Ja«, fiel Halef drohend ein. »Du würdest verkehrt herum an den Galgen gehängt, mit dem Kopf nach unten. Dann bekämst du drei große Flaschen Gift zu trinken, und schließlich würde man dich enthaupten, auch verkehrt, nämlich von den Füßen her aufwärts.«
Dem verängstigten Mann fiel es gar nicht ein, über den vom Hadschi vorgebrachten Unsinn zu lachen. Er faltete die Hände und jammerte:
»Gnade! Das werdet ihr doch nicht tun!«
»Warten wir ab, wie du dich benimmst!« erwiderte ich. »Und jetzt antworte mir! Du hast deine Einwilligung für Hadschi Ali und Ikbala nur zum Schein gegeben?«
»Nein – ja, ja«, fügte Boschak schnell hinzu, als er meine drohende Miene bemerkte.
»Du hast dann deinen Gehilfen fortgeschickt, um die Männer zusammenzurufen, die jetzt in der Hütte stecken?«
»Ja.«
»Sie sollten mich töten?«

»Das habe ich ihnen nicht sagen lassen!«
»Aber unschädlich sollte ich gemacht werden?«
»Ja – ja!«
»Das kommt auf dasselbe heraus. Weiter: die Teppiche im Gestrüpp liegen ohne Wissen der Behörden dort?«
»Nein – ja, ja, Effendi!«
»Weißt du was? Ich sollte euren Mordanschlag anzeigen und dem Kahya sagen, wo die Teppiche versteckt sind. Den Anschlag will ich euch verzeihen. Die Teppiche sind nicht meine Sache, weil ich ein Fremder bin. Aber ich werde Hadschi Ali von dem Teppichlager erzählen. Er soll dann tun, was er als Untertan des Padischah für seine Pflicht hält.«
»Erzähle ihm nichts, Effendi!« bettelte der Dicke.
»Er wird es auf jeden Fall erfahren! Nun kommt es auf dich an, ob er als dein Feind oder als dein Freund handelt. Mosklan, der deine Tochter bekommen sollte, ist in meiner Gewalt. Denk daran, daß Ikbala den Buchhändler lieb hat und er sie. Ich erwarte, daß du mir dein Versprechen hältst, das du mir gegeben hast.«
Er kratzte sich mit den Händen hinter den geschlitzten Ohren.
»Nun?« fragte ich.
»Ja, ich werde es halten!« knurrte er.
»Du schwörst es beim Bart des Propheten?«
»Das darf ich nicht!«
»Warum?«
»Du bist doch Christ!«
»Aber er ist Moslem. Für ihn sollst du schwören, nicht für mich. Entschließe dich!«
»Effendi, wenn Mosklan wieder frei wird, dann . . .«
»Schweig!« fuhr ihn der kleine Hadschi an. »Was geht uns dieser Schurke an? Halt keine langen Reden, sondern fasse dich kurz, sonst dehne ich dich mit meiner Peitsche aus, daß du länger wirst als zwei Jahrhunderte! Willst du deine Tochter dem Buchhändler geben oder nicht? Ja oder nein!«
»Ja – ja!«
»Du schwörst es beim Bart des Propheten und bei den Bärten aller frommen Kalifen und Gläubigen?«
»Ja.«
»Das ist dein Glück. Ich hätte keinen Augenblick länger gewartet!«

»Effendi, ist es nun erledigt?« erkundigte sich Boschak ängstlich bei mir. »Wirst du uns nun freigeben?«
»Nein. Wir sind noch nicht fertig.«
»Was verlangst du noch?«
»Du hast mir schon einmal dein Wort gegeben, ohne es zu halten. Jetzt werde ich mich sichern. Du wirst dem Buchhändler deine Einwilligung nicht nur mündlich, sondern auch schriftlich geben.«
»Wie denn?«
»Wir fertigen eine Urkunde an, die du unterschreiben wirst.«
»Ja, aber das wollen wir in meiner Wohnung tun. Laß uns vorher frei!«
»Nein, laß ihn nicht frei!« bat der Buchhändler, der bis jetzt geschwiegen hatte. »Ich kenne ihn. Du weißt, daß ich heilige Schriften verkaufe. Ich habe Papier, Feder und Tinte in der Satteltasche. Er soll die Urkunde gleich jetzt ausfertigen.«
»Das meine ich auch!« stimmte ich zu.
»Ich will aber nicht!« wandte der Färber ein. »Ich kann nicht schreiben, ich bin so aufgeregt und habe das Zittern. Mein Körper ist wie ein Berg voller Feuer und Erdbeben!«
»Soll ich dieses Erdbeben vielleicht beruhigen?« fragte der Hadschi mit einer Handbewegung zu seiner Peitsche.
»O Allah!« jammerte der Dicke. »Ich bin wie ein Strauch, der zwischen zwei Felsen zerquetscht wird!«
»Oder wie ein Schaf, an dem zwei Löwen zerren!« ergänzte Halef lachend. »Mein Sihdi wird dir nur eine einzige Minute Zeit zum Überlegen geben.«
»Ist das wahr, Effendi?« fragte Boschak.
»Ja. Wenn die Minute vorbei ist, kannst du wieder in die Hütte gehen. Aber ich schicke gleichzeitig zum Kahya!«
»Also gut!« seufzte der Dicke. »Soll Mosklan meinetwegen schreien und toben! Ich kann nicht anders! Ich werde unterschreiben!«
»Das genügt mir aber noch nicht.«
»Nicht? Was willst du denn noch?« jammerte er.
»Deine Gefährten sollen ebenfalls dafür sorgen, daß du dein Wort hältst. Sie müssen schwören und unterschreiben wie du. Sie werden mit uns zu dir reiten, und du gibst in aller Öffentlichkeit die Verlobung deiner Tochter mit Hadschi Ali bekannt.«

»Sie werden nicht unterschreiben!«
»Warum nicht?«
»Sie können nicht schreiben.«
»Vielleicht besser als du. Und wenn sie wirklich ihren Namen nicht schreiben können, dann sollen sie ihr Zeichen unter die Schrift setzen. Ich verlange weiter nichts von ihnen. Wenn sie es tun, sind sie frei.«
»Sie werden es bestimmt nicht tun, denn . . .«
»Halt, Boschak!« unterbrach ihn eine Stimme aus der Hütte. »Sollen wir uns deinetwegen in Gefahr begeben? Effendi, verlangst du wirklich nicht mehr?«
»Nein!«
»Niemand wird etwas davon erfahren, was hier mit dir geschehen ist?«
»Nein.«
Ich erkannte die Stimme des Bettlers. Er war als Hauptschuldiger am eifrigsten darum bemüht, die Gefahr von sich abzuwenden. Kaum hatte er mein Nein gehört, da rief er:
»Der Bojadschi soll die Urkunde unterschreiben! Wir tun es auch.«
»Was wird Mosklan dazu sagen?« warf der Dicke ein.
»Überhaupt nichts. Du weißt, daß er mich fürchtet. Er darf nicht widersprechen.«
»Gut!« erklärte ich. »Wir sind einig. Du kannst in die Hütte zurückgehen, Boschak.«
»Ohne zu unterschreiben?« fragte er erfreut.
»Wir werden die Urkunde drin aufsetzen. Ich komme mit.«
»Um Allah willen, bleib!« sagte Halef und griff nach meiner Hand.
»Pah! Diese Leute werden nichts mehr unternehmen. Wenn ihr hört, daß mir etwas geschieht, legt ihr Feuer an das Dach und bewacht den Eingang mit euren Gewehren. Dann entkommt keiner von ihnen.«
»Ja, komm herein, Effendi, du bist sicher!« rief der Bettler durch das Fenster.
»Sihdi, ich gehe mit!« verkündete Halef.
»Dann kannst du dich überzeugen, daß wir uns keine Sorgen mehr zu machen brauchen. Steh auf, Boschak!«
Der Dicke erhob sich stöhnend und wankte in die Hütte. Wir

folgten ihm. Halef hatte die Pistole gezogen. Er steckte sie aber gleich wieder zu sich, als er bemerkte, daß die Männer in der einen Ecke saßen und ihre Gewehre in die andere gelehnt hatten. Ich gab Omar, Osko und Ali einen Wink. Sie kamen nun auch herein.

Der Dicke leistete immer noch Widerstand. Er fürchtete sich vor Mosklan. Aber die andern, besonders der Bettler, setzten ihn unter Druck. So erklärte er sich endlich einverstanden.

Da ging der Buchhändler hocherfreut zu seinem Pferd und holte das Schreibzeug.

»Willst du schreiben, Effendi?« fragte er mich.

»Nein. Du bist der Bräutigam. Dann sorge auch dafür, daß dir die Braut nicht entgehen kann!«

So begann Ali sein stilistisches Meisterwerk. Es dauerte lange, bis er fertig war. Dann reichte er mir die Urkunde. Ich las sie durch und fand, daß er seine Sache gut gemacht hatte. Für Boschak blieb kein Hintertürchen zum Entwischen übrig.

Als nun die Unterschrift des Bäckers folgen sollte, begann sein Lamento von vorn.

»Sihdi, wollen wir ihn nicht lieber gleich jetzt aufhängen?« fragte mich Halef. »Gehängt wird er doch! Denn wenn er nicht sofort unterschreibt, reite ich fort und hole den Kahya. Ihr haltet diesen Kerl so lange fest!«

»Ich schreibe – ich schreibe!« jammerte der Dicke.

Endlich setzte er seinen Namen unter die Urkunde. Der Buchhändler ging nun zu den andern und bekam schnell ihre Handzeichen und ihr mündliches Versprechen. Als alles in Ordnung war, sagte Hadschi Ali:

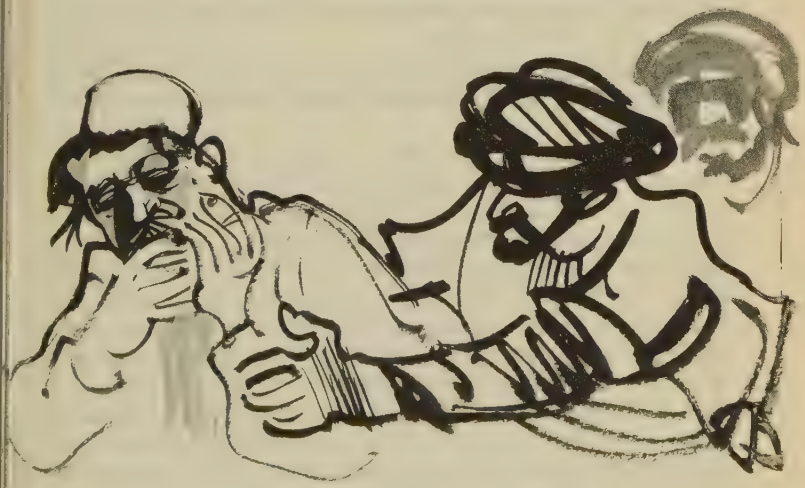
»Jetzt reiten wir nach Dschnibaschlü. Ihr sollt Zeugen sein, daß er Ikbalas Hand in meine legt!«

»Laßt mich erst ausruhen!« stöhnte der Färber. »Ich bin ganz matt vor . . .«

»Horch!« unterbrach ihn Halef und deutete zum Eingang.

Auch ich hatte den Galopp eines Pferdes gehört. Bei dem weichen Waldboden erkannte man den Hufschlag allerdings erst, als der Reiter schon vor der Hütte hielt. Wir hatten noch nicht einmal Zeit gehabt, uns zu erheben, da trat er schon ein. Erstaunt stellte ich fest, daß es sich um Mosklan handelte, der sich mir als Agent Pimosa vorgestellt hatte.

Wie war er dem Schmied entkommen? Ich konnte nicht lange darüber nachdenken, denn er entdeckte mich sofort.
»Verfluchter Schurke!« brüllte er mich an.
Ich sah eine Pistole in seiner Hand. Der Schuß blitzte auf. Ich warf mich zur Seite und schlug ihm im nächsten Augenblick den Kolben des Stutzens an den Kopf, so daß er die Waffe sinken ließ. Mit einem gurgelnden Schrei hob er beide Hände zum Gesicht. Ich hatte nicht den Schädel getroffen, sondern das Gesicht, weil er sich im letzten Augenblick umgedreht hatte.
Fast zur gleichen Zeit hatte Halef ihn auch schon zu Boden gerissen und kniete auf ihm. Das war so schnell gegangen, daß keiner von den andern Zeit gefunden hatte, sich vom Boden zu erheben.
Jetzt sprangen alle auf. Halef hielt den Roßhändler fest, Osko band ihm die Arme zusammen. Mosklan leistete fast keine Gegenwehr. Er hielt die Hände vors Gesicht und preßte ein gurgelndes Geheul heraus. Der Kolbenhieb hatte ihm das ganze vordere Gebiß, vielleicht auch die Kinnlade, zerschmettert.



Gewalt geht vor Recht,
wo niemand dem Gesetz Geltung verschafft.

Aber noch einer stieß Schmerzenslaute aus oder schrie vielmehr, als ob er am Spieß steckte: der dicke Färber.
Als Mosklan schoß und ich mich schnell mit dem Oberkörper zur Seite warf, war der Dicke von seinem Schreck zu einer unwillkürlichen Handbewegung getrieben worden. Dabei war er in die Schußlinie geraten. Die Kugel hatte seinen kleinen Finger getroffen.
»Mein Finger, meine Hand, mein Arm, mein Körper!« brüllte er. »Ich bin getroffen worden, er hat mich erschossen, mich, mich!«
Dabei sprang er trotz seines schweren Körpers wie ein Rasender hin und her.
»Zeig her!« befahl ich.
»Hier, hier! Da läuft das Blut, da fließt das Leben hin! Ich bin tot, ich bin eine Leiche!«
Ich sah, daß die Kugel den Finger ganz leicht gestreift hatte. Nur ein wenig Haut und Fleisch waren weg.
»Schweig doch!« schimpfte ich. »Das ist ja gar keine Wunde! Das tut nicht weh, das kannst du kaum fühlen!«
»Das? Nicht fühlen?« fragte er erstaunt.
Er sah den Finger genauer an, wartete, ob er ihm auch wirklich weh tue, und antwortete dann:
»Allah ist gnädig! Diesmal bin ich dem Tod noch glücklich entwischt. Aber ein wenig weiter nach rechts, dann wäre es um mich geschehen gewesen!«
»Ja, zwei Fuß weiter nach rechts!«
»Zwei Fuß nur! Effendi, dir hat die Kugel gegolten! Warum nahmst du deinen Kopf so schnell zur Seite?«
»Um nicht getroffen zu werden, was denn sonst!«
»Dafür hat er dann mich getroffen! Dieser Halunke hätte mich beinah umgebracht. Ich habe ihm meine Tochter versprochen, und er schießt auf mich! Konnte er nicht besser zielen? Konnte er sich nicht mehr in acht nehmen? Zwischen mir und ihm ist es aus, vollständig aus! Saban, komm her und verbinde mich!«
Aber der Bettler kauerte bei Mosklan, um dessen Verletzung zu untersuchen. Der Verwundete wollte sprechen, konnte aber nicht. Er brachte nur gurgelnde Töne heraus. Desto lebhafter sprachen seine Augen, deren Blick uns alle erstochen hätte, wenn das möglich gewesen wäre.
»Wie steht es?« fragte ich den Bettler.

»Ich weiß es noch nicht«, meinte Saban. »Die Kinnlade ist auch verletzt. Wir brauchen einen richtigen Arzt. Er muß hier liegenbleiben.«
Ich begriff den Hintergedanken des Sprechers recht gut. Trotzdem antwortete ich unbefangen:
»Dann kannst du uns nicht nach Dschnibaschlü begleiten, sondern mußt hierbleiben. Wir wollen sofort aufbrechen.«
»Was?« sagte Halef. »Du willst diesen Menschen hierlassen, Sihdi?«
»Ja.«
»Bedenke, daß Mosklan geflohen ist! Wie ist ihm das gelungen? Vielleicht hat er den Schmied ermordet!«
»Das werden wir erfahren. Er entgeht uns nicht. Saban soll für ihn sorgen, bis wir ihm Nachricht geben.«
»Und ich werde einen Arzt holen«, erklärte Murad.
»Einverstanden!« antwortete ich. »Ihr andern kommt jetzt mit!«
Keiner weigerte sich. Ich durchschaute die Kerle. Sie wollten ihr Wort nicht brechen, aber ihren verwundeten Spießgesellen wollten sie auch nicht im Stich lassen. Osko und Omar holten ihre Pferde. Wir stiegen auf. Der dicke Färber hatte es seltsamerweise am eiligsten dabei.
Die andern folgten uns langsam und immer langsamer. Als wir den Wald hinter uns hatten, waren sie schon nicht mehr zu sehen.
»Sihdi, warten wir, bis sie kommen?« fragte Halef.
»Nein. Ich bin froh, daß ich sie los bin!«
»Sie müssen doch mit zu Boschak!«
»Ich brauche sie nicht!« sagte der Bäcker. »Ich brauche überhaupt keinen Freund, der auf mich schießt. Dort kommt wieder einer angeritten.«
Ich hatte den Mann schon gesehen, der uns auf einem ungesattelten Pferd entgegenkam. Als er uns bemerkte, ließ er sein Pferd langsamer gehen.
»Ihm ist also nichts geschehen«, sagte ich aufatmend.
»Wer ist es?« fragte Osko.
»Der Schmied. Heute jagt immer einer hinter dem andern her. Ein verrückter Tag.«
Wir trieben die Pferde an. Als Schimin mich erkannte, rief er von weitem:

»Hamdu lillah, du lebst! Ich habe große Sorgen um dich ausgestanden.«
»Und ich um dich. Ist dir etwas geschehen?«
»Nein!«
»Aber deinem Weib?«
»Mosklan hat sie mit der Faust auf den Kopf geschlagen, aber es war nicht so schlimm, wie ich zuerst dachte.«
Jetzt standen wir uns gegenüber.
Er war ganz außer Atem.
»Habt ihr Pimosa gesehen?« fragte er.
»Ja. Er schoß auf mich, traf mich aber nicht.«
»Woher mag er die Waffe haben?«
»Wie ist er denn entkommen?«
»Zuerst kamen deine Freunde«, erzählte der Schmied. »Ich schickte sie dir nach zu Boschak. Dann stand ich in der Schmiede, um zu arbeiten. Plötzlich sah ich den Gefangenen davonjagen. Ich lief zu meiner Frau. Sie lag in der Stube und hielt sich den Kopf mit den Händen. Sie war noch nicht ganz bei Besinnung. Er hatte sie überfallen und niedergeschlagen.«
»Wie war das möglich? Wie konnte er aus dem Keller entkommen?«
»Effendi, ich habe einen großen Fehler begangen. Hadschi Halef Omar wollte den Gefangenen sehen. Ich erfüllte ihm den Wunsch, ließ aber hinterher die Leiter stehen. Mosklan hat seine Fesseln gelöst und ist aus dem Keller geklettert.«
»Konnte er denn die Tür öffnen?«
»Sie ist ja nur aus Weidengeflecht. Er hat sie aufgesprengt. Das Geräusch konnte man nicht hören, weil ich schmiedete. Hinter dem Haus stand sein Pferd. Er entdeckte es sofort und entkam.«
»Aber wie kommt es, daß er uns nachgeritten ist? Konnte er wissen, wo ich war?«
»Mosklan wird gehört haben, was ich mit deinen Gefährten besprach.«
»Dann seid ihr aber sehr unvorsichtig gewesen.«
»Du hast recht. Ich wollte das auch wiedergutmachen. Darum gab ich meinem Weib Wasser, damit es sich den Kopf kühlen konnte, lief ins Dorf, nahm das erste Pferd, das ich fand, und ritt nach Dschnibaschlü. Dort hörte ich von der Frau des Bäckers, daß du nach Kabatsch geritten seist. Ich galoppierte sofort wei-

ter und freue mich, daß ich euch heil zurückkehren sehe. Jetzt mußt du mir erzählen, was geschehen ist.«
In kurzen Worten berichtete ich über unser Erlebnis. Als ich fertig war, sagte er nachdenklich:
»Das hat Allah gegeben. Mosklan hat seine Strafe, und ich bin ihn los. Wie hättest du ihn von mir wegbringen wollen, Effendi?«
»Das wäre nicht schwer gewesen, ist aber nun nicht mehr nötig«, antwortete ich.
»Vorläufig haben wir Ruhe vor ihm«, meinte der Schmied. »Und wenn er wieder sprechen kann, werde ich schon mit ihm fertig werden!«
»Ich auch!« knurrte der Dicke. »Er hat auf mich geschossen. Das soll er mir büßen! Mein Leben hing an einem Haar.«
»Nein, es hing an meinem ganzen Kopf!«
»Vielleicht wollte er uns beide mit einer einzigen Kugel erschießen! Aber wir kommen bald ins Dorf, Effendi. Reiten wir langsamer. Ich möchte dich vorher noch etwas fragen.«
Ich blieb mit dem Bäcker etwas zurück.
»Du wirst also dem Hadschi Ali von den Teppichen erzählen?« fragte er vorsichtig.
»Ja, das habe ich vor.«
»Er wird auch die Stelle erfahren, wo sie sich befinden?«
»Ich werde ihm den Platz sogar zeigen.«
»Willst du das nicht lieber bleiben lassen?«
»Nein! Ali soll dich anzeigen!«
»Du bist grausam. Verlangst du das wirklich von ihm?«
»Ja.«
»Wirst du ihn zwingen, wenn er es lieber nicht tun will?«
»Ich muß abreisen, kann ihn also nicht zwingen. Er wird es aber sicher tun, wenn du ihm dein Wort nicht hältst. Richte dich danach!«
»Ich werde mein Wort halten.«
»Dann laß jetzt gleich den Kahya kommen und drei Nachbarn als Zeugen. Das rate ich dir.«
»Meinst du?«
»Ja. Du mußt dem Buchhändler zeigen, daß du es mit der Hochzeit ernst meinst.«
»Ich werde dir gehorchen. O Allah, wie werden sich mein Weib und meine Tochter freuen!«

Endlich brach seine angeborene Gutmütigkeit durch. Sein Gesicht wurde immer fröhlicher, und als wir vor seinem Haus von den Pferden sprangen und er von seinem Maulesel herabgekugelt war, lief er voran, riß die Tür auf und schrie:
»Tschileka, Ikbala, kommt, beeilt euch, wir sind da!«
Die beiden Frauen kamen rasch. Den Herrn des Hauses entdeckten sie zuerst, dann fanden sie mich.
»Effendi, da bist du!« rief die Lieblichste von ganz Rumeli. »Es ist dir nichts geschehen? Allah sei Dank! Ich habe dich warnen lassen. Hast du auch Wort gehalten?«
»Ja, ich bringe dir den Heißersehnten mit.«
»Wo ist er?«
»Hier!«
Dabei zeigte ich auf den kleinen Hadschi, der hinter mir ins Haus gekommen war. Die anderen waren noch nicht zu sehen.
»Inkali' min hon – geh zum Teufel!« fiel Halef sofort ein, glücklicherweise in seinem arabischen Dialekt, den Ikbala nicht verstand.
»Der da?« fragte das Mädchen kleinlaut.
»Ja, du süße Tochter der roten Farbe.«
»Den kenne ich doch gar nicht!«
»Aber er will dir sein Leben weihen! Aber da kommt noch einer. Du darfst zwischen diesen beiden wählen.«
Ali hatte sich hinter Halef hereingedrängt. Ikbala sah ihren Vater verlegen an.
»Welchen kennst du denn?« fragte Boschak lachend.
»Diesen«, antwortete sie rasch und zeigte auf den Buchhändler.
»Genügt er dir?«
»Ja, vollständig!«
»Dann nimm ihn!«
Da legte sie die Hände vor das Gesicht, stieß ein lautes Schluchzen aus und floh durch die Tür zurück, aus der sie gekommen war.
»Effendi, jetzt siehst du, welches Unheil du angerichtet hast!« sagte der Bäcker zu mir, halb besorgt und halb lachend.
»Schick ihr das Glück hinterher«, sagte ich und zeigte auf Hadschi Ali.
»Das geht nicht«, antwortete er kopfschüttelnd. »Kein Jüngling darf vor dem Tag der Hochzeit mit seiner Braut allein sein.«

Der Gute ahnte nicht, daß seine Ikbala sich schon oft mit ihrem treuen Ali getroffen hatte, draußen hinter dem Haus, unter dem Schutz der verschwiegenen Tschileka und des noch verschwiegeneren Mondes.
»Dann mußt du ihn eben begleiten«, riet ich.
»Ich habe keine Zeit.«
»Kann Tschileka das nicht tun?«
»Auch nicht. Ihr seid unsere Gäste und müßt Essen bekommen. Da haben wir zu tun.«
Essen? Wollte er uns speisen und tränken? Etwa mit den Delikatessen, die ich schon kennengelernt hatte? Ich beeilte mich, ihm einen Korb zu geben.
»Das wird leider nicht gehen. Meine Zeit ist sehr kurz bemessen. Ich muß abreisen.«
»Effendi, das wirst du mir doch nicht antun! Der Tag ist beinah zu Ende. Wohin willst du denn noch reiten?«
Er hatte recht. Es war schon spät am Nachmittag. Und auch Halef flüsterte:
»Willst du wirklich heute noch fort, Sihdi?«
»Es ist eigentlich notwendig.«
»Allein? Ohne uns?«
»Das möchte ich nicht.«
»Wir sind pausenlos im Sattel gewesen. Unsere Pferde brauchen Ruhe!«
»Gut, dann bleiben wir noch etwas hier. Aber heute nacht schlafen wir bei Schimin, meinem Freund.«
»Oh, Effendi, du glaubst nicht, was für eine Freude du mir damit bereitest!« sagte der Schmied begeistert.
»Ich weiß.«
»Du hast mich deinen Freund genannt!«
»Das bist du auch. Du hast es mir bewiesen. Wenn ich längst in mein Land zurückgekehrt bin, wirst du noch zu denen gehören, an die ich immer gern zurückdenken werde.«
»Das muß ich meinem Weib sagen. Leider weiß ich nicht einmal, wie es ihr geht.«
»Du hast dir ein Pferd geborgt und mußt es wieder abliefern. Nimm meinen Rappen, sieh nach deiner Frau, und komm dann wieder zurück.«
»Das ist unmöglich. Ein solches Pferd wage ich nicht zu reiten!

Ich werde leicht ein anderes finden und komme dann gleich zurück.«
Schimin verschwand. Ich hatte nichts gegen diese Lösung, da ich meinen Rappen ja eigentlich selbst brauchte. Ich mußte mich vergewissern, was mittlerweile in der Hütte des Bettlers geschehen war. Als sich alle gesetzt hatten und der Färber damit beschäftigt war, die versprochene ›Bewirtung‹ einzuleiten, sagte ich darum zu Halef:
»Hab keine Sorge, wenn ich jetzt verschwinde! Ich muß sehen, was mit Mosklan geschehen ist.«
»Bist du toll, Sihdi! Du willst zur Hütte zurück?«
»Ja.«
»Man wird dich töten!«
»Pah! Man kann mich nicht ein zweites Mal überfallen. Übrigens bin ich überzeugt, daß die Hütte leer ist. Man wird Mosklan fortgeschafft haben, damit wir ihn nicht mehr finden können.«
»Er braucht doch vor dir gar keine Angst zu haben. Du hattest kein Recht, ihn einzusperren.«
»Das ist wahr. Trotzdem fürchtet er mich. Er hat auf mich geschossen und scheint auch sonst kein gutes Gewissen zu haben. Du brauchst dem Färber nicht zu sagen, wohin ich gegangen bin!«
»Aber wenn du nicht bald wieder da bist, komme ich nach!«
»Gut, das will ich gelten lassen.«
Ich ging hinaus und machte mich heimlich davon. Den früheren Weg hütete ich mich einzuschlagen. Ich konnte da leicht eine unerfreuliche Begegnung haben. Darum ritt ich nach Westen, um von der nach Kabatsch liegenden Seite in den Wald zu kommen.
Rechts vom nördlichen Waldrand galoppierte ich über das Weideland und erreichte bei der Schnelligkeit meines Rih bald die Stelle, wo sich der Wald südlich nach Kabatsch zog. Da entdeckte ich weit draußen eine Reitergruppe, die es nicht besonders eilig zu haben schien. Sie hatten vorher bei einem einsamen Haus haltgemacht und nun ihren Ritt fortgesetzt.
Ich ahnte, wen ich vor mir hatte.
»Kawam, kawam – schnell, schnell!« rief ich meinem Rappen zu.
Mehr brauchte ich nicht zu tun, um Rih zu größerer Eile anzutreiben. Es war eine Freude, so dahinzufliegen. In wenigen Mi-

nuten hatte ich das Haus erreicht und stieg ab. Das Gebäude war zwischen mir und der Reitergruppe geblieben, ich konnte also nicht bemerkt werden.
Eine Frau in mittleren Jahren saß vor der Tür und schnitt Melonen.
»Guten Abend«, grüßte ich in arabischer Sprache.
Sie sah mich fragend an. Ich wiederholte den Gruß türkisch. Nun verstand sie mich und dankte freundlich.
»Willst du mich nicht von deiner Wassermelone kosten lassen? Ich habe Durst«, bat ich.
»Sehr gern, Effendi.«
Sie schnitt ein tüchtiges Stück ab und gab es mir. Als sie bemerkte, mit welchem Behagen ich hineinbiß, lächelte sie zufrieden:
»Die habe ich selbst gepflanzt. Vor wenigen Minuten mußte ich eine ganze Frucht für andere Leute zerschneiden. Sie baten nicht so freundlich wie du.«
»Aber sie haben dich belohnt?«
»Ich verlange keinen Lohn, wenn ich auch arm bin und nur wenig Früchte gezogen habe. Aber sie haben mir noch dazu etwas weggenommen.«
»Ach, wirklich? Was nahmen sie dir?«
»Mein Kopftuch. Einer von ihnen war verwundet. Den verbanden sie damit.«
»Kanntest du sie denn nicht?«
»Saban, der Bettler, war dabei und Murad, sein Kumpan.«
»Weißt du nicht, wohin sie ritten?«
»Sie wollten nach Usundere hinüber. Dort wohnt ein Verwandter Sabans, der als Wunderdoktor gilt. Bei ihm soll der Kranke untergebracht werden.«
»Haben sie nicht davon gesprochen, wodurch der Mann verwundet wurde?«
»Er ist vom Baum gefallen, mit dem Gesicht auf einen Stein, und hat sich sämtliche Zähne zerschlagen.«
»Der arme Kerl!«
»Er ist nicht zu bedauern! Ich kenne ihn, nur weiß ich seinen Namen nicht. Er ist der Verführer unserer Männer!«
»Hat er deinen Mann auch schon verführt?«
»Nein. Ich bin Witwe.«

»Hast du Kinder?«
»Drei. Das kleinste liegt am Scharlachfieber krank. Die beiden größeren sind ans Wasser gegangen, um Blutegel zu fangen, die ich an den Wunderdoktor verkaufe. Er bezahlt einen Para für zehn Stück.«
Das war eine kümmerliche Bezahlung. Ich zog fünf Piaster aus der Tasche und gab sie ihr.
»Hier, kauf deinem Kind Saft zu einem kühlenden Trank.«
Fünf Piaster waren eine Kleinigkeit, für die Witwe aber schon eine ansehnliche Summe. Sie sah mich ungläubig an und fragte:
»Das willst du mir schenken?«
»Ja.«
»Effendi, bist du so reich?«
»Ja.«
»Dann ist die Güte deines Herzens so groß wie dein Vermögen. Allah möge dir . . .«
Weiter hörte ich nichts. Ich war in den Sattel gesprungen und ritt zurück, denn ich hatte genug erfahren und wußte nun, daß für mich nichts zu befürchten war.
Als ich in Dschnibaschlü hinter dem Haus unseres dicken Gastfreundes vom Pferd stieg, sah ich ein blutiges Fell an einem Pfahl hängen, das kurz zuvor noch einen Ziegenbock geschmückt hatte. Bratengeruch drang in meine Nase.
An der einen Giebelseite des Hauses, wo der Luftzug sich am wenigsten bemerkbar machte, fand ich den Färber und sein Ehegespons eifrig beschäftigt.
Auf dem Boden stand ein niedriges Holzgefäß, über dessen Rand drei starke Drähte gelegt worden waren. An dem mittleren Draht steckte das frisch geschlachtete Tier. Über seinen Leib und über die andern beiden Drähte hinweg hatte man Holzscheite gelegt, und dann war dieser Scheiterhaufen in Brand gesteckt worden. Der Braten wurde oben schwarz angekohlt, darunter briet er, und weiter unten blieb das Fleisch von der Wärme unberührt. Aus der bratenden Schicht aber tropfte das Fett spärlich auf den Boden des Gefäßes, wo ich eine Schicht Reis liegen sah. Die Seitenwände dieser wunderbaren Bratpfanne waren so schön krapprot gefärbt wie französische Militärhosen. Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte an die roten Hände der dicken Tschileka denken und an den in allen Farben schimmernden Mantel ihres Mannes.

Dabei kam mir der Verdacht, daß das augenblickliche Bratgefäß zu anderer Zeit doch wohl als Farbenkübel gebraucht werde.
»Wo warst du, Effendi?« fragte der Dicke. »Gut, daß du da bist. Ich habe euch zu Ehren eine zarte Ziege geschlachtet. Der Nachbar verkaufte sie mir.«
»Das Fleisch verbrennt. Willst du den Braten nicht lieber wenden?«
»Effendi, man merkt, daß du ein Fremder bist! Ich würde dem Fleisch den besten Geschmack nehmen.«
»Wird der Reis von den Fetttropfen weich?«
»Das darf er ja gar nicht. Kennst du nicht das Sprichwort: ›Der Pilaw muß schnurpsen, prasseln‹? Weich schmeckt er nicht.«
»Fällt nicht ab und zu etwas Brennholz in den Reis?«
»Das macht nichts. Ich hole es schon wieder heraus.«
Er langte mit den Fingern hinein und gab sich Mühe, die Spuren der Asche aus dem Reis zu entfernen. Ich dachte unwillkürlich an meine holde Mersina in Amadiya, die sich ihre Triefaugen mit Zwiebeln wischte. Wo aß man mit größerem Genuß, bei ihr oder bei diesem fetten krapproten Ehepaar in Dschnibaschlü?
Ich verzichtete darauf, noch tiefer in die Küchengeheimnisse der Färbersleute einzudringen und zog mich schaudernd ins Haus zurück.
An der Tür des Wohnraums kam mir Halef entgegen.
»Da bist du, Sihdi!« sagte er erfreut. »Es dauerte mir schon zu lange. Eben wollte ich das Pferd besteigen.«
»Du siehst, daß mir nichts geschehen ist. Womit habt ihr euch inzwischen die Zeit vertrieben?«
»Wir haben keine Langeweile gehabt. Ich bin mit dem Wirt auf den Ziegenhandel gegangen, da gab es viel Spaß. Er wollte das Tier geschenkt haben, weil es für einen vornehmen Herrn bestimmt sei, den das ganze Dorf als Gast zu betrachten habe. Darüber gab es einen solchen Streit, daß der Kahya geholt werden mußte.«
»Wer ist denn dieser vornehme Herr?«
»Du bist es. Wer soll es denn sonst sein? Etwa ich?«
»Und für mich ist diese Ziege bestimmt? Mahlzeit! Gehn wir in die Stube!«
Gerade wollte ich mich niederlassen, da hörte ich in dem für die Frauen des Hauses bestimmten Nebenraum ein ganz eigentüm-

liches Geräusch. Es klang, als ob jemand kräftige Ohrfeigen bekäme, und dieser Lärm wurde von einem so heftigen Stöhnen und Seufzen begleitet, daß ich mir Sorgen um das oder die Opfer zu machen begann.
»Wer ist da drin?« fragte ich den Buchhändler.
»Ikbala, der Stern meiner Augen«, antwortete er.
»Und wer noch?«
»Ich weiß es nicht.«
»Was tut sie denn?«
»Weiß ich es, Effendi? Ich höre sie ächzen und fürchte, daß ihr ein Unglück zugestoßen ist. Ich möchte ihr helfen, aber ich bin der Bräutigam und darf nicht zu ihr ins Zimmer.«
»Glaubst du, daß ich hinein darf?«
»Ja. Du bist Christ und hast auch ihr Gesicht schon gesehen. Sie wird also nichts dabei finden, wenn du zu ihr gehst.«
Ich ging in den Nebenraum. Dort saß Ikbala auf ebener Erde. Rechts von ihr stand ein backtrogähnliches Gefäß, in dem sich ein eigenartig gefärbter Teig befand. Ihre beiden Arme waren bis über die Ellbogen mit dieser Masse beklebt. Soeben hatte sie ein mehrere Pfund schweres Stück dieses Teigs aus dem Backtrog gerissen und versuchte, ihm eine kugelrunde Form zu geben. Das geschah dadurch, daß sie es in der einen Hand drehte und mit der andern, hohl gehaltenen Hand mit aller Kraft darauf klopfte. Das waren die Ohrfeigen, die ich gehört hatte.
Ikbala widmete diesem Geschäft eine solche Hingabe, daß ihr der Schweiß aus allen Poren rann. Ihr Gesicht war hochrot und tropfnaß.
»Was tust du hier?« fragte ich sie.
»Ich backe«, antwortete sie wichtig.
»Was?«
»Kanonenkugeln.«
»Für wen?«
»Für euch natürlich, weil ihr unsere Gäste seid.«
»Wie schmecken diese Kugeln?«
»Wie ein Leckerbissen des Paradieses.«
»Was hast du dazu genommen?«
»Vielerlei: Mehl, Wasser, Rosinen, Mandeln, Olivenöl, Salz, türkischen Pfeffer und allerlei wohlriechende Kräuter.«
»Wie lange dauert es, bis die Kugeln fertig sind?«

»Wenn die Ziege gebraten ist, werden sie im übriggebliebenen Fett und im Reis gedämpft.«
»Das wird ein Vorgeschmack der sieben Himmel!«
»Da. Koste den Teig! Du wirst noch nie so etwas gegessen haben.«
Ikbala langte mit den Fingern in den Trog, zog sie voller Teig wieder heraus und streckte sie mir hold lächelnd hin.
»Ich danke dir, du Blume der Gastfreundlichkeit! Wenn ich jetzt schon koste, verderbe ich mir das Entzücken, mit dem ich später von den Kanonenkugeln essen werde.«
»Nimm nur! Du bist der Schöpfer meines Glücks. Nur dir habe ich es zu verdanken, daß der Sinn des Vaters sich so schnell geändert hat.«
Sie winkte mir einladend zu, aber ich wehrte so eifrig ab, daß sie endlich verzichtete und die Finger in den eigenen Mund steckte, um sie schmatzend vom Teig zu befreien.
Rosinen, Mandeln, Speiseöl, türkischer Pfeffer! Das gab jedenfalls einen entsetzlichen Geschmack. Dazu von dem Wasser, vor dem es mich geschüttelt hatte. Und allerlei Kräuter. O weh, Ali, edler Sprücheverkäufer, wie wird es deinem Magen in ein paar Monaten ergehen!
Der Buchhändler war glücklich, als ich ihm sagte, daß der Auserwählten seines Herzens keine Gefahr drohe.
Inzwischen war der Schmied zurückgekommen, und im gleichen Augenblick sprang draußen ein Reiter vom Pferd, in dem ich einen der Leute erkannte, die wir in der Hütte des Bettlers belagert hatten. Ich hörte, wie er nach mir fragte, und ging hinaus zu ihm. Er führte mich auf die Seite und sagte:
»Effendi, du bist großzügig gewesen und bist auch reich. Ich möchte dir etwas mitteilen.«
»Ja?«
»Was gibst du mir dafür?«
»Ich weiß nicht, ob das, was du mir sagen willst, für mich einen Wert hat.«
»Einen sehr großen, Effendi!«
»Wieso?«
»Du schwebst in Lebensgefahr.«
»Das glaube ich nicht.«
»Wenn ich es dir sage, ist es auch wahr.«

Sehr fettes, süßes Gebäck erfreut sich auf dem Balkan großer Beliebtheit.

»Gerade weil du es mir sagst, ist es nicht wahr.«
Er starrte mich erstaunt an und fragte:
»Glaubst du wirklich, daß ich dich belüge?«
»Ja. Ihr wolltet mich töten und berauben. Mörder und Räuber pflegen es normalerweise mit der Wahrheit nicht so genau zu nehmen.«
»Aber jetzt meine ich es gut mit dir und sage die Wahrheit!« behauptete der Mann.
»Das glaube ich nicht. Wenn ich mich wirklich in Lebensgefahr befände, würdest du es mir nicht sagen.«
»Du willst mir also nichts geben?«
»Ich zahle für mein Leben keinen einzigen Piaster.«
»Hat es denn keinen Wert für dich?«
»Sogar einen großen, aber es steht in Gottes Hand. Sagt nicht euer Koran, daß Allah die Dauer des Lebens für jeden Menschen gleich von Anbeginn bestimmt hat?«
Das brachte ihn etwas in Verlegenheit. Er wußte nicht, was er antworten sollte. Darum fuhr ich fort:

»Du siehst also, daß es beinahe eine Sünde wäre, für mein Leben Geld zu bezahlen. Ich werde die mir beschiedene Stunde erreichen, ob ich Geld bezahle oder nicht.«
Da zuckte es über sein Gesicht. Es war ihm ein rettender Einfall gekommen:
»Effendi, du bist doch Christ?«
»Ja.«
»Dann kannst du dein Leben verlängern.«
»Wieso?«
»Allah hat nur die Lebensdauer seiner wahren und rechtgläubigen Anhänger bestimmt.«
»Wirklich?«
»Ja.«
»Dann ist Allah gegenüber uns Christen also viel gütiger gewesen als euch gegenüber. Er hat uns lieber als euch. Siehst du das ein?«
Der Bote zupfte verlegen an seinem Schnurrbart. Er schien die Gedanken in diesem Bart zu haben, denn er zupfte eine gar nicht üble Antwort heraus:
»Du gibst doch zu, daß die Seligkeit besser ist als das Leben, Effendi?«
»Ja.«
»Wenn der wahre Gläubige zur bestimmten Stunde sterben muß, ohne sein Leben verlängern zu können, ist das also nur gut für ihn.«
»Meinst du?«
»Ja.«
»Wenn aber seine Seele auf Erden mehr Sünden als gute Taten begangen hat, strauchelt sie auf dem Weg zur Seligkeit und stürzt hinab in die Hölle. Sie landet also viel früher in der Verdammnis. Und du gibst doch zu, daß das Erdenleben besser ist als die Hölle?«
»Effendi, deine Antworten sind so spitz wie ein Dolch!«
»Übrigens irrst du dich, wenn du meinst, daß der Prophet nur von den Rechtgläubigen gesprochen hat. Es heißt in der fünften Sure des Korans, die ›Der Tisch‹ genannt wird, daß die Stunden aller Menschen, der Gläubigen und der Ungläubigen, vorher abgezählt sind. Kennst du diese Sure?«
»Ich kenne sie.«

»Dann wirst du mir rechtgeben. Ich kann und darf mein Leben nicht verlängern.«
Er zupfte sich wieder am Bart. Diesmal wollte jedoch kein guter Gedanke zum Vorschein kommen.
»Effendi, ich brauche aber Geld«, meinte er nicht sehr selbstbewußt.
»Ich auch.«
»Du hast Geld, aber ich habe keins.«
»Du sollst sehen, daß ich nicht hartherzig bin. Erpressen lasse ich mich nicht, aber wenn du mir mitteilst, in welcher Gefahr ich mich befinde, bin ich bereit, dir ein Bakschisch zu geben.«
»Wieviel bietest du?«
»Bieten? Man bietet nur, wenn es sich um einen Kaufabschluß handelt, und ich habe dir schon gesagt, daß von einer Bezahlung keine Rede sein kann. Ich verspreche dir ein Geschenk. Die Höhe hat der Geber zu bestimmen, nicht der Empfänger.«
»Ich möchte aber doch wissen, wieviel du mir geben willst.«
»Ich werde dir nichts geben oder so viel, wie mir beliebt. Übrigens habe ich keine Zeit mehr, viele Worte zu machen. Also, was hast du mir zu sagen?«
»Nichts!«
Er wollte davonlaufen, aber ich griff ihn am Arm und sagte ernst:
»Du hast gesagt, ich befände mich in Lebensgefahr. Es gibt also Leute, die mir nach dem Leben trachten. Du weißt davon, bist also ihr Mitschuldiger, und ich werde dich festnehmen lassen, wenn du nicht sofort redest.«
»Ich habe nur einen Scherz gemacht.«
»Das ist eine Lüge! Du wolltest auf jeden Fall Geld haben, ob deine Mitteilung stimmte oder nicht. Weißt du, wie Erpressung bestraft wird?«
»Von einer Erpressung kann keine Rede sein.«
»Gut! Ich will mich nicht mit dir herumärgern. Dazu habe ich weder Lust noch Zeit. Du kannst gehen.«
Ich ließ ihn stehen und ging zur Haustür, hatte sie aber noch nicht erreicht, als er mir nachrief: »Effendi, warte!«
»Was willst du noch?«
Er trat dicht auf mich zu und fragte:
»Gibst du fünfhundert Piaster?«

»Nein.«
»Dreihundert?«
»Nein.«
»Du wirst es aber bereuen!«
»Das bildest du dir ein. Wahrscheinlich hältst du mich für dümmer, als ich bin. Was du mir sagen willst, weiß ich längst.«
»Das ist unmöglich.«
»Pah! Es ist ein Bote unterwegs.«
Ich sah ihm an, daß ich richtig geraten hatte.
»Woher weißt du das?« fragte er.
»Das ist mein Geheimnis.«
»Dann hat es der Bettler weitererzählt!«
Ich zuckte die Achseln und lachte. Es fiel mir gar nicht ein, Geld für ein Geheimnis zu bezahlen, das ich schon halb erraten hatte und durch eine List ganz zu erfahren hoffte.
»Und du machst dir keine Sorgen?« fragte er.
Ich mußte zunächst wissen, wer der Bote war. Darum antwortete ich lachend:
»Glaubst du, daß ich diesen Kerl fürchte?«
»Du kennst Saban noch nicht! Einmal hast du ihn überlistet, zum zweitenmal gelingt es dir nicht.«
Also der Bettler war es. Er hatte den Verwundeten nach Usundere geschafft. Ich mußte vermuten, daß Saban von Mosklan damit beauftragt worden war, erst nach Palatza zu reiten, wo der Verwundete wahrscheinlich Verwandte hatte, und dann weiter nach Ismilan zu den Verwandten des Waffenschmieds, der den Hals gebrochen hatte.
Sabans Spießgesellen hatten mit uns Frieden geschlossen. Sie würden Wort halten, das glaubte ich fest. Durch andere aber konnten sie an uns Rache nehmen. Als vorsichtige Leute durften sie mich nicht entkommen lassen. Und da sie von dem dicken Bäcker erfahren hatten, in welcher Richtung wir unsere Reise fortsetzen wollten, war alles Weitere leicht zu erraten.
»Ich will ihn auch gar nicht überlisten«, antwortete ich.
»Was denn sonst?«
»Ich möchte nichts mehr mit ihm zu tun haben. Er hat mir sein Wort gegeben, mich in Ruhe zu lassen.«
»Er wird es halten, aber er wird statt dessen andere auf dich hetzen. Der Bund ist groß.«

»Ich fürchte mich nicht und werde jeden dem Richter übergeben, der mich angreift.«
»Kannst du dem Richter eine Kugel übergeben?«
»Mach dich nicht lächerlich! Sag mir lieber, wie du dazu kommst, Saban zu verraten. Schließlich ist er dein Freund gewesen.«
»Mein Freund? Ich werde dir nicht antworten. Du willst dein Herz und deinen Beutel verschließen. Ich bin vergebens zu dir geritten.«
Er ging zu seinem Pferd, aber so langsam, daß ich merkte, er wartete immer noch auf mein Angebot. Aber ich sagte nur:
»Du willst fort? Willst du nicht bei Boschak einkehren? Du weißt doch, daß ein Fest gefeiert wird.«
»Zu solchen Festen habe ich keine Zeit. Also du gibst nichts?«
Er sah mich drohend an.
»Nein.«
»Reist du heute noch ab?«
Diese Frage war nicht besonders klug. Er verriet mir damit doch nur seine Absichten. Weil er kein Geld bekommen hatte, mußte ich ihm nun jede feindliche Handlung zutrauen.
»Glaubst du, daß ich auf das Festessen verzichte, das uns bevorsteht?« antwortete ich. »Außerdem müssen unsere Pferde ausruhen.«
»Dann segne dich Allah genauso, wie du mich gesegnet hast!«
Er stieg in den Sattel und ritt davon.
Hinter dem Eingang stieß ich auf Halef, dem ich ansah, daß er mich von dort aus belauscht hatte. Im flackernden Licht des in der Mauer steckenden Spanes sah ich deutlich, daß er zornig war.
»Sihdi, warum läßt du ihn fort?« fragte er.
»Er nützt mir hier nichts.«
»Aber anderswo schadet er dir!«
»Du hast seine letzten Worte gehört?«
»Leider nur die letzten. Ich stellte mich hierher, um dich zu bewachen. Sehen konnte ich euch, aber nicht hören. Zuletzt erfuhr ich, daß er Geld haben wollte. Wofür?«
»Komm hinaus. Es braucht keiner zu hören, was wir miteinander sprechen.«
Ich erzählte dem Hadschi, was ich erfahren und vermutet hatte.
»Man will uns überfallen«, sagte er.

»Vielleicht auch nicht, lieber Halef.«
»Was denn sonst? Warum reitet dieser Bettler, der gar kein Bettler ist, uns voran?«
»Wahrscheinlich soll er die Angehörigen Mosklans und Deselims gegen uns aufhetzen. Kommen wir dann nach Palatza oder nach Ismilan, dann steht uns ein Empfang bevor, der nicht sehr angenehm sein dürfte.«
»Dann nehmen wir einfach einen anderen Weg.«
»Das möchte ich nicht. Erstens will ich den Flüchtlingen auf der Fährte bleiben, und zweitens hoffe ich, daß wir gerade in Ismilan und in Deselims Haus vieles erfahren können, was uns weiterhilft.«
»Wenn man uns als Feinde empfängt, werden wir gar nichts erfahren. Es ist sogar möglich, daß man versuchen wird, uns als Mörder zu verhaften.«
»Deshalb will ich Saban zuvorkommen.«
»Wie denn?« erkundigte sich Halef.
»Ich werde früher dort sein als er.«
»Sihdi, was fällt dir ein! Du willst doch nicht etwa auch in dieser Nacht wieder vorausreiten?«
»Doch, das habe ich vor.«
»Das geht nicht. Ich lasse dich nicht fort! Bedenke, in welche Gefahr du heute gekommen bist, weil ich dich nicht beschützen konnte.«
»Du hast mich trotzdem gerettet und würdest mich auch morgen wieder retten, wenn es notwendig wäre.«
Das schmeichelte dem braven Hadschi.
»Meinst du?« meinte er selbstgefällig.
»Ganz bestimmt. Ich will dir sagen, was ich mir vorgenommen habe. Ihr übernachtet bei dem Schmied und brecht am frühen Morgen auf, und zwar schlagt ihr einen anderen Weg ein, als wir uns vorgenommen hatten. Ihr reitet von Koschikawak über Mastanly, Stajanowa und Topoklu nach Ismilan. Ich reite jetzt südlicher über Göldschik, Maden und Palatza.«
»Warum über diese Dörfer?«
»Weil das der Weg ist, den der Bettler von Usundere eingeschlagen hat.«
»Es ist rabenschwarze Nacht. Du wirst dich verirren.«
»Ich hoffe, daß ich nicht vom Weg abkomme.«

»Aber der Bettler hat einen großen Vorsprung!«
»Rih ist schnell. Ich werde Saban überholen.«
»Und dabei in dieser Finsternis den Hals brechen!«
»Abwarten! In Ismilan reitet ihr zum Kaffeehaus des Waffenschmieds Deselim. Es liegt in der Gasse, die zu dem Dorf Tschatak führt. Dort werdet ihr mich finden.«
»Und wenn du nicht da bist?«
»Dann wartet ihr.«
»Und wenn du auch dann nicht kommst?«
»Dann reitest du mir am nächsten Morgen bis Palatza entgegen. Es ist möglich, daß ich dort wegen Mosklan aufgehalten werde.«
»Wo finde ich dich dort?«
»Das weiß ich jetzt noch nicht. Aber das Dorf ist klein. Eine Frage wird genügen.«
Der Hadschi gab sich alle Mühe, mich von meinem Vorsatz abzubringen, aber ich blieb fest.
Als dann die anderen erfuhren, daß ich sie verlassen wollte, traf ich auf einen Widerstand, dem ich kaum gewachsen war. Ikbala und ihre Mutter Tschileka schlugen die Hände über den Köpfen zusammen, daß ich von den Kanonenkugeln und von dem Ziegenbraten nichts kosten wollte. Auch der Buchhändler bat mich, zu bleiben.
Ich nahm ihn beiseite und teilte ihm alles Nötige über die Teppiche mit.
»Effendi«, sagte er, »es ist gut, daß du mir das sagst. Die andern wissen, daß hier Verlobung ist, und werden unterdessen das Loch heimlich ausräumen. Das werde ich verhindern.«
»Wirst du deinen Schwiegervater anzeigen?«
»Ja, man wird ihn hängen«, meinte er lachend.
»Was du tust, geht mich nichts an. Bringe deinem alten Vater meinen Gruß, und sei glücklich mit Ikbala, der schönsten in Rumeli!«
Als Boschak merkte, daß es unmöglich war, mich zum Bleiben zu bewegen, fragte er mich nach dem Weg, den ich einschlagen wollte.
Ich traute dem dicken Färber doch nicht so recht und gab darum mehrere Dörfer an, die ich gar nicht durchreiten wollte. Der Schmied folgte mir zu meinem Pferd. Dort teilte ich ihm

meine wahren Absichten mit. Er dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

»Der Bettler wird bald in Usundere ankommen. Er wird sich etwas ausruhen und dann weiterreiten, und zwar bestimmt nach Maden und Palatza. Von hier bis Maden mußt du zehn Aghatsch (etwa 50 Kilometer) zurücklegen. Normalerweise führt der Weg über Mastanly und Göldschik. Aber ich kenne diese Strecke und werde es dir möglich machen, viel früher dort zu sein. Wir reiten den kürzesten Weg.«

»Was? Du willst mitkommen?«

»Ja. Ich begleite dich so weit, bis ich die Überzeugung habe, daß du dich nicht mehr verirren kannst.«

»Das ist sehr freundlich von dir, aber . . .«

»Schweig!« fiel er ein. »Du weißt, was ich dir zu verdanken habe.«

»Aber ich muß sehr schnell reiten!«

»Mein Pferd ist nicht schlecht. Es ist das beste jenes Mannes, von dem ich es mir geborgt habe, und wird sich anstrengen müssen. Habe ich mich von dir verabschiedet, dann kann ich es ja wieder schonen. Ich bedaure nur, daß mein Weib dich nicht noch einmal sehen kann.«

Halef war nachgekommen, um mich auf etwas aufmerksam zu machen, woran ich nicht mehr gedacht hatte, nämlich auf den Beutel, von dem während unseres Rittes von Kabatsch zur Hütte die Rede gewesen war. Wir zogen ihn heraus und prüften beim Schein des brennenden Spans seinen Inhalt.

Er enthielt hundert österreichische Dukaten, die einen Wert von rund 1 200 Mark darstellten. Außerdem lagen noch fünfzig Beschliks, Fünfpiasterstücke, dabei. Auf einem Zettel stand, daß die Dukaten mir, die Beschliks aber Halef gehören sollten. Wie ich später hörte, hatte Omar Ibn Sadek schon in Edirne von unserem Gastfreund ein Geldgeschenk bekommen.

Für mich enthielt der Beutel noch einen Fingerring von wunderschöner Arbeit mit einem ansehnlichen Hyazinth. Er gehört noch heute zu den Dingen, die ich als freundliche Andenken aufbewahre.

Halef bekam seine fünfzig Beschliks sofort. Er steckte sie schmunzelnd ein und sagte:

»Sihdi, dieser Wohltäter ist ein Mann von großem Verstand. Ich

an Hulams Stelle wäre aber vielleicht noch verständiger gewesen. Ein Kaf ist besser als ein Nun und steht auch im Alphabet weiter vorn.«

Jeder Buchstabe des arabischen Alphabets hat nämlich auch eine Zahlbedeutung. Das Kaf (K) bedeutet hundert und das Nun (N) nur fünfzig. Der kleine Hadschi hatte wieder einmal seine unbescheidene Stunde. Etwa fünfzig Mark waren für einen ›Freund und Beschützer‹ seines Sihdi freilich nicht viel, als Bakschisch für einen Diener aber doch reichlich bemessen.

Ich übergehe den Abschied, der noch einige seltsame Erlebnisse brachte. Die gute Tschileka weinte Tränen schmerzlicher Rührung. Als ich schon auf dem Pferd saß, kam auch der Gehilfe herbei und streckte mir die Hand entgegen. Sollte ich sie ihm zum Abschied drücken, oder wollte er ein Bakschisch? Meine Peitsche pflegte fester am Sattel zu hängen als die des tapferen Hadschi Halef Omar. Jetzt aber hatte ich sie blitzschnell in der Hand und zog dem Halunken ein paar solche Hiebe über den Rücken, daß er sich mit einem raschen Sprung hinter seine dicke Herrin zurückzog.

»O weh! Das pfeffert!« schrie er und griff mit der Hand nach seiner Kehrseite.

»Willst du auch Salz?« fragte ich.

Sofort war der Hadschi hinter ihm, nahm die Peitsche vom Gürtel und fragte:

»Soll ich salzen? Er hat es verdient!«

»Ich bin gar nicht mehr da!« rief der Gehilfe jammernd und verschwand rasch hinter der Hausecke. Dann brachen wir auf.

Es war eine dunkle Nacht, genauso finster wie die vorige. Nur wenige Sterne blinzelten matt am Himmel. Erst jetzt sah ich ein, daß doch allerhand dazu gehörte, in einer solchen Nacht in unbekanntem Gelände zu reiten, und zwar so schnell, wie es nötig war, um den Bettler einzuholen oder ihm sogar zuvorzukommen.

Eine Viertelstunde lang ritten der Schmied und ich schweigend nebeneinander. Jeder hing seinen Gedanken nach. Wir hatten keinen Weg, sondern das freie Feld unter uns. Rih machte sich nichts daraus. Seine Augen fanden sich selbst in solchem Dunkel zurecht.

Nach längerem Ritt hatten wir die Ebene wieder erreicht und

merkten, daß wir uns auf einem leidlich gebahnten Weg befanden. »Das ist der Weg von Usundere nach Maden«, erläuterte Schimin.
Im gleichen Augenblick griff ich ihm in die Zügel.
»Halt! Horch! Ich glaube, vor uns schnaubt ein Pferd.«
»Ich habe nichts gehört und kann auch jetzt noch nichts hören.«
»Der Boden ist weich und dämpft den Schall des Hufschlags. Aber mein Pferd legt die Ohren nach vorn und zieht die Luft prüfend durch die Nüstern. Das ist ein sicheres Zeichen, daß wir jemand vor uns haben.«
»Ja, jetzt höre ich es. Ein Pferd trat auf einen Stein und rutschte davon ab. Wer reitet so spät durch diese einsame Gegend?«
»Vielleicht ist es der Bettler.«
»Das ist unwahrscheinlich.«
»Warum?«
»Dann müßte er sehr spät aufgebrochen sein.«
»Warum sollte das nicht möglich sein?«
»Er will doch vor dir ankommen!«
»Vielleicht hat er sich gesagt, daß ich erst am Morgen aufbrechen würde, und deshalb keine Eile gehabt. Können wir ihn so überholen, daß er nichts davon merkt?«
»Das ist möglich, aber ich rate es dir nicht.«
»Ja, du hast recht. Wenn wir einen Bogen reiten, so daß wir ihn dann hinter uns haben, wissen wir ja gar nicht, ob es auch wirklich der Bettler ist.«
»Darum müssen wir ihn stellen.«
»Aber was fange ich mit ihm an? Kann ich ihn daran hindern, seinen Weg fortzusetzen? Höchstens mit Gewalt. Ich möchte aber kein Blut vergießen!«
»Das ist nicht nötig, Effendi. Überlasse ihn mir.«
»Was hast du vor?«
»Du zwingst ihn, umzukehren, und ich bringe ihn dann nach Koschikawak. Er soll mir nicht entkommen.«
»Wenn Saban dich aber fragt, mit welchem Recht du ihn sozusagen verhaftest?«
»Hat er dich nicht ermorden wollen, Effendi? Das ist Anlaß genug.«
»Aber du wirst ihn dir zum Feind machen. Er wird sich an dir rächen wollen.«

»Ich fürchte ihn nicht. Mein Feind ist er sowieso. Er ist der Feind aller ehrlichen Leute. Du mußt mir erlauben, dir einen Gefallen zu tun, und brauchst dir um mich keine Sorge zu machen. Ist er es wirklich, dann nehmen wir ihn fest und sagen uns Lebewohl, ohne daß er zuhört, wohin du reitest.«

»Wie ist der Weg von hier nach Maden?«

»Du bleibst immer auf diesem Pfad und bist in einer halben Stunde dort. Von hier aus kannst du gar nicht verkehrt reiten. Ich wollte eigentlich noch wegen der Koptscha mit dir reden. Aber dein kleiner Hadschi hat eine, und du hast die von Deselim genommen. Die beiden genügen. Jetzt komm, Effendi.«

Der Schmied trieb sein Pferd wieder an, zum Zeichen, daß er keinen Einwand mehr hören wolle. Mir konnte das recht sein, da der Bettler auf diese Weise ganz mühelos daran gehindert wurde, seine Botschaft auszurichten.

Es dauerte nicht lange, da waren wir dem nächtlichen Reiter so nah gekommen, daß er uns hören mußte. Wir merkten, daß er

schneller zu reiten begann, damit wir ihn nicht einholen konnten.
»Rasch hinterher!« sagte der Schmied. »Saban ist kein guter Reiter. Wir holen ihn leicht ein, wenn er es wirklich ist und nicht ein anderer.«
»Wenn er aber vom Weg abweicht?«
»Er wird sich hüten. Das wagt hier niemand, wenn es so dunkel ist. Auch ich habe es nur gewagt, weil ich dich begleiten wollte.«
Schimins Vermutung stimmte. Der Reiter merkte, daß wir schneller waren als er. Vom Weg abzuweichen traute er sich nicht. Deshalb hielt er es für das beste, anzuhalten und uns zu erwarten.
Der Schmied ritt voran. Ich hielt mich so weit hinter ihm, daß ich auf den ersten Blick nicht zu sehen war. Der Reiter rückte zur Seite, um uns durchzulassen. Aber der Schmied hielt bei ihm an und grüßte:
»Guten Morgen!«

»Morgen!« antwortete der andere kurz.
»Woher kommst du?«
»Aus Deridere.«
Das war eine Lüge, denn ich merkte an der Stimme, daß es der Bettler war.
»Wohin willst du?«
»Überall und nirgendwo hin.«
Das klang trotzig, aber er kam damit nicht weiter, denn der Schmied ließ sich nicht so einfach abspeisen.
»Du wirst es mir wohl sagen müssen!«
»Müssen?« fauchte Saban verärgert.
»Ja. Kennst du mich?«
»Kennst du mich etwa?«
»Du bist der Bettler Saban.«
»Ach! Und du?«
»Die Nacht ist so schwarz wie deine Seele. Du kannst mein Gesicht nicht erkennen. Ich bin Schimin, der Schmied aus Koschikawak.«
»Darum kam mir deine Stimme so bekannt vor! Reite weiter! Ich will nichts mit dir zu tun haben!«
»Aber ich mit dir. Kennst du den Mann, der hier bei mir ist?«
»Nein. Packt euch fort!«
»Das werde ich tun, aber vorher werde ich ein Wort mit dir sprechen, Saban!«
Bei diesen Worten trieb ich mein Pferd so dicht neben seins, daß er mich erkennen konnte.
»Bei allen Teufeln! Der Fremde!« rief Saban.
»Ja, der Fremde! Nun glaubst du wohl, daß ich mit dir sprechen möchte?«
»Aber ich nicht mit dir!«
Ich merkte, daß er in den Gürtel griff. Rasch faßte ich meinen Stutzen in der Mitte, so daß ich den Kolben vor mir auf dem Hals des Pferdes liegen hatte.
»Also sag, wohin du willst!« verlangte ich, wobei ich ihn scharf im Auge behielt.
»Was geht dich das an, Mörder?« knurrte er.
»Mörder?«
»Ja. Wer hat deinetwegen den Hals gebrochen, und wem hast du das Gesicht zerschlagen?«

»Und wen habt ihr in deine Hütte gelockt, um ihn zu erschlagen? Ich weiß, wohin du willst, aber du wirst die Güte haben, sofort umzukehren.«
»Wer will mich dazu zwingen?«
»Ich. Steig ab!«
»Oho! Willst du mich auch umbringen? Dann muß ich mich verteidigen. Fahr zur Hölle!«
Er hob den Arm. Ich schlug mit dem Kolben zu. Zur gleichen Zeit drückte er ab. Der Schuß blitzte auf, aber die Kugel traf nicht, weil mein Hieb seinen Arm abgelenkt hatte. Er hatte die Waffe noch nicht gesenkt, da drängte ich mein Pferd um einen Schritt vorwärts und stieß ihm den Kolben von unten herauf in die Achselhöhle, daß er aus den Bügeln rutschte und auf der anderen Seite vom Pferd stürzte.
Ich wollte schnell absteigen, hatte jedoch den Boden noch nicht erreicht, da hörte ich den Schmied rufen:
»Halt, Kerl, bleib da! Sonst reite ich dich nieder!«
Ich wollte um das Pferd des Bettlers herumlaufen, da sah ich einen zweiten Schuß blitzen. Das Pferd des Schmiedes machte einen Satz nach vorn. Schimin flog aus dem Sattel.
War der Schmied getroffen worden? Ich lief auf ihn zu.
Zwei Menschen lagen auf dem Boden, einer auf dem andern. Es war so dunkel, daß ich sie nicht unterscheiden konnte. Also packte ich den Obenliegenden am Arm.
»Halt, Effendi«, sagte er. »Das bin ich!«
»Schimin! Hat er dich getroffen?«
»Nein. Ich sah, daß er davonlaufen wollte und hielt ihn zurück. Da schoß er, und ich ritt ihn nieder. Er wehrte sich, aber nur mit einem Arm. Der Huf meines Pferdes wird ihn an dem andern verletzt haben.«
»Nein, das bin ich mit dem Gewehrkolben gewesen.«
»Er beißt wie ein Marder. Ich werde ihm den Mund stopfen müssen!«
Ich konnte nicht sehen, was Schimin tat. Aber nachdem ich ein gurgelndes Röcheln gehört hatte, richtete sich der Schmied auf und sagte: »So, jetzt ist er still.«
»Was hast du gemacht? Ist er tot?«
»Nein. Du kannst fühlen, wie er zappelt. Ich habe ihm nur die Halsbinde ein wenig zugedreht.«

»Wir müssen ihm mit dem Gürtel die Arme binden.«
Ich half dem Schmied. Er hatte Saban beinah erwürgt. Bevor der Bettler wieder zu Atem kam, saß er schon gut festgebunden auf seinem Pferd. Selbstverständlich hatten wir ihm auch die Arme gefesselt. Es stellte sich heraus, daß er zwei Pistolen gehabt hatte. Die eine hatte ich ihm aus der Hand geschlagen, die andere war ihm entfallen, als ihn Schimins Pferd umriß. Sie waren nur einläufig und beide abgeschossen, ohne daß eine Kugel getroffen hatte.
Jetzt begann Saban zu schimpfen. Er verlangte, freigelassen zu werden, und drohte mit einer Anzeige beim Kahya. Der Schmied lachte ihn aus und sagte:
»Du hast mich erschießen wollen, deshalb nehme ich dich jetzt mit, um dir zu beweisen, daß du selbst dich vor einer Anzeige fürchten mußt. Vielleicht verzeihe ich dir, wenn du dich unterwegs gut benimmst. Wenn du aber so weiterschimpfst, hast du nichts Gutes zu erwarten.«
»Ihr habt mich festgehalten. Ich habe mich nur verteidigt und muß sofort weiterreiten.«
»Dazu ist später auch noch Zeit. Und nun sei still! Wir können später noch miteinander reden, wenn ich von diesem Effendi Abschied genommen habe.«
Der Bettler sagte wirklich nichts mehr. Vielleicht hoffte er, aus unserem Gespräch noch etwas erfahren zu können. Aber Schimin war klug und täuschte ihn.
»Also, Effendi«, sagte er, »von hier aus wirst du den Weg auch allein finden. Reite zurück und warte bei meinem Weib auf mich. Ich nehme die Strecke über Göldschik. Es wird nicht leicht sein, mit diesem Mann fertigzuwerden. Du kannst deinen Gefährten sagen, daß wir Saban haben, damit sie nicht weitersuchen. Wir sehen uns in meiner Schmiede wieder.«
Bei diesen Worten war er aufgestiegen. Er griff nach dem Zügel des andern Pferdes und ritt querfeldein davon. Eine Zeitlang hörte ich noch die laut schimpfende Stimme des Bettlers. Dann war es wieder still.
Ich konnte mir nicht vorstellen, daß Saban die Worte Schimins glauben würde. Aber ich war ihn los, das war für mich die Hauptsache. Zugleich hatte mir der Schmied den Abschied erspart, und Abschiednehmen ist niemals etwas Angenehmes, höchstens wenn man sich von Menschen trennt, die man nicht leiden kann.

7 *Madi Arnaud*

Ich folgte nun dem Weg, der mir beschrieben worden war, und erreichte Maden in der von Schimin angegebenen Zeit.
Eben begann der Tag zu grauen. Ich überlegte. Es war jetzt nicht mehr nötig, nach Palatza zu reiten, um nach Verwandten des verwundeten Mosklan zu suchen. Der Bote, den er zu ihnen losgeschickt hatte, war ja zur Umkehr gezwungen worden. Also erfuhr man auch in Ismilan heute noch nichts vom Tod Deselims. Warum sollte ich mein Pferd nach zwei so harten nächtlichen Ritten anstrengen? Ich beschloß, nach Topoklu zu reiten und meine Freunde dort zu erwarten.
In Maden schliefen die Leute noch. Ich wußte, daß Topoklu ungefähr nördlich davon lag und ritt weiter. Der Weg führte an einem Bach entlang, von dem ich vermutete, daß er in der Nähe von Topoklu in die Arda mündete. Ich konnte also den Weg nicht verfehlen.
Nach einiger Zeit kam ich in ein Dorf, wo es ein Gasthaus gab. Hier waren die Leute schon wach. Ich beschloß, meinem Rappen Ruhe zu gönnen. Der Han lag etwas abseits vom Weg und war von tiefem Morast umgeben. Ein dicker, knorriger Eichenstamm bildete eine Art von Brücke über den Sumpf. Dann kam ein tiefes Loch, in dem sich ein paar Schweine wälzten. Von diesem Loch aus war es nicht mehr weit bis zu einem breiten Tor. Was dahinter lag, konnte ich wegen einer hohen Lehmwand, die einen Hof zu umfassen schien, nicht feststellen.
Eigentlich hätte man ein Eichkätzchen sein müssen, um über den Stamm hinüberzukommen. Aber meinem Rih gelang das Wagnis ganz gut. Jetzt hielt ich vor dem Loch mit den Schweinen. Rih schnellte darüber hinweg und zum Tor hinein. Ich wurde mit einem Schreckensruf empfangen und riß einen Mann um, der gerade in diesem Augenblick den Eingang passierte.
Ich hielt auf einem ziemlich großen Hof, der eine einzige Düngerstätte zu sein schien. In einer Ecke standen die Leute, die bei meinem plötzlichen Erscheinen geschrien hatten. Zwei Männer hielten ein älteres Mädchen fest und waren gerade dabei, es an eine Leiter zu binden, die dort angelehnt stand. Ein hochgewachsener

Mann mit einer Peitsche in der Hand kam in selbstbewußter Haltung auf mich zu. Seine breite Brust und sein langgezogenes Gesicht mit einer fürchterlichen Habichtsnase ließen darauf schließen, daß er aus Armenien stammte. Offensichtlich war er Christ. Die Schweine im Hof ließen darauf schließen.
»Bist du blind?« fuhr er mich an. »Kannst du dich nicht in acht nehmen, wenn du durch das Tor reitest?«
»Schaff den Dreck da draußen fort und mach die Löcher zu, dann kann man zu dir kommen, ohne sich oder anderen die Hälse zu brechen!«
»Was? Du willst grob werden?«
»Bist du etwa höflich?«
»Soll ich dich umarmen und küssen, wenn du mir meinen Knecht totreitest?«
»Dort steht er und putzt sich den Dünger aus den Haaren. Bei dir fällt man so weich, daß es eine wahre Lust ist, umgeritten zu werden. Bist du der Handschi (Wirt)?«
»Ja. Und wer bist du?«
»Ein Fremder.«
»Das sehe ich. Hast du einen Paß?« – »Ja.«
»Zeig ihn her!«
»Wasch dir erst die Finger, sonst wird er schmutzig. Was hast du zu trinken?«
»Saure Milch.«
»Danke! Hast du sonst nichts?«
»Zwetschgenbranntwein.«
»Und Futter für das Pferd?«
»Gestoßenen Mais.«
»Schön! Laß ihm geben, soviel es frißt. Und mir kannst du ein Glas Zwetschgenbranntwein bringen lassen.«
»Ich habe keine Gläser. Du wirst einen Topf bekommen. Geh in die Stube.«
Der Mann war kurz angebunden. Ich machte mein Pferd an einen Pfahl fest und ging in die Stube. Sie war ein schmutziges Loch mit einer rohen Bank und einem wackligen Tisch. Mehrere kleine Holzgestelle von absonderlicher Form, die im Zimmer herumstanden, gaben mir zu denken. Sie bestanden aus dreieckigen Lattenrahmen und hatten drei Beine. Mein bewundernswerter Scharfsinn ließ mich erraten, daß es Stühle sein sollten.

Eine Frau saß da und rührte in einem großen hölzernen Kübel mit saurer Milch. Als Werkzeug benutzte sie nicht etwa einen Löffel oder Quirl, sondern die Hälfte eines zerbrochenen Stiefelknechts.
Ich grüßte. Die Frau glotzte mich mit großen, dummen Augen an und antwortete nicht. Der Handschi war auch hereingekommen. Er holte einen kleinen Topf und goß aus einem Krug eine Flüssigkeit hinein, die er mir als Zwetschgenbranntwein vorsetzte.
»Ist das wirklich Zwetschgenbranntwein?« fragte ich und roch an dem Topf.
»Ja.«
»So! Hast du nichts anderes?«
»Nein. Ist er dir nicht gut genug?«
»Er ist schlecht.«
»Dann scher dich zum Teufel, wenn er dir nicht schmeckt! Ich habe dir nicht befohlen, bei mir einzukehren. Bist du etwa ein Pascha, daß du solche Ansprüche stellst?«
»Nein. Wieviel kostet dieser Zwetschgenbranntwein?«
»Zwei Piaster.«
Ich kostete den Schnaps. Der Topf faßte mehr als einen halben Liter. Zwetschgenbranntwein enthielt er vielleicht zwei Likörgläser voll. Dazu klebte an dem Rand eine Art Pech, das vermutlich aus dem Schmutz bestand, den die Schnurrbärte von einigen Dutzend Trinkern daran abgesetzt hatten. Der Zwetschgenbranntwein war der niederträchtigste Fusel, den ich je gerochen und geschmeckt hatte. Und zwei Piaster sollte er kosten! Achtunddreißig bis vierzig Pfennig. Das war der reine Schwindel in diesem Land der Zwetschgenbäume. Aber ich hielt mich zurück und sagte nichts.
»Na, schmeckt er?« fragte der Wirt.
»Ja. Und wie!«
Er verstand mich falsch und sagte:
»Wenn du mehr willst, sag es der Frau. Ich habe keine Zeit, weil ich auf dem Hof noch etwas erledigen muß.«
Als er gegangen war, betrachtete ich die Stube näher. Einige elende Bilder, die einfach an die Wand geklebt waren, bestätigten, daß ich mich bei armenischen Christen befand.
Die Frau rührte noch immer. Ich wandte mich ab und blickte zu einem der Löcher hinaus, die hier Fenster genannt werden. Drau-

ßen ging gerade die Sonne auf. Hier drin war es dunkel und rauchig. Ich dachte an den persischen Dichter Hafis:

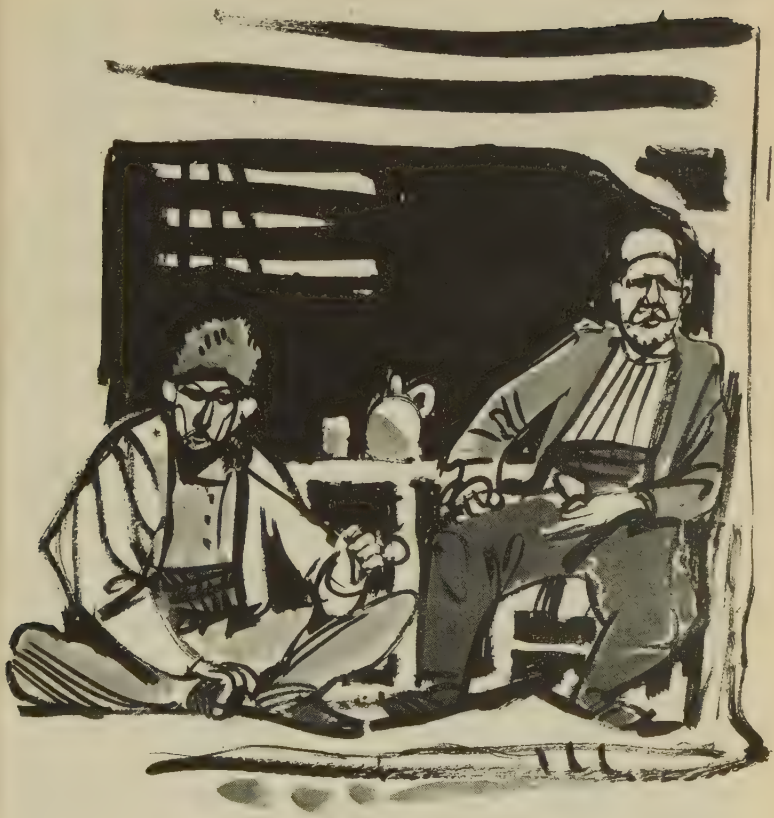
»Wenn deiner Locken Wohlgerüche
einst ums Grab mir wehen,
dann blühen viele tausend Blumen
aus meinem Hügel auf.«

Wahrscheinlich hatte jenes weibliche Wesen, auf das Hafis diese Worte dichtete, keine große Ähnlichkeit mit der Sauermilchküblerin vor mir. Und Wohlgerüche? Brrr!
Ich stand auf, um hinauszugehen und frische Luft zu schöpfen. Lange wollte ich hier nicht bleiben. Das stand so fest wie eine kalifornische Balsamfichte.
Eben machte ich den ersten Schritt zur Stube hinaus, da ertönte draußen ein schriller, langgezogener Schrei. Rasch war ich vor der Haustür. Ein zweiter, ebenso gräßlicher Schrei. Ich lief über den Hof zu der Ecke, in der man das Mädchen inzwischen tatsächlich an die Leiter gebunden hatte.
Sie stand mit der Vorderseite ihres Körpers an die Leiter gelehnt und bot den bloßen Rücken der Peitsche dar, die einer der Knechte zum dritten Hieb schwang. Bevor er zuschlagen konnte, hatte ich sie ihm aus der Hand gerissen.
Der Rücken der Frau zeigte zwei breite Striemen. Der Handschi stand dabei mit der Miene eines Gesetzgebers, der sich an dem Gehorsam weidet, den seine Befehle finden. Er trat auf mich zu und streckte die Hand nach der Peitsche aus.
»Was fällt dir ein?« schrie er. »Die Peitsche her!«
Ich war wütend über diese schandbare Art, eine Frau zu bestrafen. Meinetwegen mochte sie getan haben, was sie wollte. So sollte sie in meiner Gegenwart auf keinen Fall geschlagen werden. Ich fühlte, daß mein Gesicht glühend rot wurde.
»Was hat das Mädchen getan?« fragte ich.
»Das geht dich nichts an!« erwiderte er trotzig. »Her mit der Peitsche, sonst bekommst du sie selbst!«
»Was? Mir die Peitsche? Da – meine Antwort!«
Ich zog sie ihm über den Rücken, daß er sich krümmte. Gleichzeitig warf er sich mir entgegen, und zwar mit solcher Kraft, daß er zu Boden flog, weil ich rasch zur Seite sprang.

»Nicht anrühren, sonst bekommst du die Peitsche ins Gesicht!« drohte ich.
Er sprang trotzdem wieder auf mich los, nachdem er sich aufgerafft hatte. Diesmal wich ich nicht zurück, sondern hob den rechten Fuß und empfing ihn mit einem Tritt in die Magengegend. Dabei muß man sehr fest stehen, nach vorn gebeugt, sonst stürzt man selbst hin. Der Wirt flog wieder in den Schmutz des Hofes, hatte aber nun genug, denn er konnte nur mit Mühe aufstehen. Er wollte reden, brachte aber nur ein Wimmern hervor und hinkte in die Stube, ohne mir noch einen Blick zu gönnen.
Ich wußte, daß ich mir einen schlimmen Feind geschaffen hatte. Sein Schweigen war schlimmer, als wenn er die fürchterlichsten Drohungen ausgestoßen hätte. Ich ging zu meinem Rappen, holte den Stutzen und kehrte dann zur Leiter zurück. Dort sah ich zunächst, ob mich ein Schuß aus einem der Fenster treffen könnte. Das war nicht möglich. Nun stellte ich mich so, daß ich immer einen der Männer zwischen mir und der Tür hatte.
»Bindet sie los!« befahl ich den Knechten.
Es hatte mich schon gewundert, daß sie keine Hand gerührt hatten, um ihrem Herrn zu helfen. Sie gehorchten sofort.
»Zieht sie an!«
Die Ausgepeitschte konnte die Arme kaum bewegen, so fest waren sie gefesselt gewesen und so sehr schmerzten die Schwielen auf ihrem Rücken.
»Warum wurde sie geschlagen?« fragte ich.
Es standen drei Frauen und vier Männer herum, von denen einer roher aussah als der andere.
»Der Herr hat es befohlen«, antwortete einer.
»Warum?«
»Weil sie gescherzt hat.«
»Mit wem?«
»Mit dem Fremden.«
»Ist sie verwandt mit dem Herrn?«
»Nein, sie ist seine Magd.«
»Hat sie Verwandte?«
»Eine Mutter.«
»Und er wagt es, sie schlagen zu lassen, nur weil sie mit einem Fremden freundlich war?«
Das Mädchen war während des Verhörs im Haus verschwunden.

»Ja, sonst hat sie nichts getan«, antwortete der Knecht. »Der Herr ist streng. Schon heute morgen war er sehr ungemütlich.«
In diesem Augenblick kam der Handschi wieder auf den Hof, eine lange türkische Flinte in den Händen. Er schien sich von meinem Fußtritt leidlich erholt zu haben. Jetzt konnte er wieder reden und schrie mich schon von weitem an:
»Hund, jetzt werden wir abrechnen!«
Er legte das Gewehr an und zielte auf mich. Seine Frau war hinter ihm aus dem Haus gekommen. Sie schrie vor Angst laut auf und griff nach der Flinte.
»Was willst du tun?« jammerte sie. »Du wirst ihn doch nicht ermorden wollen?«
»Schweig! Pack dich fort!« schrie er und gab ihr einen Stoß, daß sie zur Erde fiel.
Der Lauf seines Gewehres war dadurch aus der Richtung gekommen. Auch ich legte an und zielte so genau, wie es in der Eile möglich war. Ich wollte ihn nicht verwunden, obwohl er es auf mich abgesehen hatte. Mein Schuß krachte früher als seiner. Er stieß einen Schrei aus und ließ das Gewehr fallen. Ich hatte gut gezielt, wie sich bald herausstellte. Die Kugel hatte dicht unter seiner Nase das Flintenschloß getroffen. Ihm war weiter nichts geschehen, als daß der Kolben ihm einen tüchtigen Schlag ins Gesicht versetzt hatte, und daß die Hände ihm von dem Anprall schmerzten. Er schlenkerte sie fluchend hin und her und brüllte:
»Habt ihr gesehen, daß er auf mich geschossen hat? Er ist ein Mörder. Faßt ihn, nehmt ihn gefangen!«
Er raffte das beschädigte Gewehr von der Erde auf und sprang, zum Schlag ausholend, auf mich los.
»Zurück!« warnte ich ihn. »Sonst schieße ich wieder!«
»Zweimal schießen? Versuch es doch!« höhnte er.
Seine Flinte war nur einläufig. Er hätte keinen zweiten Schuß mehr abgeben können und meinte, mir ginge es auch nicht anders. Aber ich drückte zum zweitenmal ab und zielte diesmal auf den Lauf seiner Flinte. Wieder wurde sie ihm aus der Hand geschleudert. Ich schoß gleich noch zweimal in die Luft. Er hatte wieder fluchen wollen, brachte aber kein Wort heraus. Entsetzt stand er mit offenem Mund da.
»Eine Teufelsflinte!« stotterte er endlich.
»Er ist ein Zauberer, das ist Hexerei!« riefen die andern.

›Han‹ heißt das dörfliche Wirtshaus in Bulgarien und Albanien.



Ich behielt das Gewehr im Anschlag, sagte aber kein Wort. Der Handschi hob seine Flinte auf, betrachtete sie und sagte:
»Das ist eine Schande. Jetzt ist es verdorben!«
»Bis jetzt ist nur dein Gewehr verdorben«, antwortete ich. »Ich habe mit Absicht nicht auf dich, sondern nur auf die Flinte

gezielt. Wenn du dich jetzt nicht sofort anständig benimmst, schone ich dich aber nicht mehr. Dann schieße ich auf dich!«
»Wehe dir, wenn du das wagst!« sagte er drohend.
»Ich wage gar nichts dabei. Du bist mit dem Gewehr auf mich losgegangen. Ich habe in Notwehr gehandelt und hätte dich mit Recht niederschießen dürfen.«
»Du wolltest mich erschießen und hast nur zufällig die Flinte getroffen. Oder willst du behaupten, daß du das Flintenschloß treffen kannst, wenn mein Gesicht dicht am Kolben liegt?«
»Du hast wohl noch nie einen guten Schützen gesehen?«
»Und vorher hast du mich geschlagen. Weißt du, was das zu bedeuten hat? Kein Mensch kann es mir verdenken, wenn ich dich dafür niederschieße. So eine Schande kann nur mit Blut abgewaschen werden.«
»Und wer wäscht die gleiche Schande von der Ehre des Mädchens ab, das du hast schlagen lassen?«
»Hat eine Magd Ehre?« antwortete er höhnisch. »Und was hast du dich um meine Angelegenheiten zu kümmern? Ich kann meine Leute bestrafen, wie es mir beliebt!«
Da hatte er nach den Gebräuchen jener Gegend allerdings recht. Aber danach gedachte ich mich nicht zu richten. Überdies hatte ich einmal angefangen und mußte durchgreifen. Darum antwortete ich:
»In meiner Gegenwart dulde ich keine solche Unmenschlichkeit. Und dich habe ich mit der Peitsche geschlagen, weil du die Höflichkeit verletzt hast, die du mir schuldig bist. Solche Beleidigungen beantwortete ich immer mit der Peitsche.«
»Was für ein großer Herr bist du eigentlich? Wie viele Roßschweife hat dir denn der Großherr geschenkt? Ich werde das gleich untersuchen lassen.«
Er drehte sich zu seinen Knechten um und sagte:
»Ich warne euch! Wehe, wenn ihr ihn fortlaßt! Ich komme gleich wieder!«
»Du willst den Kahya holen?« fragte ich.
»Ja. Ich übergebe dich den Händen des Richters. Er wird dir zeigen, was für schöne Wohnungen es im Gefängnis gibt.«
»Meinetwegen hole den Kahya! Ich warte mit Vergnügen auch ohne Wächter. Wenn ich gehen wollte, würde ich mich sowieso nicht von ihnen halten lassen. Aber ich werde bleiben, um dir zu

beweisen, daß du dich selbst auf dem Weg ins Gefängnis befindest.«
Der Handschi stapfte durch Schmutz und Kot zum Tor hinaus. Ich öffnete die Tür, hinter der das Mädchen verschwunden war, und sah einen Schuppen für Ackergerät und Werkzeug. Das Mädchen kauerte weinend auf einem Strohhaufen. Ich wollte sie ansprechen, wurde aber von hinten gepackt.
Als ich mich umdrehte, sah ich, daß die Frau mich zurückzuzerren versuchte. Sie schien zu fürchten, daß das Mädchen etwas ausplaudern könnte.
»Was hast du hier zu suchen?« fauchte die Wirtin. »Hinaus mit dir!«
»Scher dich hinaus!« schnauzte ich sie grimmig an.
Sie wich erschrocken zurück und rief:
»Ein richtiger Menschenfresser!«
»Ja«, antwortete ich, »ich habe schon eine Menge Männer und Frauen gefressen, aber du bist mir viel zu schmutzig!«
Sie war abgeschreckt und versuchte es nicht noch einmal, mich zu stören.
»Du siehst, daß ich dir helfen will«, begann ich mein Gespräch mit dem Mädchen. »Aber du mußt mir auch sagen, warum dein Herr dich so schrecklich bestraft hat.«
»Wenn ich es dir sage, wird er mich noch mehr schlagen lassen«, antwortete sie.
»Ich werde dafür sorgen, daß er es nicht tun kann. Wer war der Fremde, mit dem du gesprochen hast?«
»Er war ein Herr aus – aus – ich habe den Ort vergessen, den er nannte. Er übernachtete im Han.«
»Wie hieß er?«
»Er nannte sich Madi Arnaud und wollte wiederkommen.«
Das war der Name des Mannes, von dem Schimin erzählt hatte.
»Warum ist dein Herr so wütend? Was wirft er dir vor?«
»Er ist zornig wegen der Brieftasche, die ich entdeckt habe.«
»Sie gehört dem Fremden?«
»Ja. Madi Arnaud hatte sie verloren und suchte sie vergeblich. Ich fand sie in der Schlafstube des Herrn und wollte sie dem Fremden wiedergeben. Aber der Herr schloß mich ein, bis der Mann fort war. Als ich dann sagte, daß die Tasche ihm nicht gehöre, ließ er mich schlagen.«

»Also ist dein Herr ein Dieb. Was war in der Tasche?«
»Ich konnte nicht nachsehen, weil der Herr mich überraschte.«
»Weißt du, wo er sie gelassen hat?«
»Ja, ich habe aufgepaßt. Er hat sie der Frau gegeben, und die steckte sie hinter das Holz am Herd.«
Da hörte ich draußen eine quiekende Stimme fragen:
»Wo ist der Mörder?«
Ich ging hinaus und sah einen kleinen, spindeldürren Mann, der eine ungeheure Pelzmütze auf dem Kopf und riesige Bastschuhe an den Füßen trug. Gekleidet war er in eine scharlachrote Hose und Weste und in einen blauen Umhang mit kurzen Ärmeln. Dieses kaftanähnliche Oberkleid war zerrissen. Hose und Weste hatten keine Knöpfe mehr; sie wurden nur von einer Hanfschnur zusammengehalten.
Auf der Nase dieses Mannes saß eine riesige Hornbrille mit anderthalb Gläsern, und in den Händen trug er ein Tintenfaß, eine Gänsefeder und mehrere fettbefleckte Papierblätter.
»Da ist er«, sagte der Wirt und zeigte auf mich.
Das wunderliche Männchen war also der Kahya des Dorfes. Er machte auf mich den gleichen Eindruck wie die Abzeichen seiner Würde. Ich sah auf den ersten Blick, daß die Gänsefeder den Schnabel weit aufsperrte, und das Tintenfaß schien nur trostlos eingetrockneten schwarzen Schlamm zu enthalten.
»Also du bist der Mörder?« wandte sich der Kahya amtlich streng an mich.
»Nein.«
»Dieser Handschi behauptet es aber!«
»Wäre ich ein Mörder, dann müßte ich doch jemand ermordet haben!«
»Du hast morden wollen. Das genügt. Kommt alle in die Stube! Ich werde ein strenges Verhör anstellen, und der Schuldige soll nicht glauben, daß er dem Kreuzfeuer meiner Fragen entrinnen kann. Nehmt ihn in die Mitte!«
»Das verbitte ich mir!« fuhr ich auf. »Wir wissen noch nicht, wer der Schuldige ist. Ich gehe voran.«
In der Stube setzte ich mich zu meinem Schnapstopf. Das war der bequemste Sitz im ganzen Raum.
»Weg mit dir!« befahl der Kahya. »Das ist mein Platz.«
»Siehst du denn nicht, daß es meiner ist? Ich sitze ja schon!«

»Dann steh sofort auf!«
»Ich wüßte nicht, vor wem von euch ich aufstehen müßte.«
»Siehst du mich nicht? Wenn du nicht freiwillig gehorchst, werde ich dir deinen Platz mit Gewalt anweisen lassen!«
»Wer es wagt, mich anzurühren, dem werde ich diese sechs Schüsse in den Leib jagen!«
Ich hielt ihm den Revolver unter die Nase. Er sprang mit einem Satz zurück, der einem Kunstturner alle Ehre gemacht hätte.
»Dieser Mensch ist wirklich gefährlich!« sagte er. »Wir wollen ihn einstweilen sitzen lassen.«
Der Kahya suchte sich einen andern Platz, legte das Papier vor sich hin, stellte das Tintenfaß daneben, zog die Stirn wichtig in Falten, hielt die Feder gegen das Licht und untersuchte ihre Spitze.
Das Ergebnis dieser Untersuchung war der Befehl:
»Gebt mir ein Messer!«
Der Wirt brachte einen Dolch angeschleppt, mit dem man Holz hätte hacken können. Der Kahya schnitzte damit an dem Kiel herum, daß die Fetzen flogen.
Das Tintenfaß wurde vollgegossen. Der Kahya stampfte und rührte mit der Feder in dem Schlamm, der nur langsam weich wurde, so kräftig herum, als wollte er Teig anrühren.
Mir begann die Sache Spaß zu machen. Ich schob ihm meinen Topf hin und meinte:
»Das ist schwere Arbeit. Stärke dich!«
»Was ist drin?« erkundigte er sich.
»Zwetschgenbranntwein.«
Er nahm den Topf, sah hinein, roch daran und trank.
»Gebt mir Wasser!« befahl er dann.
»Willst du mehr?« fragte ich.
»Hast du Geld?«
»Ja. Ich bezahle.«
»Laß ihn voll machen. Wir trinken dann alle.«
Der Topf wurde gefüllt und ging von Mund zu Mund.
Als ich an die Reihe kommen sollte, meinte der Kahya:
»Das ist der Verbrecher, der bekommt nichts!«
Das paßte mir gut, obwohl ich den Knechten anmerkte, daß sie mir gern einen Schluck gegönnt hätten. Sie schienen überhaupt auf meiner Seite zu sein. Den letzten Schluck nahm der würdige Beamte. Dann rückte er die Brille fest und verkündete:

»Jetzt beginnt das Verhör! Du hast auf diesen Mann geschossen. Ist das richtig?«
»Nicht auf ihn, sondern auf seine Flinte.«
»Das ist gleich. Du hast geschossen und hast es eingestanden. Das Verhör ist zu Ende. Ich brauche gar nicht zu schreiben. Bezahle den Zwetschgenbranntwein, dann wirst du abgeführt.«
»Wohin?«
»Das wirst du schon merken. Jetzt hast du zu gehorchen, ohne zu fragen.«
»Schön! Aber wenn ich schon nicht fragen darf, verlange ich, daß du wenigstens ein paar Fragen stellst.«
»Was soll ich denn fragen? Ich bin fertig.«
»Ganz, wie du willst! Dann bin ich auch fertig und werde meinen Weg fortsetzen.«
»Das wirst du nicht tun, denn du bist mein Gefangener!«
»Wenn du schon einen Spaß machen willst, dann wenigstens einen guten. Ich möchte wissen, wer mich festhalten will! Du vielleicht?«
Er warf sich in die Brust und krähte: »Ja, ich!«
»Komm her und versuche es. Wenn ich dich zwischen meine Hände nehme, zerknicke ich dich wie ein Schilfrohr. Und wenn mich ein anderer halten will, schieße ich ihn nieder.«
»Habt ihr gehört?« rief der Kahya. »Wir werden ihn fesseln müssen!«
»Das ist nicht nötig. Ich tue euch nichts, denn ich weiß, daß ihr mir auch nichts tut. Du hast dein Verhör beendet, ohne zu fragen, wer ich bin. Mußt du nicht deinem Vorgesetzten meinen Namen nennen?«
»Ja. Wer bist du, und wie heißt du?«
»Ach, jetzt kannst du auf einmal fragen!«
»Ich wollte nur nicht anfangen, weil ich dich nicht unglücklich machen wollte. Denn wenn ich einmal ins Fragen komme, werden auch alle andern Verbrechen offenbar, die du begangen hast.«
»Frage in Allahs Namen weiter! Ich werde dir alle meine Sünden nennen, und du darfst sie aufschreiben. Kannst du das überhaupt?«
Diese Frage kam unerwartet. Erst nach einigem Nachdenken antwortete er:

»Wenn diese Tinte nicht zu dick wäre! Außerdem ist die Feder viel zu stumpf. Ich muß mir neue Tinte kochen. Ich höre, daß du ein Fremder bist?«
»Das bin ich.«
»Hast du denn eine Teskere für neun Piaster?«
Eine Teskere ist der gewöhnliche Paß, den jeder Reisende braucht. An jedem Ort muß er abgestempelt werden.
»Ja, ich habe eine«, antwortete ich.
»Zeig her!«
Kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, da sagte er:
»Da ist ja noch kein einziger Stempel drauf! Warum nicht?«
»Weil ich die Teskere noch niemand gezeigt habe.«
»Dann bist du ein Landstreicher, wie es keinen zweiten gibt. Deine Strafe wird immer schwerer!«
»Willst du nicht fragen, warum ich die Teskere noch nicht vorgezeigt habe?«
»Nun, warum nicht?« geruhte sich der Kahya zu erkundigen.
»Weil ich etwas anderes vorzeigen kann, nämlich das hier.«
Ich reichte ihm mein Buyuruldu. Der Kleine machte ein verlegenes Gesicht.
»Willst du das Siegel und die Unterschrift nicht grüßen?« fragte ich.
Er verneigte sich und sagte:
»Warum hast du dieses Buyuruldu nicht früher erwähnt?«
»Du warst mit dem Verhör zu schnell fertig. Übrigens hast du dich mit deinem Gruß nicht sehr angestrengt. Erhebe dich von deinem Sitz und ziehe deine Schuhe aus, denn ich werde dir noch einen andern Paß zeigen.«
»Allah! Hast du etwa einen Ferman?«
»Ja. Hier ist er!«
Ich entfaltete den großen Bogen. Der Ferman ist der höchste Paß. Er enthält oben zwischen kalligraphischen Schnörkeln die Titel des Padischah. Den Behörden wird darin alle mögliche Rücksicht auf die Wünsche des Reisenden befohlen. Auch sind allerlei für den Inhaber vorteilhafte Bestimmungen zu lesen, zum Beispiel zu welchem Preis er Pferde, Begleiter und Führer und anderes haben kann.
Der Ferman hatte die gewünschte Wirkung. Der Kahya war nicht wiederzuerkennen.

Auf altertümlichen Instrumenten begleitet der bulgarische Sänger seine Lieder.

»Ihr Leute, begrüßt die Würde, das Siegel und die Unterschrift des Beherrschers aller Gläubigen!« schrie er. »Von seinen Lippen fließt Wahrheit und Segen, und was er befiehlt, das muß geschehen an allen Orten der Erde.«

Die Verneigungen wollten kein Ende nehmen. Ich steckte die drei Pässe wieder in ihre Ledermappe und fragte den Kahya:

»Was wird der Padischah sagen, wenn ich ihm schreibe, daß ich hier beschimpft worden bin und daß du mich einen Mörder genannt hast?«

»Sei gnädig, Hoheit! Ich wußte es nicht anders.«

»Ich will dir verzeihen, obwohl es ein großer Fehler war, mich einen Verbrecher zu nennen, da ich doch gekommen bin, ein Verbrechen zu entdecken. Geh zum Herd und räume das Holz zur Seite! Du wirst dort etwas finden, was nicht in dieses Haus gehört.«

Der Kahya gehorchte sofort. Der Wirt konnte seinen Schreck nicht verbergen. Seine Frau hielt es für das allerbeste, zu verschwinden. Sie schlich zur Tür hinaus.

Der Kahya brachte wirklich die Brieftasche zum Vorschein und gab sie mir. Sie war alt und abgenützt. Als ich sie öffnete, sah ich, daß sie auch ein Notizbuch enthielt. Darin gab es eine Menge Bemerkungen und allerlei gereimtes und ungereimtes Zeug – in deutscher Sprache.

Der Inhalt des Notizbuches war wertlos. Ich suchte weiter und fand eine alte Karte mit zwei verschlungenen Händen, darunter die Worte: »Kein Tod kann uns trennen«; eine entwertete Fahrkarte dritter Klasse von St. Peter nach Nabresina; zwei Blätter aus einem Fremdwörterbuch; ein mit der Bürste durchgeklopftes Eichenblatt mit einer aufgemalten Rose und der Unterschrift: »So schön bist du!«; ein abgegriffenes Heftchen mit dem Titel: »Genaue Preisberechnung aller Skatspiele mit und ohne Farbengrund«; das Preisverzeichnis einer Budapester Weinhandlung und in Papier eingeschlagen achtzig Gulden österreichisches Papiergeld.

Wegen dieses Betrages schien der Handschi die sonst für ihn und auch für andere ganz wertlose Tasche zurückbehalten zu haben.

»Woher hast du dieses Dschizdan?« fragte ich ihn.

»Es gehört mir«, antwortete der Wirt.

»Wer hat diese Blätter beschrieben?«

»Ich.«

»Welche Sprache ist das denn?«

»Das ist – das ist . . .«

»Persisch, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ich will dir verraten, daß diese Schrift nur in Almanya geschrieben wird. Hier, lies vor, was auf dieser Seite steht!«

Er krümmte sich vor Verlegenheit wie ein Wurm.

»Ach, du kannst es nicht lesen? Dieses Dschizdan gehört einem Mann, der Madi Arnaud heißt. Ich werde dafür sorgen, daß er es

wiederbekommt. Du hast eine empfindliche Strafe verdient. Aber es soll auf dich ankommen, ob ich Gnade walten lasse. Gestehst du offen, daß du diese Brieftasche gestohlen hast, dann will ich dir die Strafe erlassen. Also rede jetzt! Gehört sie wirklich dir?«
Die Antwort fiel ihm schwer, aber der Ferman hatte auf ihn einen großen Eindruck gemacht. Er hielt mich jetzt für einen großen Herrn, den er fürchten mußte. Darum gab er endlich zögernd zu:
»Nein, sie gehört Madi Arnaud.«
»Weißt du, wohin er gereist ist?«
»Nach Ismilan.«
»Gut, sprechen wir nicht mehr darüber. Aber ich stelle die Bedingung, daß du jedem von uns einen solchen Topf voll Zwetschgenbranntwein schenkst. Sonst würdest du die Bastonade bekommen und viele Wochen eingesperrt werden. Willst du?«
»Ja«, knurrte er grimmig.
Da griff der kleine Kahya mit solchem Eifer nach meiner Hand, daß er das Tintenfaß umstieß.
»Effendi, deine Güte ist groß, deine Weisheit aber noch viel größer! Du bestrafst ihn und erweist uns eine Wohltat. Dein Andenken wird bei uns nie vergessen werden!«
»Dann zeigt, daß ihr meiner Güte würdig seid und trinkt.«
Die mißhandelte Magd war nicht in die Stube gekommen. Ich ging hinaus zu ihr. Sie saß noch immer auf dem Stroh. Ich teilte ihr mit, daß ihr Herr den Diebstahl eingestanden habe. Das machte sie nicht fröhlicher.
»Effendi, das werde ich büßen müssen!« sagte sie.
»Er weiß nicht, daß du es mir gesagt hast. Aber warum bleibst du bei ihm, wenn er ein so grausamer Herr ist?«
»Ich muß. Er hat mir dreißig Piaster Lohn vorausgezahlt. Ich brauchte das Geld für meine Mutter und kann erst zu einem andern Herrn gehen, wenn ich diesen Vorschuß abgedient habe.«
»Ich werde dir das Geld geben. Wirst du dann gleich einen anderen Dienst finden?«
»Sofort! Aber er wird mich doch nicht gleich gehen lassen.«
»Ich werde es ihm befehlen.«
»Effendi, wie soll ich dir danken?«
Ich gab ihr die kleine Summe und noch etwas darüber. Sie machte ein ganz anderes Gesicht als der Wirt, mit dem ich dann

an der Haustür zusammentraf. Er ging, um den Krug zu füllen, und sagte:
»Herr, es war nicht nötig, all diesen Leuten Zwetschgenbranntwein zu geben. Hätte der Kahya welchen bekommen, das hätte gereicht.«
»Meinst du? Ich will dir sagen, daß keiner von euch allen einen Para wert ist. Dein Zwetschgenbranntwein ist aber noch schlechter als du selbst. Wenn ihr ihn trinken müßt, ist das eine Strafe für euch. Ich werde mit Vergnügen an die Wirkung deines Fusels denken. Aber jetzt habe ich noch ein Wort mit dir zu reden, das deine Magd betrifft. Ich rate dir, sie zu entlassen.«
»Sie ist mir Geld schuldig.«
»Das wird sie bezahlen.«
»Hast du es ihr gegeben?«
»Ja.«
»Dann soll sie gehen. Ich will sie nicht mehr sehen, denn sie ist schuld an allem, was geschehen ist.«
»Du wirst ihr das drin vor allen Anwesenden mitteilen.«
»Das ist nicht nötig.«
»Ich halte es im Gegenteil für sehr nötig, denn ich traue dir nicht. Ich werde nicht eher von hier fortreiten, bis sie auch weggegangen ist.«
»Ich habe gesagt, daß sie gehen kann. Hältst du mich für einen Lügner?«
»Ja. Du bist ein Dieb und ein Grobian. Ich bin überzeugt, daß du auch lügen kannst!«
»Das sollte mir ein anderer sagen! Aber ich will es mir gefallen lassen. Mein Schaden ist zwar gewaltig, aber ich bin überzeugt, daß du mir die Flinte bezahlen wirst, die du mir verdorben hast.«
»Meinst du? Du bist doch armenischer Christ. Der, den du bestohlen hast, war auch Christ. Das macht deine Tat noch gemeiner. Ich will dir keine Predigt halten, sie wäre ja doch nutzlos. Aber eins sage ich dir: Ich bezahle weder dein Schießgewehr noch den Schnaps, den ich nicht getrunken habe. Für das Futter meines Pferdes bekommst du fünf Piaster. Hier sind sie. Damit sind wir fertig!«
Der Wirt nahm das Geld, ohne ein Wort zu sagen, und ging. Ich setzte mich auf einen Stein in der Nähe der Tür und wartete. Es

dauerte gar nicht lange, da kam die Magd mit einem kleinen Bündel in der Hand. Sie sagte mir, daß sie den Herrn bezahlt und dann ihren Laufpaß erhalten habe, und verabschiedete sich dankbar von mir.
Nun verließ auch ich den Ort, der mir fast gefährlich geworden wäre. Es hatte sich zuletzt niemand mehr um mich gekümmert. Die Männer waren mit dem Schnaps beschäftigt. Ich ritt ohne Gruß davon und dachte mit Vergnügen an die Möglichkeit, daß die Geister des Zwetschgenfusels meine Absicht verstehen könnten. So eine gemütliche Prügelei untereinander konnte den Bewohnern dieser traulichen Kneipe gar nichts schaden.
In Topoklu fand ich einen anderen Han, dessen Besitzer ein Türke war. Hier herrschte die Sauberkeit, außerdem gab es guten Kaffee. Weil dieses Gasthaus an der Straße lag, blieb ich da, um auf meine Gefährten zu warten.
Ich hatte geglaubt, daß sie Topoklu erst gegen Abend passieren würden, aber ich sah sie schon am Nachmittag vorüberreiten. Ich bezahlte meine Zeche und holte sie schnell ein. Sie wunderten sich, mich hier zu sehen, da ich ja die Absicht gehabt hatte, nach Palatza zu reiten. Als ich ihnen dann erzählte, was sich ereignet hatte, bedauerte es Halef sehr, nicht dabeigewesen zu sein.
Sie hatten nicht geschlafen und waren beim Morgengrauen aufgebrochen. Ihre Pferde waren von dem weiten Ritt müde. Bis Ismilan würden sie es aber noch aushalten. Dort sollte eine längere Rast für Menschen und Tiere eingelegt werden.
Als wir in Ismilan ankamen, fragten wir nach dem Kaffeehaus des Waffenschmieds Deselim. Wir erfuhren, daß es nicht nur Kaffeehaus, sondern auch ein Han war, und daß viele Reisende da übernachteten.
Es war nicht ungefährlich, im Hause des Mannes abzusteigen, der meinetwegen den Hals gebrochen hatte. Aber dieser Unglücksfall war ja hier noch nicht bekannt, und da Deselim der Schwager des Schut war, erwartete ich, daß unsere Flüchtlinge auch bei ihm eingekehrt waren. Vielleicht war da Wichtiges zu erfahren.
Das Haus hatte einen ziemlich großen Hof mit Stallungen und einem niedrigen Gebäude, in dem sich die für die Fremden bestimmten Schlafräume befanden. Es waren kleine Stuben mit primitiven Lagerstätten. Decken mußte sich jeder Reisende selbst mitbringen.

Während wir von den Pferden stiegen, kam ein finster dreinblickender Mann und fragte uns, ob wir übernachten wollten. Als ich bejahte, meinte er:
»Dann müßt ihr auf dem offenen Hof schlafen. Die Zimmer sind alle besetzt. Wir haben keinen Platz mehr.«
»Auch für solche Leute nicht?«
Bei dieser Frage deutete ich auf meine Koptscha. Ich war neugierig, ob uns das etwas nützen würde.
»Ah, ihr seid Brüder«, antwortete er schnell. »Das ist etwas anderes. Dann wird Platz gemacht. Aber ihr müßt zu zweit in einem Bett schlafen, da ich nur zwei Stuben frei machen kann.«
Wir waren damit einverstanden und folgten ihm in den Stall, um unsere Tiere gut unterzubringen. Während dieser Arbeit hörte ich aus der Ferne einen für diese Gegend ungewöhnlichen Gesang. Aber ich achtete nicht darauf. Dann schickte uns der Mann in die allgemeine Kaffeestube, wo wir erfuhren, daß wir frischen Pilaw mit Huhn bekommen könnten. Das wurde dankbar begrüßt.
Außer uns war kein Gast in der Stube. Der junge Mann, der uns bediente, schien das Sprechen für eine Sünde zu halten. Deshalb aßen wir schweigend und ungestört. Dann kam der Mürrische, der uns empfangen hatte, um uns nun unsere Schlafräume zu zeigen.
»Ihr habt die Koptscha«, sagte er, »und ich möchte gern mit euch reden. Aber jetzt habe ich keine Zeit, denn wir haben ein Gesangstheater im Garten.«
»Wer singt denn?« fragte ich.
»Ein fremder Sänger, der heute erst angekommen ist. Er kam, bestellte ein Zimmer, setzte sich in den Garten und sang. Da gingen alle Gäste hinaus. Er singt immerzu, und da sie ihn hören wollen, müssen wir ihnen den Tabak und den Kaffee in den Garten tragen. Das macht viel Arbeit.«
»Weißt du, woher der Sänger kommt und wie er heißt?«
»Er ist aus dem Lande Österreich und hat einen fremden Namen. Wir sollen ihn Madi Arnaud nennen, hat er gesagt. Wenn ihr nicht zu müde seid, könnt ihr auch in den Garten gehen. Aber verstehen werdet ihr nichts, denn er singt in einer fremden Sprache. Trotzdem klingt es sehr schön. Auf seiner Zither spielt er die Stimmen aller Vögel.«

Er führte uns über den Hof und öffnete zwei nebeneinanderliegende Türen des niedrigen Gebäudes. Aus dem Hof kam man direkt in die Schlafstuben. Er hatte Heu hineinschaffen lassen und Decken darüber gebreitet. Diese Aufmerksamkeit verdankten wir offensichtlich der Koptscha. Omar und Osko bekamen die eine Stube, Halef sollte mit mir in der andern schlafen.
Während wir uns mit unseren Prunkbetten beschäftigten, hörten wir die Töne einer Zither. Unser Schlafraum hatte gegenüber der Tür eine Fensteröffnung, die mit einem Laden verschlossen war. Mit Licht versorgte uns ein talggefüllter Napf, in dem ein Docht brannte.
Was wir hörten, war eine kunstgerechte Einleitung von acht Takten. Dann folgte zu meiner Überraschung in deutscher Sprache das Schnadahüpfel:

»s'Deandl hat Zahnerl
so weiß als wia Schnee,
san alle z'samm eing'setzt,
drum tan's ihr net weh.

s'Deandl hat si a goldene
Riegelhaub'n dahaust,
s'tragt aba a Perrück'n,
pfui Teufi, mir graust!«

Ich horchte auf. Mir kam eine Erinnerung. Sollte es möglich sein? Auch Halef horchte.
»Sihdi, weißt du, wer so sang?« fragte er.
»Nun, wer?«
»Der Mann in Dschidda, der mit bei Malek, dem Scheik der Ateïbeh, war und bei Hanneh, meinem Weib, der Krone der Töchter. Er trug einen mächtigen Säbel und hatte ein weißes Ding um den Hals, das du Vatermörder nanntest.«
»Ja, du hast recht. Dieser Mann sang genauso.«

»Mei Muatta hat's g'sagt
zu mein liab'n Papa,
daß mei Ahndl ohne mi
gar koa Großmutta war.«

Bei schlechten Wegeverhältnissen ist das Packtier in ganz Südeuropa auch heute noch Transportmittel.

Das hörten wir als nächste Strophe, und dann fuhr der Sänger fort:

»Die Köchinne bringa
die Gäns so gern um,
denn die gar groß' Verwandtschaft,
die war eahna z' dumm.«

Halef sprang auf.
»Sihdi, ich gehe hinaus. Ich muß sehen, ob es wirklich der Mann ist, der Hanneh kennt.«
»Ich begleite dich.«
Nicht weit von unserer Tür führte eine Pforte durch die Gartenmauer. Wir sahen auf einem Rasenplatz eine Anzahl Talglampen brennen, deren flackerndes Licht einen Halbkreis von Zuhörern beleuchtete. Ihnen gegenüber saß Martin Albani, unser Bekannter aus Dschidda. Ich erkannte ihn sofort. Er sah uns kommen, warf uns aber nur einen flüchtigen Blick zu und sang weiter:

»Und der Türk und der Ruß,
die zwoa geh'n mi nix o',
wann i nur mit der Gretl
koan Kriegshandel ho'!«

Langsam ging ich weiter, bis ich hinter ihm stand. Ich wollte ihn ebenso überraschen, wie seine Anwesenheit mich überrascht hatte. Ohne zu bemerken, daß ich hinter ihm stand, sang er nun:

»Wann drob'n auf dö Latschn
der Auerhahn balzt,
kriagt mei Diandl a Busserl,
des grad a so schnalzt.«

Ich sah, daß er in F-Dur griff, bückte mich zu ihm, nahm ihm die Zither aus der Hand und sang in der gleichen Tonart:

»Dös Diandl ist sauba
vom Fuaß bis zum Kopf,
nur am Hals hat's a Binkerl,
dös hoaßt ma an Kropf.«

Albani war aufgesprungen und starrte mich an.
»Was?« fragte er. »Auch ein Deutscher?«
»Ja. Grüß Gott, Herr Albani!«
»Sie kennen mich? Wunder über Wunder!«
»Und Sie mich nicht? Wollen wir nicht wieder einen Kamelritt machen? Wissen Sie noch?«
»Kamelritt? Den habe ich nur ein einziges Mal gewagt, und da – Bomben und Granaten, jetzt kommt mir der Verstand! Sie sind es? Da möchte man vor Freude gleich den Ofen einreißen, wenn es hier einen gäbe. Wie kommen Sie denn nach Ismilan?«
»Ich suche Sie.«
»Mich? Wieso? Wußten Sie denn, daß ich hier bin?«
»Ja. Sie kommen aus Tschirmen und wollen nach Melnik.«
»Wahrhaftig, er weiß es! Von wem haben Sie denn das erfahren?«
»Zuerst sprach ich mit dem Schmied Schimin in Koschikawak über Sie.«
»Ja, bei dem bin ich gewesen.«
»Das heißt, ich hatte keine Ahnung, daß der Schmied Sie meinte. Er sprach von einem Türki tschaghyrydschi, der bei ihm eingekehrt sei.«
»Türki tscha – tschi – tscho – tschu – wie war das Wort? Übersetzen Sie es mir lieber gleich.«
»Sänger.«
»Aha! Der Kuckuck soll dieses Türkische pfeifen! Ich finde mich da schwer zurecht.«
»Trotzdem reisen Sie hier?«
»Oh, ich kann mich schon verständlich machen. Geht es nicht mit Worten, dann geht es mit Gefuchtel und Grimassen. Das Gesichterschneiden ist ja eine Sprache, die jeder begreift. Aber setzen Sie sich und erzählen Sie mir, was . . .«
»Wollen Sie sich nicht umdrehen? Da steht einer, der Ihnen auch einen guten Abend wünschen möchte.«
»Wo? Da? Ah, das ist doch der Herr Hadschi Ha – Hi – Ho – mit dem langen Namen!«
Halef merkte, daß von seinem Namen die Rede war. Ernst und würdevoll sagte er:
»Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah.«

»Schon gut, schon gut! Diese Menge von Hadschis kann ich mir nicht merken. Lassen wir es bei dem einfachen Namen Halef. Also guten Abend, Herr Halef!«
Albani streckte ihm die Hand hin, und Halef ergriff sie, ohne ein Wort verstanden zu haben.
»Bitte, erinnern Sie sich, daß der Hadschi kein Deutscher ist«, sagte ich. »Er versteht Sie nicht.«
»Was spricht er denn?«
»Arabisch und Türkisch.«
»Gerade das sind meine Schattenseiten. Na, wir werden uns schon verständlich machen. Jetzt ist es aber aus mit der Singerei. Jetzt wird erzählt!«
Die Zuhörer hatten gemerkt, daß hier eine unerwartete Begegnung stattfand. Mißvergnügt sahen sie, daß die Zither weggelegt wurde. Der Triestiner verzichtete auf das Glück, sich von ihnen bewundern zu lassen.
Er zog mich zu sich nieder und bat:
»Jetzt erzählen Sie mir, was Sie seit damals erlebt haben!«
»Das würde mehrere Abende füllen«, meinte ich. »Verraten Sie mir zunächst, wie es Ihnen ergangen ist.«
»Gut und schlecht. Ich habe alles mögliche versucht, teils mit Glück, teils mit Unglück. Jetzt treibe ich mich hier herum, um zu sehen, welche geschäftlichen Möglichkeiten dieses Land bietet.«
»Wohin wollen Sie von hier aus?«
»Zum Jahrmarkt in Melnik.«
»Ich auch.«
»Das ist herrlich. Wollen wir zusammen reisen?«
»Ja, vorausgesetzt, daß Sie gut beritten sind. Ich habe es eilig.«
»Ich bin sogar sehr gut beritten. In dieser Beziehung gibt es keine Bedenken.«
»Ich hoffe, Sie reiten besser als damals auf dem Kamel, das wir für Sie in Dschidda borgten.«
»Keine Sorge! Ich reite wie ein Indianer.«
»Haben Sie ein eigenes Pferd?«
»Nein.«
»O weh! Also geborgt?« erkundigte ich mich.
»Ja. Ich habe zwei Maultiere, eins für mich und eins für die Waren. Der Besitzer der Tiere reitet auf einem dritten als Führer und Treiber.«

»Wieviel zahlen Sie?«
»Zehn Piaster pro Tier und Tag, natürlich nur für meine beiden Maultiere.«
»Ja, das ist der hier übliche Preis für Fremde, die die Verhältnisse nicht kennen und deshalb leicht zu übervorteilen sind.«
»Wieso? Zahle ich zuviel?«
»Ja. Ein Einheimischer zahlt nur die Hälfte.«
»Ah! Warte, du Halunke! Von jetzt ab bekommst du nur noch fünf Piaster pro Tier.«
»Seien Sie nicht voreilig! Was für einen Paß haben Sie?«
»Eine Teskere.«
»Also keine Empfehlung für die Beamten? Da dürfen Sie nicht allzu laut auftreten. Wo haben Sie die Tiere und den Führer gemietet?«
»In Mastanly.«
»Also zahlen Sie ihm den bisherigen Preis weiter, bis Sie bei einem andern Verleiher mieten. Mit dem werde ich handeln.«
»Schön! Bin Ihnen sehr verbunden! Wie weit haben wir von hier noch bis Melnik?«
»Ungefähr fünfundzwanzig türkische Aghatsch oder hundertzwanzig Kilometer Luftlinie gerechnet.«
»Das wären drei Tagreisen. Aber weil wir nicht geradeaus reiten können, brauchen wir länger.«
»Auf meinem Rappen würde ich in nicht ganz zwei Tagen dort sein. Maultiere sind oft sehr störrisch. Wie betragen sich Ihre Tiere?«
»Oh, sehr gut!«
Albani sagte das so gedehnt, daß ich vermutete, er verheimliche mir die Wahrheit, um mich nicht auf den Gedanken kommen zu lassen, auf seine Begleitung zu verzichten.
»Hören Sie, lieber Albani, Sie flunkern wohl ein bißchen?« fragte ich.
»O nein, gar nicht!«
»Haben Ihre Mietmaultiere wirklich keine Fehler?«
»Das eine, das ich reite, hat einen ganz kleinen Klaps«, gab der Sänger zögernd zu. »Es hat die Angewohnheit, sich manchmal auf die Vorderbeine zu stellen und mit den hinteren Beinen in der Luft herumzufuchteln. Und das Packtier läuft nicht immer so, wie man will. Es bleibt oft stehen, um sich die Gegend mit Ver-

ständnis zu betrachten. Außerdem legt es sich dann und wann nieder, um Denkübungen abzuhalten, und sonderbarerweise immer im tiefsten Schlamm. Aber das schadet nichts, denn es holt das Versäumte stets wieder ein. Wenn es ihm nämlich dann wieder in den Sinn kommt, daß eine kleine Bewegung für die Gesundheit eigentlich von Vorteil sei, rennt es wie eine Eilzugslokomotive. Dann wiehert es vor Vergnügen, wenn es sieht, daß wir zurücklaufen müssen, um die Sachen aufzulesen, die es verloren hat. Es will eben jedes Tierchen seine Pläsierchen haben. Ich bin menschlich genug, es ihm zu gönnen.«

»Danke bestens! Das größte Pläsierchen eines solchen Tierchens muß sein, seinem Herrn zu gehorchen.«

»Urteilen Sie nicht zu streng! Widerspruch gibt es überall. Übrigens sind das die einzigen Fehler meiner Maultiere.«

»Es kommt mir so vor, als habe Ihr Führer für sich das beste Tier ausgewählt!«

»Das ist wahr. Aber ich kann es ihm nicht verdenken. Jeder ist sich selbst der Nächste.«

»Das sind edle Grundsätze, nach denen aber Sie selbst sich auch der Nächste wären. Ich bin neugierig, wie Sie mit solchen Tieren über die schwierigen Strecken kommen, die vor uns liegen. Wohin wollen Sie von Melnik aus?«

»Das ist noch unbestimmt. Entweder reise ich südwärts nach Saloniki oder nach Westen bis an das Adriatische Meer, um von dort aus zur See nach Triest zurückzukehren.«

»Ich rate Ihnen zu Saloniki.«

»Warum?«

»Weil es ungefährlicher ist.«

»Halten Sie denn die Menschheit hier für böse?«

»Für böse gerade nicht. Aber die Leute, die zwischen hier und der Adria wohnen, haben eigentümliche Gewohnheiten. Sie lieben die Gütergemeinschaft, das heißt nur dann, wenn ein anderer etwas hat. Und sodann pflegen sie oftmals allerlei Schieß- und Stechübungen zu veranstalten und zwar nach Möglichkeit mit irgendeinem lebenden Wesen als Ziel.«

»Das ist unangenehm«, meinte Albani.

»Sie haben Waren bei sich, vielleicht auch Geld. Das ist verführerisch für Menschen von solchen Anschauungen. Es könnte leicht sein, daß man sich Ihre Sachen auf Lebenszeit von Ihnen

borgt. Oder es könnte sich ereignen, daß Sie bei Ihrer Einschiffung feststellen, man habe Sie da oben in den Bergen erschossen und in irgendeiner wilden Schlucht eingescharrt.«
»Für solche Hinweise bedanke ich mich. Ich habe mir die Sache gar nicht so vorgestellt. Bis jetzt ist mir weiter nichts passiert, als daß ich in Adatschali kräftig verprügelt wurde und daß mir meine Brieftasche verlorenging. Dieser Verlust ist allerdings nur meiner Nachlässigkeit zuzuschreiben. Die Bevölkerung ist nicht schuld daran.«
»Vielleicht doch.«
»Kann ein anderer schuld sein, wenn ich etwas verliere?«
»Nein, vorausgesetzt, Sie haben es wirklich verloren.«
»Meinen Sie, daß man mir die Brieftasche gestohlen hat?«
»Möglich. Sonst hätte der Finder sie Ihnen doch zurückgeben können.«
»Kannte er mich denn? Ich weiß nicht einmal, wo sie mir abhanden gekommen ist.«
»Hoffentlich ist der Verlust nicht so bedeutend?«
»Nein. Achtzig österreichische Papiergulden. Das wäre nicht so schlimm. Aber ich hatte auch einige liebe Andenken drin, die ich schmerzlich vermisse.«
»Was war das?«
»Verschiedenes, was Sie doch nicht interessiert.«
»Aha! ›Kein Tod kann uns trennen‹!«
»Wie? Was sagen Sie?«
»›So schön bist du‹!«
»Ich verstehe Sie nicht!«
»›Genaue Preisberechnung aller Skatspiele.‹ Das ist bestimmt ein wertvolles Andenken an ein verspieltes Eichelsolo mit sieben Trümpfen und drei blanken Zehnern.«
»Was sagen Sie da? Ich glaube, Sie wissen, was in meiner Tasche war!«
»So ziemlich.«
»Woher denn?«
»Ich hatte das Vergnügen, mich mit einer hübschen jungen Dame über Sie zu unterhalten.«
»Hübsch? Jung? Wo denn?«
»Sie scheinen viele solche Damen zu kennen?«
»Eine ganze Menge.«

»Ach so. Sie reisen ja, um sich eine Frau zu suchen.«
»Jetzt weiß ich, wen Sie meinen! Die Magd der Wirtin mit dem Sauermilchkübel in ...«
»Hat sie auch bei Ihnen saure Milch gerührt?«
»Von früh bis abends. Das scheint ihre Leidenschaft zu sein.«
»Jeder hat seine Schwächen. Der Handschi hatte ja auch eine.«
»Welche? Die Grobheit?«
»Nein, das war nur Angewohnheit. Seine Schwäche war es, gefundene Gegenstände nicht zurückzugeben.«
»Hat er etwas gefunden?«
Ich zog die Brieftasche heraus und gab sie ihm.
»Meine Brieftasche!« sagte er erstaunt. »Die hat der Wirt gefunden?«
»Ja, und zwar noch während Ihrer Anwesenheit.«
»Der Spitzbube! Wie kommt es aber, daß er sie Ihnen gegeben hat, nachdem er mir den Fund verheimlicht hatte?«
»Ich zwang ihn dazu. Die Magd verriet mir, daß er Ihre Brieftasche versteckt hatte.«
Ich erzählte ihm das Erlebnis ausführlich. Er öffnete die Tasche und fand, daß nichts von dem Inhalt fehlte.
»Sie haben sich meinetwegen in eine Gefahr begeben«, sagte er.
»Ich danke Ihnen.«
»Ihretwegen? Durchaus nicht. Als ich mich der Magd annahm, ahnte ich noch nicht, daß Sie dagewesen waren.«
»Das arme Mädchen! Eingesperrt hatte er sie! Und ich habe in allen Winkeln nach ihr gesucht, ohne sie zu finden.«
»Sie wollten von ihr Abschied nehmen?«
»Natürlich. Ich bin ein großer Freund vom Abschiednehmen und überhaupt von rührenden Begebenheiten. Haben Sie sich nicht gewundert, als Sie in dem Buch deutsche Schrift fanden?«
»Ich war überrascht. Aber jetzt möchte ich zu Bett gehen. Ich muß morgen sehr früh aufbrechen.«
»Schlafen gehen? Ausgeschlossen. Sie müssen noch erzählen, wie es Ihnen in der langen Zeit ergangen ist.«
»Das ist zuviel für heute abend. Übrigens reisen wir ja zusammen, und da haben wir Zeit für solche Sachen.«
»Wo schlafen Sie?«
»Da durch die Pforte hinter der ersten Tür.«
»Und ich hinter der dritten.«

»Dann sind wir Nachbarn, denn zwei von meinen Begleitern wohnen neben Ihnen. Gute Nacht!«
»Gute Nacht!«
Ich ging mit Halef in den Stall, um nach den Pferden zu sehen. Sie waren gut versorgt. Ich sagte Rih die gewohnte Sure ins Ohr und wollte dann mein Lager aufsuchen. Aber wir stießen im Hof auf den finstern Mann, der uns empfangen hatte. Er blieb bei uns stehen und sagte:
»Effendi, die Gäste sind gegangen, weil der Gesang aufgehört hat. Jetzt habe ich Zeit, mit dir zu sprechen. Willst du mich begleiten?«
»Gern. Mein Freund wird auch mitgehen.«
»Er hat die Koptscha und ist mir willkommen.«
Der Mann führte uns in das Vorderhaus und dann in eine kleine Stube, in der wir uns auf den an den Wänden liegenden Kissen niederließen. Er brachte Kaffee in zierlichen Täßchen und Pfeifen aus kostbarem Material. Das machte den Eindruck von Wohlhabenheit. Als die Pfeifen in Brand gesteckt waren, ließ er sich bei uns nieder und begann:
»Ihr habt das Zeichen. Ich habe euch also nicht nach den Pässen gefragt. Aber nennt mir wenigstens eure Namen.«
»Mein Freund heißt Hadschi Halef Omar, und ich werde Kara Effendi genannt.«
»Woher kommt ihr?«
»Aus Edirne. Wir haben dringend mit drei Männern zu sprechen, die wahrscheinlich hier eingekehrt sind.«
»Wie heißen sie?«
»Du wirst Manach Al-Barscha kennen. Ihn und seine beiden Begleiter meine ich.«
Er musterte uns mit scharfem Blick.
»Ich hoffe, daß ihr Freunde seid!« meinte er.
»Würden wir zu dir kommen, wenn wir Feinde wären?«
»Du hast recht.«
»Oder hätten wir die Koptscha?«
»Nein. Deine hättest du am allerwenigsten. Ich kenne sie genau.«
Das klang gefährlich. Ich ließ mir aber keine Verlegenheit anmerken und fragte:
»Woher kennst du sie?«

»Sie sieht etwas anders aus als die gewöhnlichen. Es ist die Koptscha eines Anführers. Sie war Eigentum meines Bruders Deselim.«
»Du bist der Bruder des Wirts?«
»Ja.«
»Das trifft sich gut. Ich habe die Koptscha von ihm.«
»Dann bist du ebenfalls ein Anführer und hast mit ihm getauscht. Freunde tauschen die Koptschas. Wo hast du ihn getroffen?«
»Bei Kabatsch im Wald, in der Hütte des Bettlers Saban.«
»Er wollte doch gar nicht dorthin!«
»Nein, er wollte zu dem Bäcker und Färber Boschak in Dschnibaschlü. Dort war ich zu Gast.«
»Und wo ist mein Bruder jetzt?«
»Noch in Kabatsch.«
»Darf ich wissen, wer und was du eigentlich bist? Es gibt viele und verschiedene Effendis.«
»Ich will dir nur ein Wort sagen. Dann wirst du wissen, wie du mich zu beurteilen hast, und zwar das Wort Usta.«
Das war nur ein Versuch, aber er gelang vollständig. Der Mann machte eine freudig überraschte Geste.
»Ja, das genügt«, sagte er. »Ich will weiter nichts wissen. Womit kann ich dir dienen?«
»Sag mir zunächst, ob Manach Al-Barscha bei dir eingekehrt ist.«
»Er war da mit anderen Männern.«
»Wann?«
»Er blieb eine Nacht hier und ist gestern um die Mittagszeit wieder aufgebrochen.«
»Dann ist er sehr scharf geritten. Weißt du vielleicht, wo Manach Al-Barscha in Melnik zu finden ist?«
»Er hat uns darüber unterrichtet, weil mein Bruder auch nach Melnik will. Manach Al-Barscha steigt bei einem reichen Fruchthändler ab, der Glawa heißt. Jedes Kind weiß, wo Glawa wohnt.«
»Hat Manach Al-Barscha nach dem Schut gefragt?«
»Ja. Er will zu ihm.«
»Ich auch.«
»Dann könnt ihr ja zusammen reiten.«

»Das ist möglich. Aber Allahs Wege sind wunderbar, und die Ereignisse kommen oft nicht so, wie wir es denken. Vielleicht reist Manach Al-Barscha ab, bevor ich ihn erreicht habe. Deshalb wäre es mir lieb, zu wissen, wo ich den Schut finde.«
»Das will ich dir sagen. Wenn du von Melnik nach Istib reitest und auf dieser Straße Radowitsch erreichst, mußt du von diesem Ort aus nordwärts reiten und kommst nach Shiganzy. Es liegt zwischen den Wassern der Bregalnitza und der Sletowska. Dort wohnt der Fleischer Tschurak. Frage ihn nach der Schluchthütte. Er wird dir Antwort geben. Und kommst du dann zu dieser Hütte, dann wirst du alles über den Schut erfahren, was du wissen willst und was ich dir nicht sagen kann.«
Ich ließ mir nicht anmerken, wie wichtig mir dieser Hinweis war, und sprach seelenruhig weiter:
»Ich dachte, ich würde den Pferdehändler Mosklan in Palitza treffen, aber er war nicht dort.«
»Du kennst Mosklan auch?«
»Ich kenne alle diese Leute. Er ist ein Bote des Schut.«
»Das weißt du? Effendi, ich sehe, daß du ein hervorragendes Mitglied des Bundes bist. Du gibst uns die große Ehre, bei uns einzukehren. Befiehl über mich nach deinem Belieben. Ich bin zu jedem Dienst bereit.«
»Ich danke dir! Ich brauche nichts als die Auskunft, die du mir gegeben hast. Nun wollen wir zur Ruhe gehen.«
»Wann wirst du uns verlassen?«
»Morgen früh bei Tagesanbruch. Du brauchst uns aber nicht zu wecken.«
Nach einem freundlich herablassenden Gruß gingen wir hinaus.
»Sihdi«, sagte Halef unterwegs leise, »da haben wir ja alles erfahren, was wir wissen wollten. Er hielt dich für einen großen Spitzbuben und mich für deinen Freund und Verbündeten. Es gibt Menschen, die anstatt des Gehirns Eierkuchen im Kopf haben. Wüßte er, daß sein Bruder den Hals gebrochen hat und daß du Mosklan die Zähne zerschlagen hast, dann würde er uns wahrscheinlich keine so glückliche Nacht gewünscht haben.«
»Wir wollen uns nicht zu früh freuen, Halef. Wäre es nicht möglich, daß auf irgendeine Weise noch während der Nacht hier bekannt wird, was geschehen ist?«

»Fi aman Allah – Gott schütze uns! Dieser Kerl würde uns erwürgen.«
»Wir müssen also trotz allem auf der Hut sein. Warten wir ab, ob wir aus diesem Hyänenloch glücklich wieder herauskommen!«
Mein Schlaf war trotzdem gut und fest. Ich erwachte erst, als ich draußen die laute Stimme Albanis hörte, der Schnadahüpfeln sang. Er war ein leichtlebiger, unvorsichtiger Mensch und hat leider nicht mehr lange gejodelt. Von dieser Reise ist er noch glücklich zurückgekommen, fand aber kurze Zeit später beim Baden im Meer den Tod.
Als ich in den Hof hinausging, verhandelte er eben mit dem Bruder des Wirts wegen der Bezahlung. Die Zeche schien ihm viel zu hoch zu sein, aber er mußte sie in voller Höhe bezahlen. Es war wirklich zu viel, was man von ihm verlangte. Ich machte dem Wirt deswegen Vorwürfe, aber er erklärte mir leise:
»Was willst du denn? Wenn ich mehr als gewöhnlich verlange, dann kommt das auch dir zugute. Er ist ein Ungläuber und muß für die mitbezahlen, die die Koptscha haben, denn von denen nehme ich kein Geld.«
»Von mir also auch nicht?«
»Nein. Du und deine Begleiter, ihr seid meine Gäste und braucht nichts zu bezahlen.«
Das gefiel mir nicht besonders, weil man sich von Feinden nicht gerne freihalten und einladen läßt. Aber ich konnte aus Vorsicht nichts dagegen unternehmen.
Ich ging mit Halef, Osko und Omar in die Gaststube, wo wir Kaffee tranken. Dann wurde gesattelt. Nachdem wir Abschied genommen hatten, brachen wir auf.

8 *Krach im Taubenschlag*

Wir ritten an der Arda entlang. Der Führer Albanis hatte das beste Maultier für sich ausgesucht und saß in einem guten türkischen Sattel, wie ich auf den ersten Blick feststellte. Albani hatte er ein widerspenstiges Tier gegeben und einen Sattel, der mich zum Lachen brachte. Einen Packsattel hätte ich mir noch gefallen lassen, aber mein Landsmann hockte auf einem scharfkantigen Holzgestell. Es war so breit, daß die Füße des Reiters links und rechts weit vom Maultier abstanden. Das mußte dem Reiter empfindlich weh tun, wenn er es nicht vorzog, die Knie bis zum Sitz heraufzunehmen. Riemen und Steigbügel gab es nicht. An ihrer Stelle hing zu beiden Seiten des Martergestells je ein Strick herab, der in mehrere Fußschlingen geknotet war. Diese Vorrichtung zeichnete sich mehr durch ihre Billigkeit als durch ihre Zuverlässigkeit aus.

Wir hatten die Stadt noch nicht weit hinter uns, da kam uns ein Mann mit einem Hund entgegen. Der Köter bellte uns an. Sofort ging Albanis Tier mit den Hinterbeinen in die Luft. Das Tierchen hatte offensichtlich Übung in dieser Sportart und führte sie künstlerisch und geschmackvoll aus.

»Ah, eh, oh!« rief der Reiter. »Fängst du schon wieder an, du Bestie?«

Albani versuchte sich zu halten, brachte es aber nicht fertig. Er rutschte über den Kopf des Tieres herab und saß auf dem Erdboden, bevor die Hinterhufe wieder unten angekommen waren. Albani sprang auf und schlug das Maultier mit der Faust zwischen die Ohren. Dem Besitzer gefiel das gar nicht!

»Warum schlägst du es? Gehört es dir oder mir? Hast du das Recht, ein fremdes Tier zu quälen?«

»Hat dieses Tier das Recht, einen fremden Menschen abzuwerfen?« knurrte Albani.

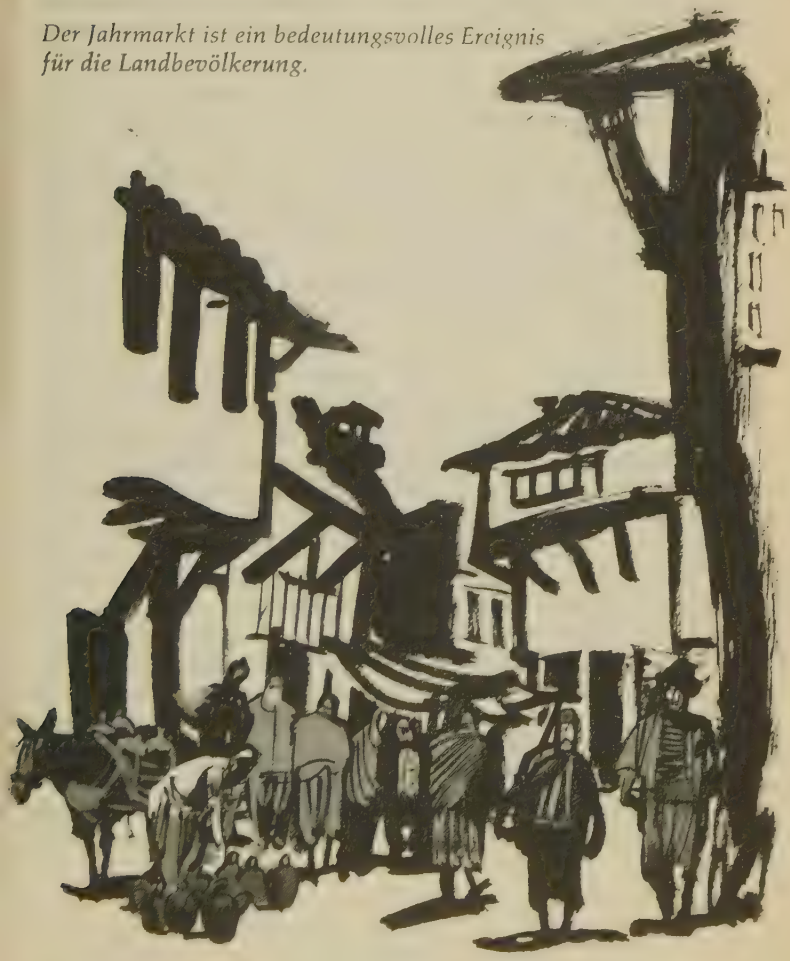
»Abzuwerfen? Hat es dich etwa abgeworfen? Es hat dich langsam und fein säuberlich abrutschen lassen, damit dir nichts passiert. Du bist ihm also Dank schuldig. Statt dessen schlägst du es auch noch!«

»Ich habe es gemietet, um zu reiten, nicht um abzurutschen. Es

muß mir gehorchen. Ich bezahle es. Wenn es nicht gehorcht bekommt es Prügel.«
»Oho! Wenn du es noch einmal schlägst reite ich zurück und lasse dich auf der Straße sitzen. Steig wieder auf!«
Albani krabbelte auf den Rücken des Maultieres. Aber nun wollte das liebe Viehzeug nicht mehr weiter. Es wich nicht von der Stelle. Der Reiter schimpfte und wetterte. Das Tier schien sich darüber lustig zu machen. Es drehte den Schwanz und wedelte mit den Ohren, wich aber nicht von der Stelle. Albani traute sich nicht, es wieder zu schlagen. Er forderte den Besitzer auf sein Tier in Bewegung zu bringen aber der antwortete gleichmütig:
»Laß ihm nur seinen Willen. Es will stehen bleiben also soll es stehen. Es wird schon selbst wieder an das Laufen denken. Wir reiten einstweilen weiter.«
Dabei blieb es. An der nächsten Wegbiegung sah ich mich um. Dort stand das halsstarrige Geschöpf immer noch und wedelte mit den Ohren. Kaum hatten wir die Kurve hinter uns und waren nicht mehr zu sehen da setzte es sich in Bewegung und zwar in einem solchen Galopp daß das Sattelgestell auf dem Albani auf und nieder flog, in allen Fugen krachte. Und da das Tier nun einmal im Laufen war blieb es auch nicht mehr stehen, sondern es rannte an uns vorüber, immer weiter fort.
Das wirkte ansteckend. Das Packtier, das der Besitzer am Leitzügel führte, riß sich plötzlich los und lief hinter dem Ausreißer her. Wir jagten ihm nach, mußten aber bald wieder halten, um die Gegenstände aufzulesen, die vom Packsattel heruntergeschleudert worden waren. Als wir Albani erreichten saß er wieder auf der Erde und rieb sich die Körpergegend die eigentlich in den Sattel aber nicht auf den Erdboden gehörte. Die beiden Tiere standen dabei, schwangen die Schwänze, wirbelten die Ohren und fletschten die Zähne. Es kam mir wie ein höhnisches schadenfrohes Lächeln vor.
Die abgeworfenen Sachen wurden wieder befestigt. Albani stieg auf, es ging weiter. Aber noch keine halbe Stunde war vergangen, da blieb das liebe Tierchen wieder stehen und wollte nicht von der Stelle.
»Es wird nachkommen. Reiten wir weiter« meinte der Herr und Gebieter der Maultiere.

Ich hatte bis jetzt geschwiegen.
»Du möchtest wohl, daß das Packtier wieder durchgeht? Wenn das heute noch ein paarmal passiert, werden wir weit kommen. Er soll die Peitsche nehmen!«
»Das erlaube ich nicht.«
»So? Was hat dieser Fremde gesagt, als er die Tiere mietete?«
»Er hat zwei Pferde oder Maultiere verlangt, eins zum Reiten und das andere für das Gepäck.«

Der Jahrmarkt ist ein bedeutungsvolles Ereignis für die Landbevölkerung.



»Schön! Er hat also nicht ausdrücklich das Tier verlangt, das du ihm gegeben hast?«
»Nein.«
»Dann steig sofort ab und tausch mit ihm!«
Er machte ein verwundertes Gesicht und schien meinen Vorschlag für ganz unbegreiflich zu halten.
»Wie meinst du das? Ich soll ihm dieses Tier geben? Das ist doch mein Reittier! Ich reite niemals auf einem andern.«
»Also wirst du heute eine Ausnahme machen. Der Fremde hat ein Tier für das Gepäck und eins zum Reiten verlangt. Zum Reiten gehört auch ein Reitsattel. Es gibt aber bei dir nur einen, und den hast du für dich behalten. Wer ein Reittier bezahlt, muß es auch bekommen. Deshalb mußt du mit ihm tauschen.«
»Das fällt mir nicht ein!«
»Aber mir fällt es ein!« antwortete ich mit erhobener Stimme. »Ich habe den Ferman des Großherrn. Der Fremde ist mein Begleiter und steht unter meinem Schutz, also auch unter dem des Padischah. Wenn ich dir einen Befehl gebe, hast du zu gehorchen. Also heraus aus dem Sattel!«
»Er hat zwei Tiere verlangt, und die hat er auch bekommen. Ich lasse mir nichts befehlen!«
»Halef!«
Der kleine Hadschi hatte schon mit der Hand am Peitschenstiel auf diese Aufforderung gewartet. Kaum war das Wort ausgesprochen, da sauste die Nilpferdpeitsche dem Ungehorsamen auf den Rücken, und zwar so gewaltig, daß er laut schreiend aus dem Sattel sprang. Er hatte nun nichts mehr gegen den »Umzug« einzuwenden.
Albani war durchaus einverstanden mit der Veränderung. Er hatte den Vorteil, aber leider wir andern nicht, denn bis wir den nächsten Ort erreichten, war das eine Maultier zweimal mit seinem Herrn und das andere noch einmal mit dem Gepäck durchgegangen. Zum Glück fanden wir dort einen Pferdebesitzer, der uns aus der Verlegenheit half. Der andere wurde ausbezahlt. Als wir fortritten, rief er uns noch Drohungen nach, aus denen wir uns aber nichts machten.
Hätten wir die gerade Richtung nach Melnik beibehalten, dann wäre uns nichts anderes übriggeblieben, als eine Menge Höhenzüge und Quertäler zu kreuzen. Da der gerade Weg nicht immer

der bequemere ist, bogen wir nach Norden ab. Um die Mittagszeit machten wir in Nastan halt. Am Abend waren wir in Kara Bulak und übernachteten dort. Dann wandten wir uns wieder nach Südwesten in Richtung auf Nevrekup.
Gegen Mittag ritten wir auf einer Hochebene, die steil zum Tal der Dospad Dere abfiel. Es gab keinen richtigen Weg, und es fiel uns schwer, uns durch das dichte Gebüsch vorwärts zu drängen.
Als wir an einer Buschgruppe vorbeikamen, sprang Rih plötzlich zur Seite, was ich von ihm gar nicht gewohnt war. Ich ließ ihm den Willen, und er schnaubte auffallend, wobei er den Kopf zum Gebüsch drehte.
»Sihdi, da steckt jemand drin«, sagte Halef. Er war schon vom Pferd gestiegen und schob sich in das Gesträuch. Ich hörte einen lauten Ausruf. Er kehrte zurück und sagte:
»Komm, Sihdi! Da liegt eine Leiche.«
Ich folgte ihm mit den andern. Wir fanden ein kleines, freies Plätzchen, rings von dichten Sträuchern umgeben. Hier lag die Leiche einer Frau, und zwar in knieender Stellung, mit der Stirn an ein eigentümliches Bauwerk geneigt. Jemand hatte eine Menge Steine so aufgeschichtet, daß sie eine Art Altar bildeten. In einer Nische stand ein kleines hölzernes Kruzifix.
»Eine Christin!« meinte Halef.
Er hatte recht. Wahrscheinlich hatte die Frau das verborgene Heiligtum im Wald unter vielen Mühen errichtet, denn Steine waren hier selten. Sie hatte Opfer und Anstrengungen auf sich genommen, um ungestört ihrem Gott dienen zu können.
Eine Weile standen wir schweigend und ergriffen da, dann kniete ich nieder, um zu beten.
Die Frau war ungefähr dreißig Jahre alt. Das edle, fein geschnittene Gesicht war hager. Die Hände lagen gefaltet ineinander und hielten einen Rosenkranz. Am kleinen Finger der rechten Hand steckte ein goldener Reif mit einem Amethyst, aber ohne eingravierte Zeichen. Die Frau war wie eine Türkin gekleidet. Sie hatte vor dem Bild des Gekreuzigten das Gesicht entblößt. Der Gesichtsschleier lag neben ihr. Der Todesengel hatte sie wohl mit sanfter Hand berührt, denn ihre Gesichtszüge waren friedlich und auch im Tod noch schön.
»Was wirst du tun?« fragte Halef.

»Wir müssen die Angehörigen der Toten finden. Sie wohnen bestimmt in dieser Gegend, denn eine Frau pflegt sich nicht weit von ihrer Wohnung zu entfernen. Wir müssen in der Nähe von Barutin sein. Kommt! Wir lassen die Tote erst einmal hier.«
Wir stiegen wieder auf und ritten weiter.
Die Höhe senkte sich jetzt steiler abwärts, und die Büsche schoben sich auseinander. Bald entdeckten wir ein turmartiges Gebäude, in dessen Nähe mehrere kleine Häuser standen. Da sagte der Pferdebesitzer:
»Das muß der Karaul des Yüsbaschi (Hauptmann) sein.«
Karaule sind Wachttürme, gewöhnlich mit Militär besetzt, zum Schutz der Straße und Gegend. Sie stammen aus früheren Zeiten, haben aber ihre Bedeutung noch nicht verloren.
Der Turm stand hoch oben. Unten führte ein Weg zu einem Ort, den wir in der Ferne sahen.
»Das ist Barutin«, sagte unser Begleiter. »Ich bin noch nie in dieser Gegend gewesen, habe aber von diesem Karaul gehört. Hier wohnt ein Hauptmann, der in Ungnade gefallen ist. Er lebt wie ein Einsiedler und ist ein Menschenfeind, aber seine Frau soll eine Freundin der Armen und Unglücklichen sein.«
»Reiten wir hin!«
Als wir beim Turm ankamen, trat aus der Tür ein alter Mann auf uns zu, dem man den ehemaligen Soldaten ansah. Noch nie hatte ich einen so dichten und langen Schnurrbart gesehen, wie er ihn trug.
»Zu wem wollt ihr?« fragte er unfreundlich.
»Ich höre, daß hier ein Offizier wohnt. Ist er zu Hause?«
»Ja. Aber er spricht mit niemand. Reitet weiter.«
»Das werden wir tun. Aber sag uns wenigstens, ob hier in der Gegend eine Frau gesucht wird.«
Sein Gesicht veränderte sich sofort.
»Ja, ja«, antwortete er hastig. »Die Herrin ist verschwunden. Wir suchen sie schon seit gestern früh.«
»Wir haben sie gefunden.«
»Wo ist sie? Warum kommt sie nicht mit?«
»Führ mich zu deinem Herrn!«
Er war auf einmal freundlich geworden. Ich stieg ab und folgte ihm. Der Turm war kräftig gebaut. Unten gab es keine Stube. Wir stiegen eine Treppe hinauf und kamen in einen kleinen

Raum, in dem ich warten mußte. Ich hörte im Nebenzimmer einen lauten Schrei, dann wurde die Tür aufgerissen, und der Hauptmann erschien.
Er war wohl noch nicht fünfzig Jahre alt und ein schöner Mann. Seine Augen waren stark gerötet. Er hatte geweint.
»Du hast sie gefunden? Wo ist sie?« rief er hastig.
»Erlaube mir erst, dich zu grüßen«, antwortete ich. »Darf ich bei dir eintreten?«
»Ja, komm herein!«
Der Raum, den ich jetzt betrat, war ziemlich groß. Er hatte drei schmale, schießschartenähnliche Fenster. An den Wänden lagen Kissen, darüber hingen Waffen und Tabakspeifen. Zwei Jungen saßen in der Ecke. Ich sah es ihnen an, daß auch sie geweint hatten. Der grimmige Alte blieb im Zimmer. Er wollte hören, was ich zu sagen hatte.
»Sei willkommen!« meinte der Yüsbaschi. »Also, wo ist meine Frau?«
»Hier in der Nähe.«
»Das ist unmöglich. Wir haben überall gesucht, ohne sie zu finden. Noch jetzt sind alle meine Leute auf den Beinen, um nachzuforschen.«
Ich wollte nicht gleich mit der Todesnachricht herausplatzen, darum fragte ich:
»War dein Weib krank?«
»Ja, schon seit langer Zeit. Warum fragst du? Ist Hara tot? Ich weiß, daß ihre Tage gezählt sind. Der Arzt hat mir gesagt, daß sie schwindsüchtig ist.«
»Du bist auf die Wahrheit gefaßt?« sagte ich. »Ja, sie ist tot.«
Die beiden Jungen begannen laut zu weinen. Der Yüsbaschi sagte nichts, er legte den Kopf an die Mauer. Erst nach längerer Zeit wandte er sich mir wieder zu und fragte:
»Wo hast du sie gesehen?«
»In einem Gebüsch, zehn Minuten von hier.«
»Willst du uns hinführen?«
Ehe ich antworten konnte, erklang hinter mir ein Ton, als ob einer erwürgt werden sollte. Ich drehte mich schnell um. Da stand der Alte. Er hatte den Zipfel seiner Jacke in den Mund gestopft, um das Weinen nicht hören zu lassen. Jetzt konnte sich auch der Hauptmann nicht mehr beherrschen. Ich ging zum Fenster und

sah hinaus, konnte aber nichts erkennen, weil sich auch mir die Augen mit Tränen verschleierten. Es dauerte eine Weile, bis sich die beiden Männer beruhigten. Der Hauptmann entschuldigte sich:
»Du darfst dich nicht über uns lustig machen, Fremdling! Ich hatte die Mutter meiner Kinder sehr lieb. Und der da war mein Feldwebel, und als ich die Gnade des Großherrn verlor, hat er mich nicht verlassen wie alle andern. Hara war mein Trost in der Einsamkeit. Wie lebe ich ohne sie?«
Was ich nun zu sagen hatte, durfte der Feldwebel vielleicht nicht hören. Darum fragte ich ihn:
»Gibt es hier eine Tragbahre?«
»Ja, Effendi«, antwortete er.
»Hol sie her und besorge Träger!«
Er ging. Nun fragte ich den Yüsbaschi:
»War deine Frau Christin?«
Er sah mich forschend an und antwortete:
»Nein. Aber hast du vielleicht einen Grund, dich danach zu erkundigen?«
»Ja. Ich glaube, daß sie Christin gewesen ist.«
»Sie war eine Freundin der Ungläubigen. Als ich hierher zog, brauchte ich eine Dienerin. Ich nahm eine alte Frau zu mir und wußte nicht, daß sie Christin war. Später merkte ich, daß sie meine Frau zum Christentum zu bekehren versuchte. Ich jagte sie fort. Seit jener Zeit wurde Hara immer stiller. Sie weinte zuweilen, dann wurde sie krank, hustete und verlor ihre Kräfte.«
»Du bist sehr streng mit ihr gewesen?«
Er antwortete erst nach einer Weile:
»Durfte ich Hara eine Ungläubige werden lassen?«
»Du hast es nicht verhindern können. Aus Gram über deine Strenge ist sie krank geworden und gestorben. Sie hat sich draußen im Gebüsch einen Altar errichtet, um nach der Weise der Christen zum Allmächtigen beten zu können. Im Gebet ist sie gestorben. Laß jetzt Friede sein zwischen dir und ihr!«
»Bist du Christ?«
»Ja.«
Er kämpfte mit sich. Dann sagte er schließlich:
»Du kannst nichts dafür, daß du ein Ungläubiger bist und daß Hara euren Lehren Glauben geschenkt hat. Führe mich zu ihr.«

Meine Gefährten warteten noch immer unten an der Tür. Als er sie entdeckte, sagte er:
»Ich glaubte, du seist allein, denn ich habe euch nicht kommen sehen. Ihr seid meine Gäste. Da drüben ist der Stall, und dort ist das Wohnhaus. Im Turm wohne ich allein. Es ist zwar jetzt niemand im Haus, aber geht nur hin, und fühlt euch wie zu Hause.«
»Wo ist der Feldwebel?« fragte ich.
»Er hat keine Träger gefunden. Sie sind ja alle fort, um nach der Verschwundenen zu suchen. Gehen wir allein.«
Meine Begleiter ritten zum Wohnhaus hinüber. Halef hatte Rih am Zügel. Der Hauptmann sah den Rappen und war zu sehr leidenschaftlicher Reiter, um nicht für einen Augenblick seine Trauer zu vergessen.
»Dieses Pferd gehört dir?« fragte er.
»Ja.«
»Ein Christ und ein solches Pferd? Du mußt ein vornehmer und reicher Mann sein! Verzeih mir, wenn ich vergaß, dir die gebührende Ehre zu erweisen!«
»Allah hat alle Menschen geschaffen und ihnen befohlen, Brüder zu sein. Ich habe dir nichts zu verzeihen. Komm!«
Wir stiegen bergan. Als wir das Gebüsch erreichten und ich stehen blieb, sah er sich suchend um und fragte:
»Ist es in diesem Dickicht? Wer hätte das gedacht! Wie hast du sie da gefunden?«
»Mein Pferd hat sie entdeckt. Es blieb hier schnaubend stehen. Komm herein!«
Wir schoben uns durch das Gebüsch bis zu dem offenen Plätzchen. In meinem ganzen Leben werde ich den Auftritt nicht vergessen, der nun folgte. Als der Yüsbaschi die Leiche sah, stieß er einen Schrei aus und warf sich neben ihr hin. Er nahm sie in die Arme, küßte ihre kalten Lippen, streichelte ihr die Wangen und strich ihr liebkosend über das Haar. Er mußte sie sehr lieb gehabt haben – und war doch unnachgiebig gewesen.
»Hara ist tot, und vielleicht trage ich die Schuld daran«, sagte er dumpf. »Wenn sie doch nur noch einmal die Augen öffnen könnte! Ohne Abschied ist sie fortgegangen, und niemals wieder werde ich ihre Stimme hören! Ich komme mir vor wie ein Mörder.«

Ich sagte nichts. Er betrachtete den Rosenkranz.
»Das ist nicht die Gebetskette der Moslems«, sagte er nach einer Weile. »Sie müßte neunundneunzig Kugeln haben für die neunundneunzig Eigenschaften Allahs. Diese Schnur aber hat große und kleine Kugeln. Was bedeutet das?«
Ich erklärte es ihm.
»Kannst du mir diesen Gruß an die Jungfrau Maria sagen und die Worte des Vaterunser?«
Ich sprach ihm beide Gebete vor. Als ich fertig war, sagte er langsam:
»Vergib uns unsere Schuld! Glaubst du, daß Hara mir meine Schuld vergeben hat?«
»Ich glaube ja, denn sie war Christin und hat dich liebgehabt.«
»Das ist die Gebetskette der alten Dienerin, die ich fortjagte. Und da oben ist auch das Kreuz der Alten. Sie hat beides zurückgelassen. Dieser Platz soll so bleiben wie er ist. Ich werde ihn oft besuchen, aber niemand soll ihn sehn. Nun werde ich Hara hinaustragen.«
Er trug seine tote Frau weit vom Altarplatz fort, damit die Stelle nicht so leicht erraten werden könne. Dann bedeckte er das Antlitz der Toten mit dem Schleier.
Er saß noch lange neben ihr und klagte sich an. Nur langsam wurde er ruhiger. Dann kam der Feldwebel mit zwei Leuten und einer Bahre. Halef war dabei und hatte sie geführt.
Die Leiche wurde nach Hause geschafft und in das Turmzimmer gebracht.
Auf des Yüsbaschi Befehl wurde uns in dem Haus neben dem Karaul eine Mahlzeit aufgetischt. Er ließ sich dabei aber nicht sehen. Später richtete man ihm aus, daß wir aufbrechen wollten. Er bat mich, zu ihm zu kommen. Als ich das Turmzimmer betrat, saß er neben der Toten.
»Du willst mich verlassen?« fragte er müde.
»Ja, ich muß meine Reise fortsetzen.«
»Ist das so eilig? Kannst du nicht heute bei mir bleiben? Wenn Hara jetzt noch lebte, müßte sie mir vom Glauben der Christen erzählen. Nun ist sie tot, und es gibt niemand als dich, von dem ich es erfahren kann. Laß mich nicht allein mit meinen schweren Gedanken!«
Ich hatte keine Zeit zu versäumen, aber ich glaubte ihm seine

Bitte nicht abschlagen zu dürfen und sagte zu. Meine Gefährten hatten nichts dagegen einzuwenden.
Ich blieb die ganze Nacht über mit ihm zusammen. Wir führten ernste Gespräche, die ihn davon überzeugten, wie verkehrt seine starre Haltung Hara gegenüber gewesen war.
Am nächsten Morgen setzten wir unseren Ritt fort. Wir ritten durch Barutin, am Nachmittag durch Dubnitza und kamen gegen Abend nach Nevrekup, wo wir übernachteten. Beim Morgengrauen ging es weiter. Wir ritten durch eine berühmte Gegend, denn hier auf diesen Bergen gab nach der griechischen Sage Orpheus durch die Macht seines Gesanges den Bäumen und Felsen Leben und Bewegung. Um die Mittagszeit trafen wir endlich in Melnik ein.
Selbstverständlich mieden wir das Haus, wo Manach Al-Barscha absteigen wollte. Wir suchten nach einer anderen Herberge, fanden aber alle Häuser schon besetzt.
Der Jahrmarkt hatte mit gewaltigem Besucherandrang begonnen. Da Albani den Pferdebesitzer bezahlte und nun allein war, fand er rasch eine Unterkunft. Wir andern hatten es mit unsern Pferden viel schwerer.
Wir waren gerade wieder vor einem Han abgewiesen worden, da kam ein Mann auf uns zu und fragte:
»Ihr sucht eine Übernachtungsgelegenheit?«
»Ja«, antwortete ich. »Weißt du vielleicht eine?«
»Für euch schon.«
»Warum nur für uns?«
»Weil ihr die Koptscha habt. Ihr seid also Brüder. Mein Herr wird euch bei sich aufnehmen. Er ist Fuhrmann und wohnt nicht weit von hier. Wenn ihr mir folgen wollt, will ich euch führen.«
»Dafür wäre ich dir dankbar.«
Wir machten uns auf den Weg.
»Den habe ich schon gesehen«, meinte Halef halblaut. »Er stand am Eingang der Stadt und schien auf jemand zu warten.«
Jetzt erinnerte ich mich auch, an ihm vorbeigeritten zu sein. Ich hielt es aber nur für einen Zufall. Später sah ich ein, daß er auf uns gewartet hatte.
Der Mann führte uns vor ein Haus. Es hatte einen so breiten und hohen Eingang, daß wir gleich in den Hof reiten konnten. Dort standen zwei Ochsenwagen. An der Hinterseite des Hofes erhob

sich ein Brettergebäude, das als Stall diente. Unser Begleiter sagte, wir sollten unsere Pferde dort hineinführen.
»Meinst du nicht, daß es besser ist, wenn wir erst mit deinem Herrn sprechen? Wir wissen ja gar nicht, ob er uns bei sich aufnehmen will!«
»Er nimmt euch auf, denn er hat Platz. Außerdem sind ihm Männer, die die Koptscha besitzen, stets willkommen.«
»Also ist er auch ein Bruder?«
»Ja. Da kommt er.«
Ein kleiner dicker Mann betrat den Hof. Er machte nicht den allerbesten Eindruck auf mich. Daß er schielte, war nicht seine Schuld, aber er hatte einen schleichenden, katzenartigen Gang und eckige Kinnbacken, und ich habe oft festgestellt, daß solche Menschen falsch sind.
»Wen bringst du da?« fragte er den Knecht.
»Es sind Freunde. Sie tragen die Koptscha und fanden keinen Platz in den Hans. Du erlaubst doch, daß sie hierbleiben?«
»Sie sind mir willkommen. Wie lange bleibt ihr?«
»Einige Tage vielleicht«, antwortete ich. »Wir werden dich gern ebenso bezahlen, wie wir im Han zahlen müßten.«
»Sprich nicht davon. Meine Gäste brauchen nichts zu bezahlen. Bringt eure Pferde in den Stall, und kommt dann zu mir herein. Ihr werdet finden, was ihr braucht.«
Der Stall war ziemlich geräumig. In der einen Hälfte standen mehrere Ochsen. Die andere war leer und wurde uns angewiesen. Der Knecht stieg eine schmale Treppe hinauf und sagte:
»Ich werde euch Heu holen. Oder wollt ihr anderes Futter für die Tiere?«
»Bring, was du hast!«
Als der Knecht oben verschwunden war, sah ich durch ein Astloch in der hinteren Stallwand und entdeckte einen weiten Hof. Dort stand ein großer, kräftiger Mann und horchte zu uns herüber. Gleich darauf hustete der Knecht oben, und der Mann antwortete ebenfalls hustend. Dann verließ er den Hof.
Ich ließ mir nichts anmerken, als der Knecht wiederkam. Wir versorgten unsere Tiere und gingen dann in die Stube, wo uns der Dicke erwartete. Er saß auf einem Polster vor einem Dreifuß, auf dem eine Platte mit Kaffeetassen stand. Er hieß uns nochmals willkommen und klatschte in die Hände. Ein Knabe er-

schien und füllte die Tassen. Das klappte so gut, als hätte man uns erwartet. Auch ein Gefäß mit Tabak stand bereit. Wir stopften unsere Pfeifen und bekamen glühende Kohlen zum Anzünden.
»Du hast ein gutes Pferd«, sagte er. »Verkaufst du es?«
»Nein.«
»Das ist schade! Ich hätte es sofort genommen!«
»Dann mußt du ein reicher Mann sein. Nicht jeder kann ein solches Pferd bezahlen.«
»Fuhrleute müssen Geld haben. Woher kommst du heute?« wollte er wissen.
»Aus Nevrekup.«
»Und wohin wirst du von hier reiten?«
»Nach Seres.«
Es fiel mir nicht ein, ihm die Wahrheit zu sagen. Er machte ein merkwürdiges Gesicht und fragte:
»Was treibt dich nach Melnik?«
»Ich möchte Getreide und andere Feldfrüchte kaufen. Gibt es hier jemand, bei dem man so etwas bekommen kann, einen Fruchthändler?«
Es gelang ihm nicht, ein verschlagenes Lächeln zu unterdrücken.
»Es gibt einen Mejwedschi hier«, antwortete er. »Er heißt Glawa und wird dich gut bedienen, denn er ist auch ein Bruder.«
Auf diese Weise hatte ich das Gespräch auf diesen Glawa gelenkt, bei dem Manach Al-Barscha abgestiegen sein sollte.
»Wohnt er weit von hier?« erkundigte ich mich.
»In der andern Straße. Ich kenne ihn gut. Noch vor einer Viertelstunde war ich bei ihm. Aber heute wird er dich nicht empfangen können.«
»Er hat wohl viele Gäste im Haus?«
»Noch nicht, aber er erwartet Gäste. Deselim aus Ismilan, der Waffenschmied, will auch kommen. Kennst du ihn vielleicht?«
»Ja. Er ist auch ein Bruder.«
»Wann hast du ihn kennengelernt?«
»Vor einigen Tagen bin ich in seinem Haus eingekehrt.«
»Hast du auch seinen Bruder gesehen?«
Er plauderte ganz unbefangen. Ich merkte aber, daß er mit diesen Fragen einen bestimmten Zweck verfolgte. Er fragte mich nach Herzenslust aus, und ich gab ihm alle Auskünfte, die mir nicht

schaden konnten. Als ich ihm nach einiger Zeit sagte, daß ich mir jetzt Melnik und den Jahrmarkt ansehen wollte, bot er mir so aufdringlich seine Begleitung an, daß ich nicht ablehnen konnte, obwohl ich viel lieber mit Halef allein gegangen wäre.

Auf den Straßen war lebhafter Betrieb, wenn wir in der Hauptsache auch nur Männer fanden, die prüfend durch die Budenreihen gingen. Nur selten stießen wir auf eine sorgsam verhüllte Frau. Den Verkäufern hinter den Marktständen fiel es gar nicht ein, ihre Kunden anzulocken. Schweigend warteten sie, ob jemand an ihren Warenstapeln Gefallen fand oder auch nicht. Etwas lebhafter ging es nur vor einem Zelt zu, das im Mittelpunkt der Anteilnahme des Publikums stand. Es war ein Zelt mit chinesischen Schattenspielen, Kara gös ojunu genannt.

Hier strömten die Menschen in Massen ein und aus; hinein mit dem Ausdruck größter Spannung im Gesicht, heraus mit lächelnden, befriedigten Mienen.

»Habt ihr schon einmal ein Kara gös gesehen?« fragte der Fuhrmann. »Es gibt nichts Schöneres als so ein Schattenspiel. Wir wollen hineingehen!«

Es schien schwierig, noch einen Platz zu bekommen, aber mit Hilfe der Ellbogen schafften wir es schließlich doch. Dann standen wir eingekeilt in eine Menschenmenge, die in lautloser Erwartung des ersehnten Genusses harrte.

Mir wurde jetzt schon schlecht. Der Orientale schläft in seinen Kleidern und legt sie nur selten ab. Von einem regelmäßigen Wechsel der Leibwäsche hält er nicht viel. Darum ist es kein Wunder, daß sich seine Nähe nicht nur dem Auge, sondern auch der Nase bemerkbar macht. Und nun diese fürchterlich zusammengedrängten Menschen! Dante, der Dichter des Inferno, hat eine wunderbare Phantasie entwickelt, aber eine der entsetzlichsten Strafen hat er doch übersehen – eine arme Seele, zwischen Orientalen eingepreßt, um ein Schattenspiel zu erwarten, unfähig, die Arme zu rühren und sich die Nase zuzuhalten.

Endlich gellte ein schriller Pfiff. Die Vorstellung begann. Was ich sah, war gemein und unanständig, wurde aber mit schallendem Gelächter belohnt. Ich wollte gehen, konnte aber nicht heraus und mußte ausharren, bis ein zweiter Pfiff die Zuschauer belehrte, daß sie für einen Viertelpiaster schon genug gesehen hatten.

»Gehen wir noch einmal hinein?« fragte der Fuhrmann.
Halef streckte ihm abwehrend alle zehn Finger entgegen, und ich gab gar keine Antwort.
Während unserer übrigen Wanderung machte ich die Beobachtung, daß der Fuhrmann sehr besorgt war, uns nicht zu verlieren. Außerdem versuchte er ängstlich zu vermeiden, daß ich mich auf dem Markt mit Fremden unterhielt. Das machte ihn verdächtig. Ich ahnte, daß er irgend etwas vorhatte.
»Kommen wir nicht am Haus des Mejwedschi Glawa vorüber?« fragte ich.
»Nein. Warum?«
»Weil ich gern wissen möchte, wo er wohnt, da ich ihn doch morgen aufsuchen werde. Willst du es mir zeigen?«
»Ja.«
»Ist der Mejwedschi ein Serbe? Sein Name klingt so.«
»Du hast es erraten.«
Nach einiger Zeit bezeichnete er mir ein Haus als das des Fruchthändlers. Ich merkte es mir. Um die Abenddämmerung kehrten wir heim. Dort hören wir, der Knecht sei gestürzt und habe sich so verletzt, daß man nach dem Arzt geschickt habe. Der Fuhrmann besuchte den Knecht, und ich ging über den Hof in den Stall.
Die Pferde waren ohne Aufsicht, denn Osko und Omar waren auch fortgegangen. Rih drehte mir den Kopf zu, wieherte und schnaubte mißvergnügt. Ich streichelte seinen Kopf. Er pflegte dann immer seine Nase an meiner Schulter zu reiben und mich auf die Wange zu küssen, aber diesmal ließ er es bleiben. Statt dessen schnaubte er weiter und war sehr aufgeregt. Ich betrachtete ihn. Es war schon ziemlich dunkel im Stall, aber ich merkte doch, daß das Pferd hinten nur auf dem rechten Fuß stand. Ich hob den linken Huf auf und betastete ihn. Rih schnaubte und zuckte mit dem Bein, als empfände er Schmerzen.
»Er lahmt«, sagte Halef. »Das fehlt uns noch! Wo hat er sich verletzt?«
»Das werden wir gleich sehen. Nehmen wir ihn hinaus in den Hof, da ist es noch hell.«
Der Rappe hinkte so auffallend, daß mir die Sache verdächtig vorkam. Als ich aus dem Sattel stieg, war davon noch nichts zu bemerken gewesen. Woher kam plötzlich diese Verletzung? Ich

strich mit der Hand an dem kranken Bein entlang. Da gab es keine Schmerzen. Das Übel saß am Huf. Ich hob ihn hoch und betrachtete ihn, konnte aber nichts finden. Ich betastete ihn mit den Fingerspitzen.
Endlich zuckte das Pferd zusammen. Ich hatte unter dem Haar eine kleine Erhöhung gefühlt, schob die Haare beiseite und sah den Kopf einer Stecknadel, die dem armen Tier am Hufrand in das Fleisch getrieben worden war.
»Halef, eine Nadel!«
»Allah! Wie ist das möglich? Wo hat er sich denn eine Nadel eingetreten?«
»An dieser Stelle ist von Eintreten gar keine Rede. Schau her!«
Halef sah den Nadelkopf und riß im gleichen Augenblick auch schon die Peitsche aus dem Gürtel. Ich hielt ihn zurück.
»Halt! Keine Dummheit!«
»Ist es etwa eine Dummheit, wenn ich den Kerl auspeitsche, der das Tier so quält und es zuschanden machen will?«
»Warte noch! Zuerst muß die Nadel entfernt werden. Halte das Bein!«
Rih merkte, daß ich ihm Hilfe bringen wollte. Ich mußte das Messer nehmen, um die Nadel fassen zu können. Der Rappe hatte sicherlich Schmerzen dabei, aber er hielt still. Als ich dann die Nadel herausgezogen hatte, streckte Halef die Hand danach aus.
»Gib sie mir! Ich werde den Gauner entdecken, der es getan hat, und ihm steche ich sie dann in – in – sag mir, Sihdi, wo es ihm am meisten schmerzen wird!«
»Ihm die Nadel irgendwo ins Fleisch zu stechen, das wäre keine Strafe. Wir wollen Rih wieder in den Stall führen.«
Ich war nicht weniger zornig als Halef, aber die Sache wollte überlegt sein. Warum hatte man das Tier lahm gemacht?
»Ich weiß es«, meinte Halef. »Um dich zum Verkauf des Rappen zu bewegen.«
»Das glaube ich nicht. Zigeuner pflegen zuweilen dieses Mittel anzuwenden. Findet man die Nadel nicht, so hält man das Pferd für unheilbar und verschleudert es. Hier muß aber wohl eine andere Absicht vorliegen.«
»Unser Hausherr hat dich doch gefragt, ob du den Rappen verkaufst!«

»Aber er muß aus meiner Antwort gemerkt haben, daß mir das nicht einfällt. Und wenn er wirklich geglaubt hat, mich durch einen so niederträchtigen Streich zum Verkauf zu bewegen, dann hat er sich geirrt. Aber mir kommt ein anderer Gedanke. Warum blieb dieser Fuhrmann so auffällig an meiner Seite? Warum versuchte er jede Verständigung zwischen mir und andern zu verhindern? Dabei muß ich auch an das Wimmern denken, das wir bei unserer Rückkehr hörten. Der Knecht soll sich verletzt haben, wie sein Herr sagte. Merkwürdig.«

»Merkwürdig!« brummte auch Halef nachdenklich. »Sihdi, da fällt mir etwas ein! Ich dachte darüber nach, weshalb man ein Pferd lähmt, wenn es nicht in der Absicht geschieht, den Besitzer zum Verkauf zu verleiten. Es gibt nur einen Grund! Das Pferd soll nicht laufen können. Man will den Reiter daran hindern, schnell vorwärts zu kommen.«

»Daran dachte ich auch. Und wenn einer gezwungen werden soll, langsam zu reiten, welche Absicht hat dann der andere auf jeden Fall?«

»Ihn einzuholen oder zu überholen.«

»Ja. Der Gedanke, daß man uns nach unserer Abreise verfolgen will, liegt also nah.«

»Aber was hat dieser Fuhrmann damit zu tun? Wir haben ihm nichts getan. Er ist unser Gastfreund, muß uns also schützen, anstatt uns zu schaden.«

»Seine Gastfreundschaft war uns willkommen, da wir nirgends Platz fanden. Aber sein Benehmen stört mich, es kommt mir geradezu aufdringlich vor. Wenn uns der Knecht wirklich an der Straße erwartet hat, muß er von unserm Kommen unterrichtet gewesen sein. Eine solche Benachrichtigung könnte nur aus Ismilan gekommen sein. Wir haben beim Karaul viel Zeit vertrödelt. Es ist durchaus möglich, daß uns ein Bote zuvorgekommen ist. In diesem Fall . . .«

»Schau, Sihdi!« unterbrach mich Halef.

Wir hatten Rih in den Stall zurückgeführt, wo es ziemlich dunkel war. Auch draußen begann es zu dämmern, aber es war noch hell genug, um den Hof überblicken zu können. Am Eingang stand eine alte Frau. Sie sah sich vorsichtig nach allen Seiten um, dann kam sie eilig über den Hof herüber und blieb an der Stalltür stehen.

»Esgar, bist du da?« fragte sie leise.
»Wer ist Esgar?« antwortete ich.
»Der Knecht.«
»Der ist nicht da.«
»Nicht? Es ist hier dunkel. Wer bist du?«
»Ein Gast des Fuhrmanns.«
Da kam sie in den Stall und sagte hastig:
»Sag, bist du Christ, und kommst du aus Ismilan?«
»Ja.«
»Effendi, du mußt fliehen! Verlaß dieses Haus und diese Stadt, aber bald, noch heute abend!«
»Warum?«
»Du und deine Leute sind in Gefahr.«
»Welche Gefahr meinst du?«
»Sie kommt von Glawa, dem Fruchthändler. Aber worin diese Gefahr besteht, das weiß ich noch nicht. Sie wollen es erst besprechen. Ich muß deinem Wirt sagen, daß er in einer Stunde hinüberkommen soll.«
»Hinüber? Zu wem?«
»Zu Glawa, meinem Herrn.«
»Warum sagst du dann ›hinüber‹? Der Fruchthändler wohnt doch gar nicht in der Nähe!«
»Hat man dir verschwiegen, wo er wohnt? Das ist ein Beweis, daß ich recht habe, dich zu warnen. Glawa wohnt doch hier nebenan. Sein Hof stößt an diesen Stall.«
»Was? Hier hinter diesen Brettern ist euer Hof?«
»Ja, du mußt sofort verschwinden. Ich habe keine Zeit. Ich bin zu dir geschlichen und dachte einen von euch im Stall zu finden. Aber sehen darf mich hier niemand. Ich muß schnell zum Fuhrmann.«
Sie wollte wieder gehen. Ich hielt sie am Arm fest und bat sie:
»Nur noch einen Augenblick! Daß wir uns in Gefahr befinden, haben wir schon geahnt. Du hast uns Gewißheit verschafft. Aber warum begibst *du* dich in die Gefahr, uns zu warnen?«
»Ihr kommt vom Jahrmarkt und gingt am Haus vorüber. Sie sahen euch, und da nannte der eine dich einen Giaur. Ich bin auch Christin, und da nahm ich mir vor, dich zu warnen. Ich bin deine Schwester; ich darf den Bruder nicht in der Gefahr umkommen lassen.«

»Das wird Gott dir vergelten. Aber wer war das, der mich einen Giaur nannte?«
»Es sind zwei. Sie kamen heute vormittag aus Ismilan. Ihre Namen kenne ich nicht. Den älteren nennen sie Bettler, aber das ist doch kein Name. Er hat ein böses Gesicht. Ich glaube, ich habe ihn früher schon einmal gesehen. Er muß einmal bei meinem früheren Herrn eingekehrt sein, droben in dem alten Turm bei Barutin.«
Sie wollte gehen, aber ihre letzten Worte veranlaßten mich, sie noch einmal festzuhalten.
»Halt!« sagte ich. »Hast du dort im Gebüsch mit deiner Herrin einen Altar gebaut mit dem Bild des Gekreuzigten?«
»Ja. Woher weißt du das?«
»Ich komme von dort. Ich war Gast des Yüsbaschi und fand die Herrin vor dem Altar, wohin sie gegangen war, um zu sterben. Sie war tot.«
»Tot? Mein Herr und Gott! Ist das wahr?«
»Ja. Wenn du Zeit hättest, würde ich es dir erzählen. Dein Herr erwähnte dich.«
»Du mußt es mir unbedingt noch erzählen. Aber jetzt darf ich keinen Augenblick länger hierbleiben. Ich komme wieder, aber nicht hierher. Bleibst du noch länger im Stall?«
»Warum?«
»Ich würde dann an diese Bretterwand kommen. Da könnten wir miteinander sprechen, du hier und ich draußen.«
»Es ist besser, wenn du in den Stall kommst. Diese Bretter sind kein großes Hindernis. Ich kann leicht eins oder zwei abnehmen, wenn ich die Nägel herausziehe.«
»Das wird man aber später merken!«
»Nein, ich nagele sie wieder an.«
»Gut. Sage keinem Menschen, daß ich bei dir gewesen bin. Wenn es so dunkel ist, daß man mich nicht sehen kann, komme ich zurück.«
Sie lief davon.
»Das ist mehr als ein Zufall!« sagte Halef. Er hatte recht. Ausgerechnet die alte Dienerin, die treue Christin, mußte sich da drüben bei dem Fruchthändler befinden!
»Glaubst du, daß sie den Bettler Saban meint?« fragte der kleine Hadschi.

»Das ist anzunehmen.«
»Aber du hast doch erzählt, der Schmied habe ihn mitgenommen!«
»Er muß ihm irgendwie entkommen sein. Das ist eine ganz schöne Leistung von ihm, nach Melnik zu reiten, zumal er an jenem Abend verletzt worden sein muß.«
»Wer mag der andere sein, Sihdi?«
»Ich fürchte, daß es unser Wirt aus Ismilan ist, der Bruder des Kavehdschi Deselim, der den Hals gebrochen hat. Der Bettler hat ihm alles erzählt. Nun verfolgen sie uns, um sich zu rächen.«
»Das soll ihnen schwerfallen!« knurrte der Kleine.
»Vor allem müssen wir herausbekommen, was sie mit uns vorhaben. Dabei wird uns die Dienerin hoffentlich helfen.«
»Das Schicksal führte sie zu uns! Ich werde sie beschenken. Was soll ich ihr geben, Sihdi? Vielleicht einige von den Silberstücken, die in dem Beutel für mich waren?«
»Geld wird das beste Geschenk sein. Wahrscheinlich ist sie arm. Aber laß deinen Beutel stecken, Halef. Das werde ich erledigen.«
»Das wußte ich«, kicherte er. »Ich habe nur Silber, aber du hast Gold. Ich mache das Geschenk aus deiner Tasche. Du bist ein freigebiger Mensch und bezahlst, was dein Freund und Beschützer andern zukommen lassen will. Aber schenk ihr nicht mehr als eins deiner Goldstücke. Unsere Reise ist noch weit. Wir können nicht wissen, welche Summe wir noch brauchen.«
»Du bist heute sehr sparsam! Denk daran, daß diese Frau uns gerettet hat.«
»Das stimmt nicht. Sie hat uns gewarnt, aber wir wußten schon vorher, daß wir uns in Gefahr befanden. Wir wären vorsichtig gewesen. Aber warum wollen wir abwarten, was die Männer nebenan mit uns vorhaben? Wir gehen jetzt zu diesem verräterischen Fuhrmann; ich werde ihm meine Fäuste auf die Nase legen, und dann suchen wir uns einen anderen Wirt.«
»Das geht nicht. Wir müssen Manach Al-Barscha und Barud Al-Amasat finden, die hier irgendwo stecken. Sie dürfen nicht ahnen, daß wir genau im Bild sind. Ich muß wissen, warum sie eigentlich nach Melnik gekommen sind. Deine Fäuste kannst du später immer noch verwenden.«
»Willst du warten, bis sie dich hier als Mörder anzeigen? Dann wirst du gehenkt, und ich stehe unter deiner Leiche und weine.

Ich bin zwar dein Beschützer, aber zuviel darfst du auch nicht von mir verlangen!«
»Die große Gefahr, von der du sprichst, würde nur noch schlimmer, wenn wir uns an dem Fuhrmann vergriffen. Übrigens ist jetzt keine Zeit für überflüssiges Gerede. Der Wirt darf nicht merken, was wir wissen. Wenn wir im Stall bleiben, könnte er mißtrauisch werden. Und da ich hier mit der Dienerin zusammentreffen will, muß ich wenigstens für kurze Zeit ins Haus gehen. Vorher wollen wir uns aber noch die Bretter ansehen.«
Der Moder hatte vorgearbeitet. Es war nicht schwer, einige Bretter locker zu machen. Dann ging ich in die Stube.
Der Fuhrmann sprach gerade mit seiner Frau, die aber bei meinem Eintritt sofort verschwand. Sie hatten sich nicht über etwas Erfreuliches unterhalten, das sah ich ihren Gesichtern an.
»Hat Allah dir Sorgen geschickt?« fragte ich den Wirt. »Sie stehen in deinem Gesicht geschrieben.«
»Ja, Effendi, ich habe Sorgen«, sagte er. »Mein Knecht liegt im Blut, das ihm aus Mund und Nase fließt.«
»Führ mich zu ihm!«
»Bist du Arzt? Es war schon einer hier. Der Kranke hat aber so große Schmerzen, daß ich auch noch den Alchimisten kommen ließ. Er ist eben gegangen.«
»Was hielt er von der Krankheit?«
»Der Alchimist erkannte sie sofort. Er ist viel klüger als der andere Arzt. Er versteht sich auf alle Krankheiten, Heilungen und Arzneien. Er sagte, der Kranke habe ein Magengeschwür, das vom Genuß saurer Orangen stammt. Das Geschwür ist bis unter die Haut gedrungen. Daß der Knecht gestürzt ist oder sich gestoßen hat, trug nur dazu bei, die innere Krankheit ausbrechen zu lassen. Der Alchimist will ihm etwas Magenstärkendes schicken und dann später das Blutgeschwür aus dem Magen schneiden.«
»Wird das gelingen?«
»Ja, er hat Messer, mit denen er auch den dicksten Knochen auseinanderbringt, und der Magen ist ja viel weicher.«
»Er scheint ein großer Arzt zu sein. Aber laß mich den Kranken trotzdem sehen!«
Damit war der Fuhrmann einverstanden. Der Patient lag stöhnend auf einer alten Decke. Er hatte viel Blut verloren. Da er Hose und Jacke auf dem bloßen Leib trug, konnte ich die Ver-

letzung leicht untersuchen. Esgar schrie laut auf, als ich sie berührte.
»Verstehst du etwas von Magengeschwüren?« erkundigte sich der Wirt.
»Ja, aber davon ist hier gar nicht die Rede.«
»So? Woran leidet er denn sonst?«
»Es ist eine gefährliche Hufeisenkrankheit.«
Er blickte mich dumm an.
»Hufeisenkrankheit?« sagte er. »Von so einer Krankheit habe ich noch nichts gehört.«
»Sieh dir das an! Hier diese Schwellung sieht genauso aus, als sei sie von einem ausschlagenden Pferd verursacht worden. Die blutunterlaufene Stelle hat genau die Form eines Pferdehufs. Diese Krankheit hat die Eigenart, daß sie die Rippen zerbricht. Sie überfällt nur solche Leute, die nicht gelernt haben, mit einer Stecknadel vorsichtig umzugehen.«
Er wußte nicht, was er mit meiner Erklärung anfangen sollte und half sich mit der Frage:
»Du meinst, daß Rippen zerbrochen sind?«
»Ja. Auch die Lunge ist verletzt, wie dieses Blut hier beweist. Der Alchimist ist ein Dummkopf. Der erste Arzt war klüger. Wenn du nicht den besten Doktor rufst, den es in Melnik gibt, wird dieser Mann sterben. Kommt er aber mit dem Leben davon, dann soll er sich in Zukunft vor fremden Pferden besser in acht nehmen.«
»Esgar hat kein fremdes Pferd angerührt!«
»Aber das Pferd scheint ihn berührt zu haben und zwar so heftig, daß er sich meinen guten Rat bestimmt merken wird.«
»Weißt du ein Mittel, ihn zu heilen?«
»Ja, aber zu dieser Heilung gehört eine lange Zeit. Hol den Arzt, und leg Esgar nasse Tücher auf die Brust. Das ist das beste Mittel.«
»Wir haben einen klugen Militärarzt hier. Aber er wird wegen des Jahrmarkts keine Zeit haben. Soll ich dem Kranken nicht einstweilen einen Rhabarbertrank eingeben und ihm ein Zugpflaster auflegen?«
»Trink den Rhabarbertrank selbst, und quirle vorher das Zugpflaster hinein! Beides kann dir nichts schaden, aber für ihn ist es zu stark.«

»Du redest bitter, Effendi! Ich werde gleich selbst losgehen und den Militärarzt suchen.«
»Wann kommst du wieder?«
»Das weiß ich nicht genau. Ich muß vorher noch zu einem Freund gehen. Das dauert eine ganze Weile. Wenn ich wiederkomme, werden wir zu Abend essen. Oder hast du jetzt schon Hunger?«
»Nein. Deine Seele ist voll Mildtätigkeit, aber ich kann bis zu deiner Rückkehr warten.«
Er ging wirklich sofort. Ich wußte nun, daß er zunächst den Fruchthändler besuchen würde. Also konnte ich nun mit der Dienerin sprechen, ohne befürchten zu müssen, daß er mich stören würde.
Der Knecht hatte Rih also die Nadel eingestochen und war von ihm geschlagen worden. Ich hatte es nicht nötig, den Mann zu bestrafen. Trotz meines Zorns über den boshaften Streich tat er mir leid. Er hatte seinen Denkzettel.
Unten traf ich Osko und Omar, die von ihrem Spaziergang zurückkamen. Osko faßte mich am Arm und sagte:
»Effendi, man betrügt uns. Dieser Fuhrmann ist ein Lügner, ein ganz gefährlicher Mensch.«
»Wieso?«
»Der Fruchthändler wohnt gleich neben uns. Wir haben nach ihm gefragt. Und weißt du, wer bei ihm ist?«
»Nun, wer?«
»Der Mann, der uns in Ismilan bewirtet hat. Er stand vor der Tür des Hauses.«
»Hat er euch gesehen?«
»Ja. Aber er versteckte sich sofort. Vielleicht glaubte er, wir hätten ihn noch nicht bemerkt. Was werden wir tun?«
»Vielleicht müssen wir noch in der Nacht weiterreiten. Hier ist Geld. Kauft Früchte und Geflügel ein, aber so, daß es niemand merkt. Gebt Halef die Sachen, und bleibt nicht zu lange fort!«
Nach ihrem Weggang begab ich mich in den Stall. Es war dunkel geworden, und ich brauchte nicht lange zu warten, bis es draußen klopfte. Ich schob die unten gelockerten und nur noch oben an den Nägeln hängenden Bretter zur Seite und kroch hinaus in den Nachbarhof.
»Allah! Du kommst heraus?« sagte die Alte.
»Ja, so ist es besser. Werden wir gestört, dann krieche ich schnell

zurück. Das ist ganz ungefährlich. Ist der Fuhrmann schon bei euch?«
»Nein. Effendi, du wolltest mir doch von Hara erzählen!«
Eigentlich hatte ich viel Wichtigeres zu tun, aber sie verdiente es, daß ich ihren Wunsch erfüllte. Ich gab ihr einen so ausführlichen Bericht, wie es die Lage erlaubte. Die Nachricht vom Tod ihrer Herrin erschütterte sie tief. Sie weinte leise vor sich hin. Dann erzählte sie mir von ihrer Vergangenheit, wie sie vom Yüsbaschi fortgejagt worden und schließlich zu dem Fruchthändler in Melnik gekommen war.
Es tat ihr wohl, sich aussprechen zu können, und deshalb hörte ich ihr bereitwillig zu, obwohl ich dabei mit meiner Ungeduld zu kämpfen hatte. Leider mußte ich die gute Seele endlich doch unterbrechen und sie auf die Gegenwart aufmerksam machen.
»O Isa, Jussuf, Marjam!« seufzte sie. »Ich denke nur an mich. Kann ich dir einen Dienst erweisen? Ich will es gern tun.«
»Du kannst es. Hast du vielleicht den Namen Manach Al-Barscha oder Barud Al-Amasat gehört?«
»Ja. Diese beiden waren mit einem Dritten bis heute bei meinem Herrn.«
»Bis heute? Wo sind sie jetzt?«
»Das weiß ich nicht. Als die beiden Männer kamen, von denen ich dir erzählte, wurde heimlich gesprochen, und dann ritten die drei fort. Anschließend wurde der Fuhrmann geholt. Sie wußten nicht genau, wann und woher ihr kommen würdet. Esgar mußte sich auf dem Weg nach Nevrekup, unser Knecht dagegen auf dem Weg nach Vessme und Wlakawitza aufstellen. So konntet ihr ihnen nicht entgehen. Ich hörte, daß du Christ bist und sie sich an dir rächen wollen. Du solltest beim Fuhrmann wohnen, und dann wollten sie sich entscheiden, was mit euch geschehen soll. Das erlauschte ich nur nach und nach, und ich beschloß, dich zu warnen. Jetzt bin ich glücklich, daß ich es getan habe. Ich wollte, ich könnte noch viel mehr für dich tun!«
»Ich danke dir! Leider weiß ich nicht, wie lange ich hier bleibe und ob ich dich noch einmal sehen werde. Deshalb will ich dir ein Andenken geben an den Fremden, dem du geholfen hast!«
Ich legte die vorher ausgesuchten Geschenke in ihre Hand. Sie sagte nichts. Es war dunkel, und sie schien meine Gabe erst zu betasten. Dann rief sie fast zu laut:

In allen Gebieten, die der Islam beeinflußt, spielt die Frau im öffentlichen Leben eine untergeordnete Rolle.

»Ein Rosenkranz! Effendi, du bist ein Engel! Ich werde bei jedem Gebet an dich denken. Aber was kann ich heute noch für dich tun?«

Das Geschenk hatte sie in Begeisterung versetzt. Sie war in der Stimmung, sich sogar in Gefahr zu begeben, wenn ich es verlangt hätte.
»Meinst du, daß es unmöglich ist, zu erfahren, was sie beschließen?« fragte ich.
»Das wird schwer sein. Ich habe Matten und Wein in die Erker schaffen müssen. Dort kann man sie nicht belauschen.«
Mit dem ›Erker‹ meinte sie wohl eine Giebelkammer. Die Schurken schienen besonders vorsichtig zu sein.
»Trinken die Anhänger des Propheten Wein?« erkundigte ich mich.
»Sie trinken oft, bis sie keinen Verstand mehr haben. Nur darf es niemand wissen. Die Kammer liegt ganz versteckt. Man muß die Treppe hinaufgehen. Ich werde ja lauschen, aber da oben kann man nicht weglaufen, wenn man entdeckt wird. Wenn die Tür geöffnet würde, wäre ich verloren. Der Herr hat verboten, heute da hinaufzugehn.«
»In solche Gefahr sollst du dich auch nicht begeben! Trotzdem möchte ich wissen, was sie besprechen.«
»Da fällt mir etwas ein! Ich werde sie doch belauschen! Ich lege mich auf die Decke der Kammer.«
»Wie meinst du das?«
»Es gibt da oben einen Taubenschlag. Ich krieche hinein und werde alles hören.«
»Kann man denn da hinein?« fragte ich.
»Ja. Es sind seit vielen Jahren keine Tauben mehr drin. Das Türloch ist so groß, daß ein Mensch gut hineinkriechen kann.«
»Woraus besteht der Boden?«
»Aus hölzernen Knüppeln, einer neben den andern gelegt.«
»Liegen sie fest?«
»Sehr fest. Aber es sind doch Lücken dazwischen, und man kann ganz gut in die Kammer hinuntersehen und alles hören. Da hinauf gehe ich, und dann komme ich wieder hierher, um dich zu benachrichtigen.«
»Ich möchte dich lieber nicht zu einem solchen Wagnis veranlassen.«
»Effendi«, fiel sie ein, »ich tue es gern!«
»Das glaube ich dir. Aber es könnte vieles gesagt werden, was du nicht recht zu deuten wüßtest. Dein Bericht würde mich dann

vielleicht irreführen, anstatt mir zu nützen. Könnte ich nicht selbst hinauf in den Taubenschlag? Das wäre viel besser.«
»Es ist furchtbar schmutzig da oben!«
»Das stört mich nicht. Die Frage ist nur, ob ich glücklich hinaufklettern könnte, ohne bemerkt zu werden.«
»Das kannst du ganz gut.«
»Wieso?«
»Es ist dunkel, sonst würdest du hier an diesem Gebäude eine Leiter sehen. Steigt man da hinauf, dann kommt man dorthin, wo der Herr das Heu aufbewahrt. Über eine kleine Leiter kletterst du auf einen zweiten Heuboden. Wenn du dann unter dem Dach entlanggehst, kommst du unter das Dach des Hauptgebäudes und an die Tür des Taubenschlags. Kriechst du da hinein und ziehst die Tür hinter dir zu, dann kommt kein Mensch auf den Gedanken, daß jemand drin ist. Links von dieser Tür geht eine Treppe hinunter in das Hauptgebäude.«
»Meinst du, ich sollte es versuchen?«
»Ja. Aber ich muß dich hinaufführen.«
»Gut. Hinunter finde ich dann schon selbst.«
»Wenn die Männer fertig sind, warte ich hier auf dich. Vielleicht kann ich dir dann noch helfen. Soll ich dich jetzt hinaufführen?«
»Warte noch einen Augenblick!«
Ich kroch in den Stall zurück. Dort stieß ich auf Halef.
»Sihdi, ich habe alles gehört«, sagte er.
»Also brauche ich dir nichts zu erklären. Sind Osko und Omar noch nicht da?«
»Nein.«
»Ich habe sie nach Verpflegung geschickt. Es läßt sich noch nicht übersehen, ob das Abenteuer gut abläuft. Halte die Pferde bereit, damit wir notfalls sofort aufbrechen können. Aber du mußt möglichst unbemerkt bleiben. Wir müssen auf alles vorbereitet sein.«
»Sihdi, ich komme mit hinauf!«
»Das ist ganz ausgeschlossen.«
»Die Sache ist gefährlich, und ich bin dein Beschützer!«
»Du beschützt mich am besten, wenn du meine Aufträge erfüllst.«
»Nimm wenigstens dein Gewehr mit!«
»Mit dem Gewehr in einen Taubenschlag? Unsinn!«

»Ich sehe, daß du dich zugrunde richten willst. Aber ich werde dich bewachen.«
»Meinetwegen. Hauptsache, du bleibst bei den Pferden. Ich nehme das Messer und zwei Revolver mit. Das ist genug.«
Jetzt kroch ich wieder in den Hof hinaus. Die Dienerin faßte mich an der Hand und führte mich zur Leiter. Ohne ein Wort zu sagen stieg ich voran. Oben fühlte ich aufgeschichtetes Heu. Sie zog mich einige Schritte weiter bis zu einer zweiten Leiter, die aber nicht lang war. Als wir sie erklettert hatten, befanden wir uns unter dem Dachfirst. Wir wateten im Heu. Ich war größer als sie und stieß häufig mit dem Kopf an die Sparren und Balken. Sie sagte zwar jedesmal: »Hier war ein Balken!« Aber das stellte sie immer erst dann fest, wenn ich seine Bekanntschaft schon gemacht hatte.
Dann ging es plötzlich so steil abwärts, daß wir beide den Halt verloren und miteinander mehrere Meter tief abrutschten. Aber das hatte nichts zu sagen. Die Schlittenbahn bestand aus Heu.
Meine Führerin hatte einen Schrei ausgestoßen. Wir lauschten, ob er gehört worden war. Als aber alles ruhig blieb, sagte sie leise:
»Hier vor uns ist der Taubenschlag und links die Treppe. Ich kehre um und gehe den Weg zurück, den wir gekommen sind.«
»Werden die Männer schon da sein?«
»Nein, sonst würden wir sie hören. Ich habe die Tür schon geöffnet. Nimm dich in acht, damit dir nichts passiert.«
Ich hörte sie im Heu zurückklettern. Dann war es still um mich her und schauerlich finster. Nachts in einem amerikanischen Urwald hätte ich mich nicht so bedrückt gefühlt wie in diesem dunkeln, unbekannten und engen Raum. Rechts war Wand, links die Treppe, hinter mir der Heuboden und vor mir eine dünne Holzwand mit einem offenen Türchen, gerade so groß, daß ich mich mühsam hindurchzwängen konnte.
Der Heuboden war feuergefährlich, aber ich wollte sehen, wo ich mich befand. Darum zog ich ein Wachshölzchen hervor und zündete es an. Ich sah mich schnell vor dem Taubenschlag um und leuchtete dann hinein. Die Alte hatte recht! Schmutz gab es genug, aber das mußte ertragen werden. Glücklicherweise war der Taubensalon so geräumig, daß ich genug Platz hatte. Rechts schien ein Stück des Bodens zu fehlen, aber die linke Hälfte sah

ganz sicher aus. Ich kroch also hinein und zog die Tür hinter mir zu. Noch hatte ich es mir nicht bequem gemacht, da begann der Gestank zu wirken. Ich merkte, daß kein Mensch hier zwei Minuten bleiben konnte, ohne eine ganze Bachsche Fuge herunterzuniesen. Das war gefährlich. Ich tastete mit der Hand umher und fand eine Schnur. Als ich daran zog, öffneten sich zwei Fluglöcher, und es strömte wenigstens so viel Luft ein, wie ich unbedingt zum Atmen brauchte.

Dieser Fortschritt machte mich anspruchsvoller. Ich kroch wieder hinaus und holte mir ein Bündel Heu herein, um wenigstens für die Ellbogen eine weiche Unterlage zu haben. Nun hatte ich es so gemütlich, wie ich es hier überhaupt nur haben konnte.

Jetzt hätten von mir aus die Mitglieder der Ratsversammlung kommen können. Aber meine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Ich merkte, daß die frische Luft nicht reichte und schob die Tür wieder auf. Der Heugeruch war noch besser als der scharfe Duft des Taubenmistes, in dem ich lag. Um das Niesen zu verhüten, zog ich mein Taschentuch heraus, band es vor die Nase und hielt dann den Mund möglichst nahe an die beiden Fluglöcher.

Ein Blick hinaus belehrte mich, daß ich mich dicht unter dem Giebeldach befand. Der Lärm und die Lichter des Jahrmarktes drangen zu mir herauf. Dabei kamen und gingen allerlei Gedanken. Meines kleinen Halef berühmter Kara Ben Nemsi Effendi im Taubenschlag! Ich lachte vergnügt vor mich hin. Das verursachte eine Bewegung meines Körpers, die auch den Boden leicht erschütterte. Es krachte heftig.

Eigentlich hätte mich das mißtrauisch machen sollen. Aber die Hölzer hatten vorher meine viel kräftigere Bewegung ausgehalten, deshalb glaubte ich keinen Grund zur Besorgnis zu haben. Selbst wenn der Taubenschlag nicht für Jahrtausende berechnet sein sollte – ich lag ja still, es konnte nichts geschehen.

So hielt ich es fast bewegungslos eine Stunde lang aus. Meine Lage wurde immer unbehaglicher. Da ich die Nase zugebunden hatte, holte ich durch den Mund Atem. Der scharfe, ätzende Staub drang mir in die Kehle und reizte zum Husten. Ich konnte mir doch nicht auch noch den Mund verbinden!

Endlich hörte ich unter mir Schritte und Stimmen. Jemand öffnete die Tür. Es wurde hell. Zwei, vier, fünf, sechs Männer traten

ein und ließen sich auf den am Boden ausgebreiteten Strohdekken nieder.
Jetzt, wo das Licht von unten herauf durch meine Knüppel-Unterlage strahlte, kam sie mir längst nicht mehr so zuverlässig vor. Es gab da beängstigende Lücken. »Sehr fest«, hatte die Alte gesagt. Ich konnte das ganz und gar nicht bestätigen.
Der Regen war durch das beschädigte Dach getropft, hatte den Taubendreck durchnäßt und ihn zu einer ziemlich zusammenhängenden Kruste gemacht. Das mochte der Grund sein, daß der Mist überhaupt noch vorhanden und nicht längst in die Kammer gefallen war.
Nun war ich aber auf der Kruste herumgekrochen. Das hatte Folgen gehabt. Ich sah zu meinem Schrecken, daß ein weißgrauer, stellenweise fingerhoher Überzug die Gegenstände da unten bedeckt hatte, und dazu siebte ununterbrochen ein feiner Staubregen nach. Die Männer merkten das erst, als sie sich hingesetzt hatten.
Der das Licht in der Hand gehabt hatte, ein langer, spindeldürrer Mensch, wahrscheinlich der Fruchthändler Glawa, starrte zornig nach oben und knurrte:
»Diese verdammte Katze! Ich schlage sie tot.«
Ich rührte mich nicht und wagte kaum zu atmen.
Neben Glawa saß mein liebenswürdiger Gastfreund, der Fuhrmann. Dann folgten Saban, der Bettler, und der Bruder Deselims aus Ismilan. Der Bettler hatte einen Arm verbunden und eine tüchtige Beule an der Stirn. Er schien dem Schmied erst nach hartem Kampf entkommen zu sein. Die beiden andern Männer hatte ich noch nicht gesehen. Sie trugen die Koptscha, waren also auch Eingeweihte und hatten ausgesprochene ›Ohrfeigengesichter‹. Der eine trug außer den gewöhnlichen Waffen noch etwas am Gürtel, das ich für eine Schleuder zu halten geneigt war. Ich wußte damals nicht, daß diese Waffe noch heute in jenen Gegenden verwendet wird.
Diese beiden Männer verhielten sich schweigend, nur die anderen sprachen.
Saban erzählte den Vorfall in der Waldhütte und berichtete dann von unserm nächtlichen Zusammentreffen, wobei er in unsere Hände geraten war. Der Schmied hatte ihn an das Pferd gefesselt, so daß er widerstandslos folgen mußte, bis sie am frühen

Morgen ein Dorf erreichten und da bei einem Bekannten des Schmieds eingekehrt waren. Dort aber war ein Freund des Bettlers zu Besuch gewesen und hatte ihn von seinen Fesseln befreit, so daß es ihm gelungen war, auf seinem Pferd zu fliehen. Der Schmied hatte ihn verfolgt und eingeholt. Es war zu einem Handgemenge gekommen, bei dem der Bettler zwar einige kräftige Schläge einstecken mußte, aber doch noch entwischte. Dann war Saban in höchster Eile nach Ismilan geritten und hatte dort im Einkehrhaus erfahren, ich sei dagewesen, aber schon wieder aufgebrochen.

Als der Bruder Deselims erfuhr, daß sein Bruder angeblich durch meine Schuld den Hals gebrochen hatte, war er sofort mit dem Bettler losgeritten, um mich zu verfolgen. Er wußte, daß ich in Melnik bei dem Fruchthändler einkehren würde und ganz bestimmt dort zu finden sein müsse.

Unterwegs waren sie dem davongejagten Führer Albanis begegnet, der ihnen alles Weitere erzählte. Sie erfuhren, daß wir einen Umweg eingeschlagen hatten, und beeilten sich, vor uns in Melnik anzukommen. Das war ihnen auch gelungen, weil sie das Pferd des Bettlers gegen ein besseres vertauscht hatten.

Sie hatten Barud Al-Amasat, Manach Al-Barscha und den mit diesen beiden davongelaufenen Gefangenenwärter in Melnik bei Glawa getroffen und über alles unterrichtet. Die drei waren nach dieser Warnung sofort aufgebrochen, damit sie uns nicht in die Hände fielen, hatten sich aber vorher das feste Versprechen geben lassen, daß man uns die Freude an der weiteren Verfolgung verderben werde.

Man hatte an den beiden östlichen Ausgängen der Stadt auf uns gewartet, um uns zu dem Fuhrmann zu bringen. Alles übrige sollte nun besprochen werden.

»Es versteht sich von selbst«, sagte der Fruchthändler, »daß diese Hundesöhne unsere Freunde nicht einholen dürfen.«

»Nicht einholen?« fragte der Ismilaner. »Weiter soll nichts geschehen? Hat dieser Fremde nicht meinen Bruder getötet? Hat er mich nicht betrogen und mir unsere Geheimnisse entlockt? Hat er nicht eine Koptscha gestohlen, so daß ich ihn nicht nur für einen Eingeweihten, sondern sogar für einen Anführer gehalten habe? Er wird unserm Bund den größten Schaden bereiten, wenn wir ihn wegreiten lassen. Er muß hierbleiben!«

»Wie willst du ihn dazu bewegen?«
»Das fragst du noch? Durch schöne Worte und freundliche Vorspiegelungen bringen wir ihn natürlich nicht soweit. Wir müssen ihn zwingen. Dafür gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder klagen wir ihn an, so daß er verhaftet wird, oder wir halten ihn selbst fest.«
»Weshalb sollte er denn verhaftet werden?«
»Gibt es nicht genug Gründe?«
»Es wird kein Grund etwas nützen. Du hast mir ja gesagt, daß er drei Papiere besitzt: Teskere, Buyuruldu und Ferman. Er steht nicht nur unter dem Schutz der Behörde, sondern ist sogar ein Schützling des Großherrn. Wenn man den Fremden festnehmen will, wird er seine Pässe vorzeigen. Dann wird man eine Verbeugung machen und ihn nach seinen Befehlen fragen. Ich kenne das. Und selbst wenn er verhaftet würde, könnte er darüber lachen. Er ist ein Franke und wird sich auf seinen Konsul berufen.«
»Wir werden also selbst handeln.«
»Aber wie?«
Da machte der Bettler eine energische Handbewegung und sagte:
»Was verliert ihr so viele Worte? Er ist ein Verräter und Mörder. Gebt ihm eine Messerklinge in den Leib, dann wird er schweigen und nichts mehr ausplaudern.«
»Du hast recht«, stimmte der Ismilaner bei. »Mein Bruder ist tot. Blut um Blut! Ihr habt sein Pferd gelähmt, damit er nicht so rasch fliehen kann. Warum lassen wir ihn überhaupt erst davonreiten? Mein Messer ist scharf. Während er schläft, schleiche ich zu ihm und stoße ihm die Klinge ins Herz. Dann ist unsere Rechnung ausgeglichen.«
Da entgegnete der Fuhrmann hastig:
»Das geht nicht. Ich bin euer Freund und Helfer und war bereit, ihn bei mir aufzunehmen, damit wir ihn beobachten können. Aber bei mir darf er nicht sterben. Ich will nicht vor dem Richter erscheinen müssen, weil ein Schützling des Großherrn bei mir ermordet wurde.«
»Feigling!« brummte der Ismilaner.
»Schweig! Du weißt, daß ich nicht feige bin. Ich habe schon genug Ärger, weil mein Knecht schwer verletzt ist. Ich glaube sogar, dieser Fremdling ahnt, was wir getan haben.«

»Wie kann er es ahnen?«
»Er sprach von Stecknadeln. Vielleicht hat er die Nadel im Fuß des Pferdes sogar entdeckt. Diese ungläubigen Frankenhunde haben Augen wie Teufel. Sie sehen alles, was sie nicht sehen sollen.«
Da legte der eine der beiden mir unbekannten Männer den Tschibuk weg und sagte:
»Macht es kurz! Worte sind für Kinder und Weiber. Wir sind Männer und müssen etwas unternehmen. Manach Al-Barscha will in der Ruine von Ostromdscha auf uns warten, damit wir ihm sagen, wie wir diesen Giaur unschädlich gemacht haben. Ich muß ihm mit meinem Bruder hier die Nachricht bringen und habe keine Lust, eine Ewigkeit zu warten.«
Jetzt wußte ich wenigstens, wo ich die Flüchtlinge suchen mußte. Gespannt wartete ich darauf, welcher Beschluß gefaßt werden würde. Es ist ein eigentümliches Gefühl, wenn man hört, daß es einem an den Kragen gehen soll.
Ich bemühte mich darum, mir kein Wort entgehen zu lassen. Um so ärgerlicher war ich, als ausgerechnet jetzt draußen das Heu zu rascheln begann. Ich hob den Kopf. War das vielleicht die Katze, von der Glawa gesprochen hatte? Das Tier spazierte zu einer Zeit hier oben herum, die mir gar nicht paßte. Unten wurde laut gesprochen. Fast noch lauter aber wurde es in diesem Augenblick vor dem Taubenschlag. Es gab einen geräuschvollen Rutsch, dann plumpste es, ich hörte ein ärgerliches ›Ah!‹ und schließlich war es draußen still, unter mir aber auch.
Ein Blick hinunter zeigte mir, daß alle horchten. Auch ihnen war das Geräusch aufgefallen. Ein Glück, daß sie gerade jetzt lauter als vorher gesprochen hatten.
»Was war das?« fragte der Bettler.
»Wahrscheinlich die Katze«, antwortete Glawa.
»Hast du so viele Mäuse da oben?«
»Mäuse und Ratten.«
»Aber wenn es ein Mensch gewesen ist, der uns belauscht?«
»Wer sollte das wagen?«
»Sieh lieber nach!«
»Es wird nicht nötig sein, ich will es aber tun.«
Er stand auf und verließ die Kammer. Jetzt kam ich in Gefahr. Ich zog die Beine an. Er hatte zwar kein Licht bei sich, aber wenn

er fühlte, daß die Tür zum Taubenschlag offen war, schöpfte er bestimmt Verdacht und griff hinein. Ich hörte die Stiege knarren. Er kam wirklich herauf, zum Glück aber nicht ganz.
»Ist da jemand?« fragte er.
Niemand antwortete, aber es raschelte leise im Heu.
»Wer ist da?« wiederholte er.
»Miau!« antwortete es jetzt.
Ein zorniges Fauchen folgte. Es war also doch die Katze, die er vorhin verflucht hatte. Glawa brummte irgend etwas in den Bart und kehrte dann in die Kammer zurück.
»Habt ihr es gehört?« fragte er. »Es war das Vieh.«
Ich hatte schon die Hand am Messer gehabt. Jetzt fühlte ich mich beruhigt, aber nicht für lange Zeit. Bald begann das Geräusch wieder. Ich hörte ein leises, streichelndes Geräusch hinter mir, als untersuche jemand mit tastender Hand den Taubenschlag. Ich horchte auf. Da fühlte eine Hand an meinem Fuß.
»Sihdi!« flüsterte es.
Jetzt kannte ich die Katze!
»Halef?« antwortete ich so leise wie möglich.
»Ja. Habe ich die Stimme der Katze nicht prächtig nachgemacht?«
»Was fällt dir ein! Du bringst dich und mich in die größte Gefahr!«
»Mußte ich nicht nach dir sehen? Du bliebst so lange fort. Ich hatte Sorge um dich. Wie leicht konnte man dich erwischen!«
»Das hättest du abwarten sollen!«
»Soll ich warten, bis man dich umgebracht hat? Nein, ich bin dein Freund und Beschützer.«
»Der mich immer in Verlegenheit bringt. Sei jetzt ganz still.«
»Siehst du sie?«
»Ja.«
»Und hörst du sie auch?«
»Ja doch!« antwortete ich ungeduldig. »Aber ich werde sie nicht mehr hören, wenn du den Mund nicht hältst.«
»Gut, ich schweige. Aber zwei hören mehr als einer. Ich lausche auch, ich komme zu dir.«
Ich hörte, daß er in den Taubenschlag zu kriechen begann.
»Bist du verrückt?« raunte ich ihm zu. »Ich kann dich nicht brauchen. Bleib draußen!«
Leider sprach der Ismilaner in diesem Augenblick so laut, daß

Halef meine Worte gar nicht verstehen konnte. Er kam zu mir hereingekrochen – wahrhaftig, er kam! Ich gab ihm zwar einen tüchtigen Tritt mit dem Fuß; aber der kleine Kerl meinte es gut – zu gut unter diesen Umständen. Er wollte mir unbedingt helfen und schien zu glauben, der Fußtritt sei nur eine zufällige Bewegung von mir gewesen.

Jetzt war er da. Ich drückte mich so weit nach links wie möglich.

»Allah! Wie stinkt es hier!« flüsterte er.

»Hierher, ganz zu mir!« befahl ich ihm. »Dort rechts brichst du durch!«

Er machte eine hastige Bewegung und wühlte dabei eine Menge Taubendreck auf. Unten fluchte der Fruchthändler.

»Zur Hölle mit dieser Katze! Da ist sie jetzt über uns und wirft Dreck herunter!«

»Puh! Ah – oh – – uh!« pustete Halef, dem der scharfe Staub in Nase und Lunge geraten war.

Er hatte sich ganz dicht an mich geschmiegt, deshalb fühlte ich, daß sein Körper eine krampfhafte, wurmartige Bewegung machte.

»Nimm dich in acht!« warnte ich, denn trotz der verbundenen Nase empfand ich einen heftigen Niesreiz.

»Ja, Sihdi! Niemand soll hören – oh – ih – bchch – gchchch – dchchchch – hilf mir, Allah!«

Vergebens kämpfte er gegen den unüberwindlichen Reiz. Ich hörte ein ganz unbeschreibliches Pusten und Keuchen und griff unwillkürlich hinüber, um ihm den Mund zuzuhalten.

»O Allah – Al – ill – ell – ah – ha – ha – hab – habziiih, habzuäuuuuh!«

Da krachte es los, und zwar so kräftig, daß sein ganzer Körper bebte. Aber es krachte auch unter uns. Ich fühlte, daß der ganze Taubenschlag wackelte und bebte.

»Si – Sih – Sihdi, o Mohammed, ich breche durch!«

Der Kleine wollte diese Worte leise sagen, aber da er bereits den Boden unter sich verlor, stieß er sie in seinem Schreck laut wie einen Hilferuf aus. Er faßte mich am Arm. Ich fürchtete, daß er mich auch mit hinunterziehen würde, und riß mich los. Im nächsten Augenblick prasselte es um mich her, als ob das ganze Gebäude zusammenstürze. Entsetzliches Gepolter, eine noch entsetz-

lichere, dicke Taubendreckwolke – unter mir lautes Schreien, Fluchen, Husten und Niesen – der gute Hadschi war mit der Hälfte des Taubenschlags abgestürzt.
Auch ich hing halb in der Schwebe. Ein rascher Schwung brachte mich mit den Beinen aus dem Loch hinaus. Nach einer zweiten, krampfhaften Anstrengung stand ich wieder mit dem ganzen Körper auf den Bohlen. Ich riß das Tuch von der Nase und hustete und nieste, als ob ich es bezahlt bekäme. Jetzt war es ganz gleich, ob man mich hörte.
Unten entstand ein Höllenlärm. Halef war offensichtlich in Gefahr. Das Licht war nicht verlöscht. Hatte man ihn erwischt, oder war er geistesgegenwärtig davongelaufen? So rasch es die Dunkelheit gestattete, rannte ich die Stiege hinab. Der Lärm war mein Führer. Ich fühlte die Kammertür und merkte, daß man sie von außen verriegeln konnte, man brauchte nur den an einer Schnur hängenden Holzpflock vorzuschieben. Von innen war sie nicht

verschlossen. Ich öffnete. Ein dicker Taubendrecknebel, in dem sich das Licht der Lampe kaum behaupten konnte, wallte mir entgegen.
Ich sah ein wüstes Durcheinander von Armen, Beinen und herabgefallenen Holzknüppeln und hörte einen unbeschreiblichen Lärm von hustenden, niesenden, fluchenden Menschen, dazu ein klatschendes Geräusch, als ob jemand aus Leibeskräften eine Peitsche in Bewegung setzte. Ich merkte, daß die Männer sich gegenseitig verprügelten, weil sie glaubten, den unerwarteten Eindringling ergriffen zu haben. Jetzt ertönte Halefs Stimme:
»Sihdi, wo bist du? Bist du auch hier unten?«
»Ja, hier!«
»Hilf, hilf! Jetzt haben sie mich!«
Ich sprang mitten in den Knäuel hinein. Ja, sie hatten ihn. Ich packte Halef, entriß ihn ihren Händen und schleuderte ihn zur offenen Tür hinaus. Einige Faustschläge – sie wichen zurück. Rasch war ich ebenfalls draußen, warf die Tür zu und steckte den Pflock in den Verschluß.
»Halef!«
»Hier!«
»Bist du verletzt?«
»Nein. Komm schnell!«
»Ja, hier die Treppe hinunter.«
Ich faßte seine Hand und zog ihn dorthin, wo ich die Treppe vermutete. Dabei leiteten mich Stimmen, die von unten heraufklangen. Man hatte den Lärm gehört und wollte nachsehen, was er zu bedeuten hatte.
Wir rutschten die Treppe hinunter, rissen dabei einige Personen um, kamen glücklich unten an und liefen über den Hof zu der Stelle, wo ich die Bretter locker gemacht hatte. Als wir durch die Lücke gekrochen waren und stehenblieben, um auszuschnaufen, sagte der kleine Hadschi:
»Allah sei Dank! Mich bringt kein Mensch wieder in einen Taubenschlag!«
»Es hatte dich niemand gebeten, deine Nase hineinzustecken.«
»Du hast recht. Ich bin an allem schuld. Aber schön war es doch, denn ich habe meiner Peitsche Arbeit gegeben, an die diese Leute noch lange denken werden. Hörst du sie schreien? – Horch!«
»Ja. Man sucht uns. Wo sind Osko und Omar?«

»Hier«, antworteten die beiden nicht weit von uns.
»Sind die Pferde bereit?«
»Ja. Wir warten schon lange.«
»Hinaus aus dem Stall und fort aus der Stadt!«
Jeder griff sich sein Pferd. Meine Gewehre hingen am Sattel. Im Hof stiegen wir auf. Das Tor war offen. Wir kamen ungestört auf die Gasse.
Halef ritt neben mir.
»Wohin reiten wir?« fragte er. »Kennst du den Weg? Wollen wir nicht jemand fragen?«
»Nein. Es braucht niemand zu erfahren, welche Richtung wir einschlagen. Wir reiten nach Westen. Wenn wir die Stadt erst hinter uns haben, werden wir schon einen Weg finden.«
»Aber müssen wir denn fliehen? Ist das notwendig?«
»Wir reiten fort. Das ist auf alle Fälle gut. Meinetwegen kannst du es eine Flucht nennen. Ich weiß, wo Barud Al-Amasat steckt. Er ist nicht hier. Wir werden ihn und seine Begleiter suchen.«
Bald lag Melnik hinter uns. Als wir heute von der entgegengesetzten Seite in die Stadt eingeritten waren, hatte ich nicht geahnt, daß wir sie so schnell wieder verlassen würden.

9 *Der Vampir*

Als wir Melnik verlassen hatten, umgab uns dunkle Nacht. Trotzdem merkten wir, daß wir auf einem gebahnten Weg ritten. Vor uns hatten wir den Strumafluß, der von Melnik aus südwärts der reichen Ebene von Seres zufließt. Wir befanden uns auf unbekanntem Boden. Ich wußte nur, daß ich nach Ostromdscha reiten mußte, das manchmal auch Strumnitza genannt wird, weil es an dem gleichnamigen Fluß liegt. Eigentlich hätten wir die Richtung nach Petridasch einschlagen müssen; aber ich konnte mir denken, daß man dies vermuten und uns dahin folgen werde. Deshalb bogen wir bald nach Westen ab. »Wohin willst du, Sihdi?« fragte Halef. »Du weichst ja vom Weg ab.«

»Ich hoffe, du wirst das nicht für einen Zufall halten. Ich suche eine Straße, die parallel zu unserer ursprünglichen Richtung zum Fluß führt. Ich will unsere Verfolger irreführen.«

»Wir müssen aufpassen. Es ist sehr dunkel.«

Wir hatten so etwas wie Brachfeld vor uns. Dann merkte ich, daß wir uns wieder auf einem Weg befanden. Links hörte ich das kreischende Räderknarren eines schweren Ochsenwagens. Diese Richtung schlugen wir ein. Bald hatten wir den Wagen erreicht. Zwei große Büffel schleppten ihn hinter sich her. Der Fuhrmann ging voran. An dem riesigen, in der Mitte hochgeschweiften Joch hing eine Papierlaterne.

»Wohin?« fragte ich den Fuhrmann.

»Nach Lebnitza«, antwortete er und zeigte vorwärts.

Nun wußte ich Bescheid. Dieser Weg führte nach Lebnitza, das am gleichnamigen, in die Struma mündenden Flüßchen liegt.

»Wohin wollt ihr?« fragte er.

»Nach Mikrova.«

»Nehmt euch in acht. Der Weg ist schlecht. Bist du Müller?«

»Gute Nacht!« sagte ich, ohne seine Frage zu beantworten. Er hatte recht, so zu fragen. Beim Schein seiner Laterne hatte ich bemerkt, daß Halef und ich aussahen, als hätten wir in einem Mehlsack gesteckt. Wir hatten noch keine Zeit gefunden, uns zu reinigen. Wollten wir uns die Kleider nicht verderben, dann mußten wir damit bis zum Morgen warten.

Kurze Zeit später hörte ich Hufschlag vor uns. Wir holten einen einsamen Reiter ein, der uns höflich grüßte. Er erkundigte sich:
»Kommt ihr auch aus Melnik?«
Die Frage wurde bejaht.
»Ich will nach Lebnitza. Wohin reitet ihr?«
»Auch dorthin«, antwortete ich.
»Das ist gut. Der Fährmann würde mich nicht übersetzen. Eines einzelnen Mannes wegen tut er das so spät nicht mehr. Da ihr aber auch hinüber müßt, wird er sich doch dazu entschließen, weil er dann mehr verdient. Darf ich mich euch anschließen?«
»Ja, wenn du willst.«
Eigentlich gefiel mir dieser Zuwachs nicht besonders. Da uns der Mann aber als Führer diente, schlug ich ihm seinen Wunsch nicht ab. Ohne ihn hätte ich von der Fähre auch gar nichts erfahren.
Gesprochen wurde nicht mehr. Der Mann ritt seitwärts hinter mir und Halef her und beobachtete uns. Er mußte trotz der Dunkelheit unsere Gewehre bemerken, ebenso auch den hellen Schmutzüberzug, und schien nicht zu wissen, was er von uns halten sollte. Da wir ihn nicht ansprachen, schwieg er ebenfalls.
Am Fluß bog er zur Fähre ab. Wir setzten über und trennten uns drüben nach kurzem Gruß.
Ich wollte keineswegs in Lebnitza bleiben. Den Weg dorthin hatte ich eingeschlagen, um unsere Gegner abzulenken und Petridasch zu umgehen. Von Petridasch führt der Weg an der Strumnitza entlang nach Ostromdscha. Dort lag die Ruine, in der Manach Al-Barscha warten wollte. Ich beabsichtigte, diesen Weg noch in der Nacht zu erreichen. Deshalb ritten wir gleich weiter, auf Derbend zu, das südwestlich von Lebnitza liegt.
Bald merkte ich jedoch, daß Rih zu lahmen begann. Wahrscheinlich hatte der Nadelstich doch Folgen gehabt. Wenn das edle Tier erkrankte, war ich zum Abwarten verurteilt. Ich mußte es schonen und ihm Umschläge machen. Darum war es mir lieb, als ich nach einiger Zeit seitwärts vom Weg einen hellen Feuerschein bemerkte. Wir ritten auf das Feuer zu.
Mitten im freien Feld stand eine lange, niedrige Holzhütte. Bald entdeckte ich, daß wir ein Sahan vor uns hatten. Diese Sahanen sind Gebäude, in denen man Rinder schlachtet und ihr Fett auskocht. Der Türke liebt das Rindfleisch nicht. Bis vor kurzer Zeit hat er es nicht verstanden, den Wert der Rinderherden auszu-

nützen. Man kochte in den Sahanen nur das Fett aus, um es in die größeren Städte zu schaffen. Vom Fleisch wurden meist nur die Lendenstücke in Riemen ausgeschnitten und getrocknet als Nahrungsmittel verkauft.
Vor einer dieser Sahanen hielten wir jetzt an. Der größere Teil diente als Schlacht- und Siederaum, der kleinere schien die Wohnung zu sein. Der Schlachtraum hatte breite Türen, die offenstanden. Dort brannten mehrere Feuer, über denen riesige Kessel hingen. Daneben saßen die Fleischer – wilde, schmutzige, fetttriefende Gesellen. Die Feuer leuchteten weit hinaus ins Feld und tauchten alles in unwirkliches Licht. Die Männer hörten uns kommen und sahen aus den Türen. Wir grüßten, und ich fragte, ob wir einen Rastplatz bekommen könnten. Einer von ihnen kam auf mich zu, besichtigte mich und sagte lachend:
»Ein Mehlwurm, der aus dem Mehlkasten kommt! Ist kein Rotkehlchen da, das ihn fressen möchte?«
Die anderen stimmten in sein Gelächter ein und kamen ebenfalls näher. Das war ein allerliebster Empfang! Ich wollte eine scharfe Antwort geben, aber Halef kam mir zuvor:
»Was sagst du, Fettammer? Leck dir den Talg aus dem Gesicht und reib dir dafür lieber den Verstand mit Unschlitt ein, bevor du dich über andere lustig machst! Deine Schönheit wird nicht größer durch das Lachen, denn dabei zeigst du die Zähne eines Krokodils und die Schnauze einer Bulldogge, die Meerrettich gefressen hat! Hast du vielleicht einen Sohn?«
Das kam so schnell und unerwartet, klang so kräftig und selbstbewußt, daß der Mann in die Falle ging.
»Ja«, antwortete er verblüfft.
»Dann ist das arme Kind der Nachkomme eines Menschen, der kein Gehirn im Kopf hat, weil er zum Volk der Affen gehört. Ich bemitleide ihn!«
Jetzt erst kam dem Fleischer zu Bewußtsein, was der Kleine gesagt hatte. Er griff in den wollenen Fetzen, den er um den Leib trug und in dem ein langes Schlachtmesser steckte.
»Höre ich recht?« knirschte er rot vor Wut. »Was hast du gesagt?«
»Ich sehe, daß dein Verstand nicht groß genug ist, um meine Worte zu fassen, die doch so deutlich waren! Soll ich sie dir wiederholen?«

»Knirps, elender! Soll ich dir dieses Messer in den Leib rennen?«
Ich wollte mein Pferd zwischen ihn und Halef drängen, aber da packte ihn einer seiner Kameraden am Arm und sagte hastig:
»Schweig, sie haben doch die Koptscha!«
Das gab der gefährlich wirkenden Lage sofort eine Wendung. Der Mann betrachtete uns genauer und sagte entschuldigend:
»Verzeihung, ich sah es nicht!«
»Dann öffne nächstes Mal deine holden Augen weiter«, meinte Halef. »Es ist doch leicht zu sehen, daß dieser Effendi, der unser Freund und Gebieter ist, die Koptscha der Anführer trägt! Du hast uns mit Schimpfworten empfangen. Ich sollte dir die Hand so in das Gesicht legen, daß du einen Purzelbaum schlägst, bis in den hintersten Fettkessel. Aber ich bin gnädig gestimmt, deshalb wollen wir dir verzeihen. Gebt uns einen Platz zum Ausruhen, Futter für die Pferde und eine Bürste für unsere Kleider, damit ihr sehen könnt, ob wir wirklich Mehlwürmer sind!«
Halef hatte keine Angst. Dazu kam, daß er mit seinem selbstbewußten Auftreten bisher immer Glück gehabt hatte. Wenn er wirklich einmal in eine vorübergehende Bedrängnis geraten war, hatte ich ihn noch immer herausgeboxt. Darum zeigte er auch jetzt keine Angst vor diesen Männern, obgleich sie durchaus nicht vertrauenerweckend aussahen.
Der Fleischer, an den Halef seine Strafpredigt gerichtet hatte, betrachtete ihn mit einer Art bärbeißigen Wohlwollens, ungefähr so, wie ein amerikanischer Bluthund ein Schoßhündchen betrachten würde, das ihn ankläfft. Auf seinem Gesicht war deutlich der Gedanke zu lesen: Armer Wurm! Ein Biß von mir und ein Schluck, dann habe ich dich gefressen, aber ich will es nicht tun, weil du mir leid tust!
Wir stiegen ab und bekamen geschroteten Mais für die Pferde. Für uns gab es Fleisch in Menge. Ich kümmerte mich zunächst um Rih und bat um einen alten Lappen, den ich für einen nassen Umschlag brauchte. Als ich ihn dem Hengst umlegte, fragte mich einer der Fleischer, ob das Pferd am Fuß krank sei.
»Ja«, antwortete ich. »Es hat einen Stich oberhalb des Hufes erhalten.«
»Da legst du nur Wasser auf? Das kühlt zwar, aber ich weiß ein viel besseres Mittel.«
»Was denn?«

»Ich bin in der ganzen Gegend als Roßarzt bekannt. Es gibt eine Salbe, die die Hitze fortnimmt und alle Wunden schnell heilt. Wenn du dieses Mittel versuchst, wirst du es nicht bereuen.«
»Wir wollen eine Probe machen.«
Das war durchaus kein voreiliger Entschluß. Ich hatte gehört, daß in manchem dieser Sahanen Kuren vorgenommen wurden, deren sich der beste Arzt nicht zu schämen brauchte. Ich hatte mein Vertrauen auch nicht zu bereuen. Rih trug die Salbe drei Tage lang am Fuß, und von einer Wirkung des Nadelstiches war keine Spur mehr.
Halef und ich schliefen bei unsern Pferden im Freien. Osko und Omar zogen die Hütte vor. Kurz nach Anbruch des Tages wurden wir von Treibern geweckt. Sie brachten eine Menge gefesselter Büffel, die entweder wegen ihres Alters oder wegen ihrer Wildheit an das Sahan verkauft worden waren. Da war von Schlafen keine Rede mehr, obwohl wir höchstens zwei Stunden ausgeruht hatten.
Die Tiere sollten sofort geschlachtet werden. Ich wollte sehen, welches Verfahren man dabei anwandte. Man schlang dem Büffel zwei Seile um die Hörner und zog ihn an einem Pfeiler in die Höhe. Oben auf einem Querbalken stand ein Mann, der mit einem Beil so lange auf dem Schädel des armen Geschöpfs herumtrommelte, bis es verendete. Der Todeskampf war schrecklich.
Ich bat um die Erlaubnis, die Schlachttiere erschießen zu dürfen. Die Fleischer lachten, denn sie glaubten nicht, daß die Kugel so ein riesiges und starkknochiges Tier töten würde. Ich bewies ihnen das Gegenteil.
Der erste Büffel, auf den ich schoß, blieb mit tief gesenktem Kopf noch eine ganze Weile bewegungslos stehen. Nicht einmal die Spitze des Schwanzes zuckte. Die Augen stier auf mich gerichtet, stand er mit weitgespreizten Beinen wie eine eiserne Statue.
»Die Beile her! Beile und Stricke!« schrie einer. »Er wird gleich losbrechen!«
»Bleibt ruhig!« antwortete ich. »Er wird nicht losbrechen, sondern tot umfallen.«
Das geschah auch. Ganz plötzlich stürzte das mächtige Tier zu Boden und bewegte sich nicht mehr. So ging es auch mit den andern. Es war keine ehrenvolle Arbeit, diese Tiere zu erschießen, aber ich hatte doch die Genugtuung, daß sie ohne Qual endeten.

Es wunderte mich, daß wir nicht nach unserem Reiseziel gefragt wurden. Vielleicht lag das an der Koptscha des Anführers, die ich trug. Man traute sich nicht, eine Frage zu stellen. Bevor wir aufbrachen, packten wir noch einen Vorrat von gedörrter Büffellende ein. Dieses Fleisch hält sich lange, schmeckt gut und ist nahrhaft. Die Fleischer nahmen keine Bezahlung an. Wir trennten uns zufrieden von ihnen, obwohl unser Empfang keineswegs erfreulich gewesen war.

Nach einer Stunde hatten wir Derbend erreicht. Gegen Mittag befanden wir uns in Jeniköi am linken Ufer der Strumnitza. Hier hielten wir Rast und ritten dann weiter nach Tekirlik.

Die Pferde waren müde. Das war kein Wunder, da sie seit Edirne keine Ruhe mehr gehabt hatten. Deshalb ritten wir gemächlich dahin, links den Fluß und rechts die Höhen, die zur Plaschkawitza Planina aufsteigen. Während dieses Ritts ließ Halef den Kopf hängen. Er hatte schlechte Laune, was bei ihm selten war und mir deshalb auffiel. Auf meine Frage erklärte er, ihm schmerze die Brust.

Das konnte seinen Grund in unserem gestrigen Erlebnis haben. Vielleicht war er auf etwas gefallen, als er in die Kammer stürzte. Ich machte mir Sorgen um den lieben Kerl und beschloß, den Ritt abzukürzen.

In Tekirlik fragte ich nach dem Han. Mir wurde eine Hütte gezeigt, die nicht gerade einladend aussah. Wir stiegen trotzdem ab, ließen die Pferde unter Omars Aufsicht und traten ein. Uns bot sich ein Anblick, der nicht sehr appetitlich war.

In dem kleinen, schwarzgeräucherten Raum saßen mehrere Männer. Der eine war eifrig beschäftigt, sich mit einem Dolchmesser die Zehennägel zu beschneiden. Neben ihm hockte ein zweiter, der einen Gegenstand in der Hand hatte, der vor langen Jahren wahrscheinlich einmal eine Bürste gewesen war. Er rieb sich damit ein Kleidungsstück, das nur er eine Hose nannte. Sie war so schmutzig, und ihr Besitzer arbeitete mit solchem Nachdruck, daß er in eine dichte Staubwolke gehüllt war. Ihnen gegenüber hatte ein dritter einen Napf voll Milch zwischen den ausgestreckten Beinen und schabte Knoblauch in die Milch. An der dritten Wand saß ein vierter auf dem Boden und hatte den Kopf eines fünften im Schoß. Der fünfte war ein bärtiger Arnaut und ließ sich gerade rasieren. Es trug nur in der Mitte des eingeseiften

Schädels ein Haarbüschel. Der Barbier strich alles, was er von dem Hirnschädel des Arnauten schabte, gemächlich an die Wand.
Als diese Herren uns eintreten sahen und unsern Gruß hörten, besichtigten sie uns sorgfältig. Dann fuhren der Fußzehen-Operateur und der Kleiderreiniger in ihren Beschäftigungen fort. Der Mann mit der Milch benützte die Unterbrechung dazu, eine lebensgefährliche Portion Knoblauch in den Mund zu stecken. Der Barbier aber sprang auf, verbeugte sich tief und sagte:
»Seien Sie willkommen! Ihr Diener küßt die Hand!«
Da wir nicht so schmutzig aussahen wie der Hosenbürster, hielt uns der Barbier wahrscheinlich für vornehme Leute.
»Wo ist der Wirt?« fragte ich.
»Draußen!«
»Du bist Barbier?«
»Keine Spur, Effendi! Ich bin der Oberarzt!«
Er sagte das in einem Ton, der nicht stolzer und selbstbewußter sein konnte, zeigte auf den Arnauten und fügte mit wichtiger Miene hinzu:
»Ich werde ihn auch noch schröpfen!«
Bevor ich ihm sagen konnte, daß diese Mitteilung meine Hochachtung sogleich verzehnfacht habe, gab ihm der Arnaut einen kräftigen Fußtritt und rief:
»Hundesohn, wen hast du zu bedienen? Mich oder diesen Kerl dort? Meinst du, ich kann hier so lange liegen, wie es dir gefällt? Ich werde dir zeigen, daß du einen Beamten des Padischah vor dir hast!«
Der ›Oberarzt‹ kauerte sich schnell wieder hin, ergriff das eingeseifte Haupt und fuhr in der unterbrochenen Beschäftigung fort.
Ich hatte eigentlich gleich wieder umkehren wollen; aber das Wort ›schröpfen‹ bewog mich zum Bleiben. Ich wollte sehen, wie der berühmte Heilkünstler die Operation vornehmen würde. Wir hockten uns also auch nieder, so eng wie möglich, um nicht mit den andern in Berührung zu kommen.
Als der Wirt eintrat und nach unseren Befehlen fragte, ließ ich Raki bringen als das einzige, wozu man sich hier entschließen konnte.
Der Barbier war fertig geworden und rieb den glänzenden Schä-

del mit seinem Kaftan ab. Vorher bespuckte er die Stelle des Gewandes, die er zum Abreiben brauchte. Dann entblößte der Arnaut seinen Oberkörper. Es war jedenfalls eine Ehre für uns, daß er sich zu der entschuldigenden Erklärung herbeiließ:
»Ich habe Hautjucken.«
Der ›Oberarzt‹ holte einen Sack aus dem Winkel und zog einige Gegenstände heraus, die ich für alte, hohle Uhrgewichte hielt. Sie mochten je vier Zehntelliter Inhalt fassen. Dazu kam noch ein Instrument, das einer unbrauchbaren Lichtputzschere ähnlich sah. Nun wurde Raki angezündet, und der Doktor hielt eins der Uhrgewichte über die Flamme. Als die Luft durch die Wärme verdünnt worden war, mußte sich der Arnaut auf den Bauch legen, und der Barbier versuchte, ihm den riesigen Schröpfkopf auf den Rücken zu setzen.
Der Rand des Gefäßes war heiß geworden. Der Arnaut fühlte den Schmerz und langte dem Oberarzt eine so kräftige Ohrfeige hinauf, daß der Getroffene sich in seiner ganzen Länge neben den milden Spender hinlegte.
»Was fällt dir ein?« schimpfte der Patient. »Du sollst mich schröpfen, nicht verbrennen!«
»Kann ich dafür?« lautete die Entschuldigung. »Der Schröpfkopf muß ja heiß sein, sonst zieht er nicht.«
Er nahm sich aber nun mehr in acht, und es gelang ihm, zwei der Schröpfköpfe zum Haften zu bringen. Er warf mir einen begeisterten Blick zu, wurde aber durch einen zornigen Ausruf des Arnauten aus seiner Verzückung gerissen:
»Willst du mich umbringen? Wer soll denn solche Schmerzen aushalten?«
»Habe nur einen Augenblick Geduld! Juckt dein Rücken noch immer?«
»Nein. Er brennt und sticht und beißt!«
»Siehst du, daß ich dir Hilfe bringe! Das Jucken ist schon vorüber. Jetzt kommt der Wetzstahl dran.«
Er zog ein langes Eisen aus dem Sack und begann das Gerät, das ich für eine Lichtschere gehalten hatte, zu wetzen. Der Barbier setzte dabei eine so unternehmende Miene auf, als gelte es, einem Nilpferd den Genickfang zu geben. Er prüfte die Schärfe des Instrumentes an einem Balken und kniete dann neben seinem Opfer nieder.

Die Schröpfköpfe waren unterdessen erkaltet und abgefallen. Sie ließen zwei rote, geschwollene Stellen zurück.
Der Heilkünstler setzte an und zählte:
»Bir, iki , ütsch – eins, zwei, drei! Allah! Was tust du? Ist das der Dank dafür, daß ich dir die Gesundheit wiederschenke?«
Im gleichen Augenblick, in dem der Arnaut den Stich spürte, bekam der ›Arzt‹ seine zweite Ohrfeige. Das Opfer war aufgesprungen und faßte den Wundermann beim Kragen.
»Hundesohn, du hast mich halb erstochen!« brüllte er. »Wie kannst du so fahrlässig mit dem Blut eines Dieners des Großherrn umgehen! Soll ich dich aufspießen, oder soll ich dich erwürgen?«
Auch ich stand auf, aber nicht etwa wegen dieser Drohung, die mich nichts anging, sondern aus einem anderen Grund. Der Mann, der an seinen Zehennägeln herumgeschnitzt hatte, war nämlich inzwischen mit dieser Beschäftigung fertig geworden und hatte eine andere, leider nicht appetitlichere, begonnen.
Er hatte das helle Tuch, das turbanartig um seinen Kopf ge-

wickelt war, abgenommen und vor sich ausgebreitet. Dann hatte er einen Holzkamm aus der Tasche gezogen und sich einer Tätigkeit hingegeben, die zwar dem Orientalen nicht oft genug empfohlen werden kann, aber doch nicht unbedingt so öffentlich und unbefangen vorgenommen werden sollte. Er war kein Mohammedaner, denn er trug sein volles Haar. Und diesen Filz eggte er mit seinem Holzkamm schwungvoll durch.

Als nun die ärztliche Behandlung einem aufregenden Schluß zuzusteuern schien, wollte er sich das zarte Schauspiel nicht entgehen lassen. Er stand auf und schüttelte das Tuch ganz einfach aus, und zwar ausgerechnet in unsere Richtung.

Im nächsten Augenblick stand ich draußen, und die anderen waren mitgeflüchtet. Halef meinte lachend:

»Verzeihe ihm, Sihdi, er konnte die kleinen Tierchen nicht länger ertragen.«

Wir bezahlten den Wirt und verließen den nur noch für Insektensammler interessanten Schauplatz. Ein zweiter Han war nicht zu finden und würde auch nicht einladender gewesen sein. Deshalb

waren die Gefährten mit meinem Vorschlag einverstanden, die Nacht lieber im Freien zu verbringen.
Vor dem Dorf holten wir einen ärmlich gekleideten Mann ein, der neben einem zweirädrigen Karren einherging. Das Gefährt wurde von einem mageren Esel gezogen. Ich grüßte den Mann und fragte, wie weit es bis Radowa sei und ob es unterwegs ein Einkehrhaus gäbe. Wir erfuhren, daß das Dorf eine Stunde entfernt lag. Einen Han gab es unterwegs nicht. Wir kamen ins Gespräch. Er benahm sich sehr höflich. Es schien ihn Überwindung zu kosten, die Frage hervorzubringen:
»Du willst in Radowa bleiben, Effendi?«
»Vielleicht rasten wir auch schon vorher!«
»Dann müßtest du im Freien übernachten!«
»Das macht nichts. Der Himmel ist das gesündeste Dach.«
»Du hast recht. Wäre ich nicht arm und ein Christ, dann würde ich dir mein Dach anbieten.«
»Wo wohnst du?«
»Nicht weit von hier. Einige Minuten am Bach aufwärts steht meine Hütte.«
»Und was bist du?«
»Ziegelstreicher.«
»Gerade weil du arm bist und ein Christ, werde ich bei dir bleiben. Ich bin auch Christ.«
»Du, Effendi?« fragte er erfreut. »Ich habe dich für einen Moslem gehalten.«
»Warum?«
Er antwortete achselzuckend:
»Die Christen sind hier alle arm.«
»Ich bin auch nicht reich. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Fleisch haben wir bei uns. Wir brauchen nichts weiter als warmes Wasser für den Kaffee. Hast du Familie?«
»Ja, eine Frau. Ich hatte auch eine Tochter, aber sie ist gestorben.«
Sein Gesicht verzog sich dabei so schmerzlich, daß ich nicht weiterfragen wollte.
Schon nach kurzer Zeit kamen wir an einen Bach, der in die Strumnitza mündete. Wir folgten dem Tal dieses Bachs bis zur Hütte des Ziegelstreichers, die neben einer tiefen Lehmgrube stand. Sie hatte nur eine Tür und eine Fensteröffnung, aber einen

richtigen Schornstein. Neben der Tür war eine Ziegelbank. Hinter dem Häuschen sah ich einen kleinen Gemüsegarten, an den sich eine junge Baumpflanzung anschloß. Alles machte einen freundlichen Eindruck. Seitwärts waren lange Reihen von Ziegeln übereinandergeschichtet, die an der Luft trocknen sollten. Eben kam die Frau aus der Lehmgrube. Sie hatte uns gehört, schien aber über das Auftauchen so vieler fremder Leute erschrokken zu sein.

»Komm nur her!« sagte ihr Mann. »Diese Effendis werden heute bei uns bleiben.«

»O Himmel! Du scherzt!« rief sie.

»Nein, durchaus nicht. Dieser Effendi ist Christ. Du wirst ihn gern willkommen heißen.«

Da hellte sich ihr Gesicht auf.

»Effendi, erlaube, daß ich mich wasche!« sagte sie. »Ich habe in der Grube gearbeitet.«

Sie ging an den Bach, wusch sich die Hände, trocknete sie an der Schürze und nahm sich nun Zeit für die Begrüßung.

»Wir haben noch niemals so vornehme Gäste bei uns gesehen. Wir sind arm, und ich weiß nicht, was ich euch anbieten soll.«

»Wir haben, was wir brauchen«, beruhigte ich sie. »Wir wären weitergeritten, aber weil ich hörte, daß ihr Christen seid, entschloß ich mich, bei euch zu bleiben.«

»Dann kommt nur herein in unsere Hütte! Wir wissen, welche Ehre uns heute widerfährt.«

Das klang herzlich und wohltuend. Sie war wie ihr Mann ärmlich gekleidet, sah aber trotz ihrer schmutzigen Arbeit sauber aus. Rock, Jacke und Schürze waren zerrissen, aber sorgfältig geflickt.

Hinter der Tür lag ein kleiner Raum, der zur Aufbewahrung von Handwerkszeug und auch als Stall des Esels diente. Von da kam man links durch einen zweiten Eingang in die Wohnstube.

Dort stand ein richtiger Ofen, aus Ziegelsteinen aufgeführt. Außerdem gab es einen Tisch, eine Bank und einige Schemel, Handarbeit des Mannes und blitzblank gescheuert. Auf Wandbrettern standen mehrere Gefäße. In der hinteren Ecke erhob sich das Bett, von harzigen, bis zur Decke reichenden Zweigen eingefaßt. Daneben war eine Nische mit dem Bild des heiligen Basilius und einem brennenden Lämpchen davor.

Die Frau blickte den Mann verlegen fragend an. Er gab ihr einen Wink. Während wir ablegten, stand ich am Fenster und sah, daß die Frau mit einer Hacke in der Hand auf Trittsteinen durch den Bach ging und am anderen Ufer in der Nähe eines Busches zu hacken begann. Ich ahnte, worum es sich handelte.
In jenen Gegenden ist es in christlichen Kreisen üblich, festverschlossene Krüge oder andere Gefäße mit Wein gefüllt zu vergraben, bis die Tochter heiratet. Dann holt man sie wieder heraus. Der Wein hat dann eine seltene Güte erlangt. Bei reichen Hochzeiten geht es hoch her, es darf kein Tropfen übrigbleiben.
»Laß den Wein in der Erde«, sagte ich zu dem Mann. »Ich ziehe Wasser vor, und zwei meiner Begleiter sind Mohammedaner und dürfen keinen Wein trinken.«
»Woher weißt du denn, daß ich Wein vergraben habe und ihn holen lassen will?«
»Ich dachte es mir.«
»Ich habe nur einen kleinen Krug voll. Meine Tochter bekam ihn von dem jungen Mann, der dann ihr Verlobter wurde. Wir vergruben den Wein, um bei der Hochzeit einen Ehrentrunk zu haben. Nun ist sie aber gestorben, und ich wollte ihn euch anbieten.«
»Das erlaube ich nicht.«
»Effendi, nimm ihn ruhig! Wir geben ihn euch gern!«
»Ich weiß. Aber es ist wirklich nicht nötig.«
Ich ging hinaus und rief die Frau zurück. Sie gehorchte nur widerstrebend. Ich bat sie, heißes Wasser zu machen. Unterdessen führten wir die Pferde auf eine mit fettem Gras bewachsene Wiese und fesselten ihnen die Vorderfüße. Dann gab ich der Frau Kaffee und bat sie, ihn kleinzustoßen. Ihre Augen leuchteten. Wahrscheinlich hatte sie schon lange keinen richtigen Kaffee mehr getrunken.
Als das Getränk fertig war und die ganze Stube duftete, zogen wir unsere Trinkbecher heraus. Nun kamen unsere Fleischvorräte an die Reihe. Bis wir den Kaffee getrunken hatten, war es Nacht geworden, und der Braten lud zum Essen ein.
Die beiden sollten sich mit uns an den Tisch setzen, waren aber nicht dazu zu bewegen. Sie nahmen kein Stück Fleisch an.
»Verzeih, Effendi!« sagte der Ziegelstreicher. »Wir dürfen heute nicht essen.«

»Warum nicht? Heute ist kein Fasttag.«
»Wir essen montags, mittwochs und freitags nichts.«
»Ich weiß, daß die Mönche bei euch an diesen drei Tagen fasten. Aber ihr seid doch Laien!«
»Wir fasten trotzdem. Wir haben es uns vorgenommen.«
»Eines Gelübdes wegen?«
»Nein. Wir haben kein Gelübde getan, wir haben es so unter uns verabredet.«
»Dann will ich euch etwas Mehl geben, damit ihr euch etwas backen könnt.«
»Ich danke dir! Wir essen gar nichts.«
»Aber selbst eure Priester essen während der Fasttage wenigstens Hülsenfrüchte, Wurzeln und Kräuter.«
»Wir essen wirklich keinen Bissen. Nimm es nicht übel, Effendi.«
Das Ehepaar saß nebeneinander auf dem Schemel. Aus ihren hageren Gesichtern blickte der Hunger und das Leid, und trotz guten Willens brachten sie es nicht fertig, uns nicht zuzusehen. Das tat mir weh. Jeder Bissen quoll mir im Mund. Ich stand auf und ging hinaus, weil ich das nicht länger mit ansehen konnte.
Draußen suchte ich nach einem Platz, der sich zum Lagern eignete und fand bald eine passende Stelle. Es war sternenhell, nicht so dunkel wie an den vergangenen Abenden. Hinter dem Haus stieg eine mit dünnem Buschwerk bestückte Anhöhe zum Wald empor. Oben, wo die Bäume begannen, gab es eine kleine Lichtung. Das hatte ich bei unserer Ankunft von unten gesehen. Diesen Platz suchte ich jetzt auf. Ich fand weichen Rasen, auf dem man prächtig schlafen konnte. Unter einer Platane bemerkte ich etwas Viereckiges, Dunkles. Ich trat näher. Es war ein Grab, über dem an einem Baumstamm ein Kreuz befestigt war. Hatte das Grab etwas mit der Trauer und dem Fasten unserer Wirtsleute zu tun? Wahrscheinlich.
Ich stieg von der Höhe hinab und traf den Wirt unten in der Nähe des Hauses. Er schien sich nach mir umgesehen zu haben.
»Effendi, du bist fortgegangen«, sagte er. »Hast du dich über mich geärgert?«
»Nein. Warum sollte ich mich ärgern?«
»Weil ich deine Gaben zurückwies. Du kommst von der Lichtung herunter. Hast du das Grab gesehen?«
»Ja.«

»Es ist das Grab meiner Tochter. Ich möchte dich etwas sehr Wichtiges fragen. Darf ich?«
»Ja. Ich habe Zeit.«
»Komm bitte da hinüber zu den Pferden. Es braucht kein anderer zu hören, was ich sage.«
Wir gingen zur Weide und setzten uns nebeneinander hin. Es dauerte einige Zeit, bis er einen passenden Anfang fand. Endlich sagte er:
»Als du hinausgegangen warst, sprachen wir von dir. Ich hörte, daß du ein Schriftsteller bist und Bücher schreibst, daß du viele Gelehrsamkeiten gelernt hast und daß es keine Frage gibt, die du nicht beantworten kannst.«
Da hatte der kleine Hadschi wieder einmal den Mund zu voll genommen!
Das war verständlich, denn je heller er mich malte, desto mehr Licht konnte er auch auf sich fallen lassen. Ich antwortete deshalb:
»Das ist nicht wahr. Aber vielleicht kann dir mein Rat doch helfen. Welche Sorge bedrückt dich?«
»Effendi, das ist nicht mit wenigen Worten gesagt. Was glaubst du, gibt es ein Fegefeuer?«
»Ein Fegefeuer? Ja, selbstverständlich.«
»Wir sind nicht davon überzeugt. Und gibt es Gespenster?«
»Nein.«
»Das wäre schön. Leider weiß ich, daß es Seelen gibt, die keine Ruhe finden und als Gespenster wiederkommen. Ich weiß es ganz bestimmt. Deshalb bin ich so unglücklich, und deshalb faste ich auch mit meinem Weib. Wir hoffen, daß wir sie dadurch vielleicht erlösen können.«
»Sie? Wen meinst du?«
»Das Mädchen, an dessen Grab du warst. Meine Tochter.«
»Willst du etwa sagen, daß sie als Gespenst umgeht?«
»Ja.«
»Das ist doch nicht zu fassen! Wer ist so gemein gewesen, einem Vater einzureden, daß seine Tochter als Gespenst spuke?«
»Ich weiß es genau!« versicherte der Ziegelstreicher.
»Hast du sie denn gesehen?«
»Ich nicht, aber andere.«
»Glaube ihnen kein Wort!«

»Aber gehört habe ich sie selbst!«
»Du bist toll! In welcher Gestalt erscheint sie denn?«
»Als Fledermaus ist sie erschienen«, flüsterte er und hielt seinen Mund dicht an mein Ohr. »Man soll nicht davon reden, wenigstens nicht laut. Ich gräme mich zu Tode. Weil du ein großer Gelehrter bist, wirst du mir vielleicht sagen, wie meine Tochter ihre Ruhe finden kann.«
»Du brauchst nur fest daran zu glauben, daß es keine Gespenster gibt, dann bist du auf einmal befreit von deinem Kummer!«
»Das kann ich nicht, weil ich das Gespenst doch immer höre! Und jedesmal genau um ihre Todesstunde.«
»Wann ist das?«
»Zwei Stunden vor Mitternacht. Dann kommt sie durch die Luft gesaust und klopft an unsern Fensterladen.«
»Als Fledermaus? Da klopft sie?«
»Das weiß ich nicht. Ich habe sie nie gesehen. Aber andere haben sie als Fledermaus gesehen, und nun liegt ihr Verlobter todkrank und muß sterben.«
Da stieg mir eine Ahnung auf.
»Meinst du etwa, sie geistert als Vampir herum?«
»Ja, das ist es.«
»Mein Gott! Das ist ja noch schrecklicher, als ich dachte!«
»Nicht wahr? Ich sterbe noch vor Kummer!«
»Ja, stirb vor Kummer! Aber vor Kummer über deine Dummheit! Verstanden?«
Das war hart, aber nicht jede Medizin schmeckt süß. Er saß weinend neben mir, und ich hatte Mitleid mit ihm. Der Aberglaube ist in jenen Gegenden so fest verwurzelt, daß man starke Mittel braucht, wenn man ihn bekämpfen will. Übrigens wollte ich nur wenige Stunden hier bleiben und hatte also gar keine Zeit zu langen Auseinandersetzungen.
»Effendi, ich hatte Trost von dir erwartet«, sagte er, »aber keinen Spott!«
»Ich spotte nicht, ich bin nur entrüstet über deinen gefährlichen Aberglauben. Geh zu deinem Popen und frage ihn. Er wird dir sagen, was für eine Sünde es ist, zu glauben, deine Tochter sei ein Vampir.«
»Ich war ja bei ihm!«
»Was sagte er denn?«

»Dasselbe, was er zu Wlastan gesagt hat, der auch bei ihm gewesen ist.«
»Wer ist Wlastan?«
»Früher war er mein bester Freund, jetzt ist er aber mein ärgster Feind. Sein Sohn war der Verlobte meiner Tochter. Jetzt steht sie aus ihrem Grab auf und saugt ihm das Blut aus dem Leib, so daß er langsam hinsiecht und sterben muß.«
»Wlastan ist beim Popen gewesen! Was hat er denn gesagt?«
»Er hat zugegeben, daß meine Tochter ein Vampir ist.«
»Unmöglich! Ist sie denn ohne Beichte und Absolution gestorben? Man sagt, das sei bei Vampiren immer der Fall.«
»Leider war es so. Der Pope wohnt weit von hier und konnte nicht kommen. Und in Tekirlik durfte ich die Leiche nicht begraben, wegen der Pocken.«
»Ist deine Tochter an dieser Krankheit gestorben?«
»Ja. Es gab damals hier mehrere Blatternkranke. Meine Tochter war krank. Sie hatte Kopfschmerzen und konnte nichts essen. Sie ging hinauf zu Wlastan, um ihre zukünftige Schwiegermutter zu pflegen, die an den Pocken erkrankt war. Kurze Zeit später kam sie wieder nach Hause und hatte Fieber. Es mußte ihr etwas zugestoßen sein, denn sie war so erschrocken. Ich habe aber den Grund nicht erfahren können. Sie sagte im Fieber immer, daß der Sohn Wlastans, ihr Bräutigam, sterben müsse. Dann brachen bei ihr die Pocken aus, und sie starb. Nun ist sie ein Vampir und holt ihren Bräutigam zu sich, wenn wir nicht auf den Vorschlag des Popen eingehen.«
»Welcher Vorschlag ist das?«
»Man muß ihr Grab öffnen und ihr einen spitzen, geweihten Pfahl, der mit dem Fett eines acht Tage vor Weihnachten geschlachteten Schweins bestrichen ist, ins Herz stoßen.«
»Schrecklich! Und du glaubst daran, daß dieses Mittel hilft?«
»Ja. Aber ich gebe die Erlaubnis trotzdem nicht. Der Pope soll kommen und bei dem Kranken wachen. Dann kann ihr Gespenst ihm nichts tun. Wenn das zwölf Nächte lang geschieht, kommt sie nicht wieder, und ihr Geist ist erlöst. Wird die Tote aber im Grab gespießt, fällt sie dem Teufel zu. Es soll entsetzlich sein, wie so ein Vampir schreit und Worte gibt, wenn er gespießt werden soll. Es geschieht stets um Mitternacht. Der Leib des Vampirs verwest nämlich nicht. Er liegt so warm und rot im Grab, als ob

er am Leben sei. Weil ich das Grab meiner Tochter nicht öffnen lassen will, ist Wlastan mein Todfeind geworden.«
»Was ist dieser Mann?« fragte ich.
»Er ist Dachziegelbrenner, während ich nur Luftziegelstreicher bin. Wir stammen beide aus der Gegend von Drenowa und kamen hierher, um die Lehmgruben zu pachten. Er ist wohlhabend, und ich bin arm. Aber er ist nicht stolz, und sein Sohn wollte mein Schwiegersohn werden. Nun ist alles aus.«
»Wohnt Wlastan weit von hier?«
»Eine Viertelstunde am Bach hinauf.«
»Ich werde ihn morgen früh besuchen und ihm meine Meinung sagen. Ihr seid alle beide unglaublich dumm!«
»Dann wäre der Pope ja auch dumm!«
»Vielleicht ist er noch mehr als das. Aber sag, bist du noch nie hinausgelaufen, wenn der Vampir klopfte?«
»Nein. Wie könnte ich das tun! Der Anblick eines Vampirs kostet das Leben.«
»Meinst du, er läßt sich heute sehen?«
»Heute ist Mittwoch, und mittwochs ist er fast immer gekommen.«
»Schön! Ich werde ihn fragen, warum er dich nicht schlafen läßt.«
»Effendi, das darfst du nicht tun! Ich müßte sonst noch eine Leiche begraben.«
»Das ist möglich!«
»Nämlich deine Leiche!«
»Das fragt sich noch. Aber wir müssen Schluß machen. Ich höre meine Gefährten. Sie haben gegessen und suchen mich.«
»Du wirst ihnen doch nichts erzählen?«
»Nur dem kleinen Hadschi werde ich es erzählen. Er wird mir helfen, den Vampir zu vertreiben.«
»Effendi, ich bitte dich inständig, sei nicht unbesonnen! Du opferst dein Leben!«
»Ich werde im Gegenteil sehr besonnen sein. Seit vielen Jahren sehne ich mich danach, ein Gespenst zu sehen. Ich würde mich freuen, wenn dieser Wunsch heute in Erfüllung ginge.«
»Ich sehe, daß du keine Angst hast, und ich kann mir auch denken warum. Wirst du so freundlich sein, mir deinen Zauber zu zeigen?«
»Ja, gern. Hier ist er.«

Ich hielt ihm die geballte Faust unter die Nase.
»Mach die Hand auf, damit ich ihn sehe!«
»Sieh her. Es ist gar nichts in meiner Hand. Die Faust ist der Talisman. Das meinte ich.«
Wir sprachen nicht weiter, denn wir hatten die andern wieder getroffen. Vor dem Haus unterhielten wir uns noch ein paar Minuten, dann sagten wir dem Ziegelstreicher und seiner Frau gute Nacht. Beide wunderten sich, als sie erfuhren, daß wir uns oben in der Nähe des Grabes zur Ruhe legen wollten. Sie rieten uns davon ab, hatten aber keinen Erfolg. Wo ein müdes Menschenkind für immer schläft, darf man ohne Sorge für eine kurze Nacht rasten.
Osko und Omar stiegen hinauf. Ich blieb mit Halef noch zurück und gebrauchte den Vorwand, daß wir nach den Pferden sehen wollten.
»Sihdi, du planst etwas, was die andern nicht wissen sollen?« meinte der Kleine.
»Ja. Hast du schon einmal ein Gespenst gesehen, Halef?«
»Es soll allerlei Dschinns geben, in der Wüste und in den Wäldern, auf den Bergen und in den Tälern; aber ich habe noch keinen Geist gesehen.«
»Vielleicht kann ich dir heute einen zeigen.«
»Wo?«
»Hier. Angeblich kommt nachts manchmal ein Gespenst durch die Luft gefahren und klopft an den Fensterladen des Ziegelstreichers.«
»So? Meinst du, daß es auch heute kommt?«
»Ich weiß es nicht. Hoffentlich.«
»Wir könnten den Geist fragen, ob er einen Paß des Großherrn bei sich hat. Wollen wir?«
»Meinetwegen. In einer halben Stunde beginnt die Zeit, zu der er meistens auftaucht. Kommt er wirklich nicht, dann versäumen wir nur diese wenigen Minuten.«
»Wo warten wir auf ihn?«
»Hier am Bach. Hinter den Büschen liegen wir bequem im Gras und haben das Haus so nah, daß wir es mit fünf Schritten erreichen können. Wir warten, bis das Gespenst wieder verschwinden will, dann fassen wir es von zwei Seiten her.«
»Wollen wir schießen, wenn es sich wehrt?«

»Das wollen wir vermeiden. Wir werden doch zu zweit ein einziges Gespenst festhalten können!«
»Ganz richtig! Eigentlich brauche ich dich gar nicht dabei. Ich bin dein Freund und Beschützer. Du kannst dich ruhig schlafen legen.«
Bei diesen Worten kroch er hinter einen Busch. Ich legte mich nicht weit davon hinter einen andern. Ich war überzeugt, daß der Vampir gar nicht kommen werde. Deshalb dachte ich auch nicht an die nötige Vorsicht und fragte den Hadschi laut nach seinen Brustschmerzen und bat ihn, sich zu schonen, falls es zum Handgemenge käme.
»Sei still, Sihdi«, antwortete er. »Wer einen Dschinn fangen will, der darf ihn nicht durch lautes Sprechen warnen. Das sollst du jetzt hier von mir lernen.«
Natürlich leistete ich diesem Befehl Gehorsam. Der Kleine hatte recht. Lagen wir einmal da, dann mußten wir die Sache auch ernst nehmen. Und ernst war sie ja auf jeden Fall. Ich hatte von diesem Vampir-Aberglauben viel gehört und viel gelesen. Jetzt hatte ich endlich eine Gelegenheit, einen der gespensterhaften Blutsauger aus der Nähe zu betrachten und die beiden Wirtsleute von ihrer Angst zu heilen. Für mich stand fest, daß irgendein grober Schwindel hinter der Sache steckte.
Wir warteten über eine halbe Stunde. Schon wollte ich fortgehen, da kam es geschlichen, schnell und geräuschlos, gerade auf meiner Seite. Es war eine dunkle, männliche Gestalt, die mit gewandten Bewegungen an den Fensterladen glitt und einen Augenblick horchte. Dann brachte der Kerl ein sausendes Geräusch hervor, das ich einmal im Wiener Wurstelprater gehört hatte, als im Kasperltheater der Teufel den Doktor Faust holte. Man muß dabei laut pfeifen, läßt den Ton schwellen und wieder sinken und summt gleichzeitig kräftig. Es klingt so, als ob ein hohler Wind um eine scharfe Felsenecke pfeift. Dann schlug der Mensch zwei- oder dreimal kräftig gegen den Laden und wollte schleunigst davonlaufen. Da hörte ich Halefs Stimme:
»Halt, Schleicher, jetzt haben wir dich!«
Er sprang auf den Mann los, um ihn festzuhalten. Der Geist war aber sehr geistesgegenwärtig. Er versetzte dem Kleinen einen Hieb ins Gesicht und rief:
»Eredj a tatarba!«

Zauber und Aberglaube besitzen in abgelegenen Landstrichen noch große Macht.

Dann lief er davon.
Hätte der Kleine den Mund gehalten und nicht vorzeitig gerufen, dann wäre es anders gekommen. Der Mann floh nach der uns abgewandten Seite, so daß er einen beträchtlichen Vorsprung hatte. Trotzdem rannte ich ihm nach und schimpfte den Hadschi im Vorbeilaufen schnell noch einen dummen, ungeschickten Kerl. Er kam rasch hinter mir her.
Der Flüchtling war ein guter Läufer. Wir mußten uns beeilen, wenn wir ihn einholen wollten. Ich hatte bei den Indianern ge-

lernt, mich mehr fortzuschnellen als zu springen, und kam ihm rasch so nah, daß ich schon die Hand nach ihm ausstreckte. Aber auch jetzt verließ ihn die Geistesgegenwart nicht. Er schwenkte mit einer raschen Bewegung vom Weg ab. Ich flog an ihm vorüber, da ich mich gerade mit beiden Beinen in der Luft befand. Selbstverständlich schlug ich ebenfalls einen Haken. Er lief quer über den Bach. Fast hatte er das Ufer erreicht, da holte ich aus, um mit einem mächtigen Satz hinüberzukommen. Es gelang. Ich faßte dicht hinter ihm Fuß, griff nach ihm und erwischte ihn am Gürtel. Dann stemmte ich mich mit einem Fuß ein, um ihn niederzureißen.

»Az istenért!« entfuhr es ihm.

Hatte er den Gürtel blitzschnell gelockert oder hielt er die starke Anspannung nicht aus – ich hielt plötzlich nur noch einen Fetzen in der Hand und taumelte zurück.

Der Geist aber verschwand schnell ins Gebüsch, wohin ich ihm nicht folgen konnte.

»Hast du ihn?« fragte Halef hinter mir. Er wollte gerade über den Bach springen.

»Nein, aber dich werde ich gleich haben, und zwar bei den Ohren! Gestern brichst du durch den Taubenschlag, und heute jagst du mir diesen Geist durch dein dummes Geschrei fort.«

»Sihdi, das war die reine Begeisterung! Der Dschinn ist wirklich nur aus Angst davongelaufen!«

Das war so drollig, daß ich trotz des Ärgers lachen mußte.

»Natürlich aus Angst und nicht aus Mut! Nun kannst du ihn dir suchen, wenn du ihn nach dem Paß des Großherrn fragen willst!«

»Wir werden beim Anbruch des Tages seine Spur finden.«

»Ja, zur gleichen Zeit, wenn wir von hier aufbrechen müssen.«

»Du hast doch wenigstens etwas von ihm. Was ist es?«

»Wie es scheint, ein alter Lappen, der zum Gürtel des Gespenstes gehört haben muß.«

»Hast du verstanden, was er sagte?«

»Ja, es war ungarisch. Ich werde den Ziegelstreicher fragen, ob er hier einen kennt, der diese Sprache spricht. Hier in dem Gürtellumpen steckt noch etwas. Wir wollen sehen, was es ist.«

Ich hatte nämlich in dem Stückchen Lappen etwas gefühlt, einen runden Gegenstand mit einem Stiel. Ich zog ihn heraus und

wollte ihn gegen den Himmel halten, um ihn besser erkennen zu können; aber der durchdringende Geruch, der mir entgegenströmte, bewies mir auch ohne Licht, daß ich eine alte, vom Tabaksaft durchtränkte Stummelpfeife in der Hand hatte.
»Was ist es?« fragte Halef.
»Eine Tabakspfeife.«
»Allah! Rauchen die Gespenster Tabak?«
»Zuweilen, wie es scheint, und zwar nicht die beste Sorte.«
»Zeig her!«
Er nahm den Stummel und roch daran.
»O weh! Wer daran riechen will, braucht eine kräftige Nase!«
Er hob den Arm und wollte die Pfeife wegwerfen, aber ich hinderte ihn daran.
»Halt! Was fällt dir ein? Ich brauche die Pfeife.«
»Allah behüte dich! Willst du aus ihr rauchen?«
»Nein. Sie soll mir verraten, wer das Gespenst gewesen ist.«
»Du hast recht. Ich hätte sie weggeworfen und wieder einen dummen Streich gemacht.«
»Komm zurück zum Ziegelstreicher!«
Unser Wirt hatte Halefs lauten Ruf, die Worte des unbekannten Gespenstes und unsere Schritte gehört. Es war ihm himmelangst geworden. Als wir bei ihm eintraten, war sein Gesicht kreideweiß.
»Du hast den Vampir gesehen, Effendi?« fragte er und stand hastig auf.
»Ja.«
»Dann mußt du sterben. Wer einen Vampir sieht, bleibt nicht am Leben.«
»Also werde ich sogar sehr schnell sterben, da ich ihn nicht nur gesehen, sondern sogar angefaßt habe.«
»Heiliger Himmel!«
»Ich hätte ihn gern festgehalten. Leider ist er mir entflohen.«
»Durch die Lüfte?«
»Nein, ganz normal auf dem Weg und dann über den Bach. Dabei hat er sogar einige Worte gesprochen.«
»Welche?«
»Eredj a tatarba und az istenért.«
»Das kann kein Mensch verstehen. Wahrscheinlich gehört es zur Sprache der Geister.«

»Durchaus nicht. Es gehört zur Sprache der Magyaren. Der Geist war sehr erschrocken. Die Worte, die er ausrief, stößt man nur im Schreck aus. Gibt es vielleicht hier in der Nähe einen Menschen, der aus Ungarn stammt?«
»Ja.«
»Wer ist er?«
»Der Knecht Wlastans.«
»Das ist aber sonderbar! Kennst du ihn genau?«
»Selbstverständlich.«
»Kennst du auch diese beiden Gegenstände?«
Ich zeigte ihm den Gürtel und die Pfeife.
»Sie gehören dem Knecht«, antwortete er. »Die Pfeife kenne ich gut. Er raucht aus diesem Tonkopf mit Schilfrohr. Wenn er keinen Tabak zum Rauchen hat, beißt er immer ein Stück des tabaksaftdurchzogenen Rohres ab und kaut darauf herum. Er sagt, das sei erst der richtige Genuß. Er ist mein Feind, denn er hatte es auf meine Tochter abgesehen, und wir zeigten ihm die Tür. War er denn auch draußen?«
»Ich weiß es nicht genau. Aber ich glaube, der Vampir wird nicht wiederkommen. Morgen früh werde ich ihn dir zeigen. Ich hatte mir vorgenommen, bei Tagesanbruch weiterzureiten, werde aber nun einige Stunden länger bleiben, um mit dir zu Wlastan zu gehen.«
»Das ist ausgeschlossen, Effendi!« sagte er erschrocken. »Wlastan würde uns hinauswerfen!«
»Ich gebe dir mein Wort, daß er uns zwar unfreundlich empfangen, aber dafür freundlich entlassen wird. Du wirst dich mit ihm aussöhnen.«
»Wie willst du das zustande bringen?«
»Darüber will ich jetzt nachdenken, und deshalb will ich mich zur Ruhe legen.«
Das wollte er nicht zugeben. Unser Erlebnis vor dem Haus war ihm ein Rätsel. Er bat um Erklärungen, aber ich hielt es für besser, ihn warten zu lassen, bis er sich selbst davon überzeugen konnte, daß es keine Vampire und Gespenster gab. Darum ging ich mit Halef hinaus und stieg zu unserem Rastplatz hinauf. Osko und Omar schliefen schon dort oben.
Ich war davon überzeugt, daß Wlastans Knecht auf den Gedanken gekommen war, sich für die Abweisung zu rächen, indem

er die verstorbene Tochter des Ziegelstreichers für einen Vampir ausgab. Morgen früh wollte ich mir den sauberen Vogel vornehmen und zum Geständnis zwingen.
Da wir sehr müde waren, schliefen wir bald ein. Trotzdem war mein Schlaf sehr leicht. Ich hatte das Gefühl, als stehe uns noch irgend etwas bevor.
Hatte ich geträumt oder war es Wirklichkeit, ich hatte ein Poltern gehört, als ob ein Stein von der Höhe herunter durch das Buschwerk rollte. Ich richtete mich auf und horchte. Tatsächlich waren die Schritte mehrerer Menschen zu hören.
Schnell weckte ich meine Gefährten. Einige leise Worte genügten, um sie zu verständigen. Wir verschwanden in der den Schritten entgegengesetzten Richtung hinter den Büschen.
Kaum hatten wir uns dort niedergekauert, da erschienen drüben die Leute, die uns so unliebsam um den Schlaf brachten. Unter der Platane war es dunkler als unter dem sternenhellen Himmel. Trotzdem konnte ich deutlich vier Personen erkennen. Die erste von ihnen schien mehrere Werkzeuge zu tragen, die sie vor dem Grab ins Gras warf. Dahinter führten zwei eine dritte Person, die sie dann sorgsam auf die Erde niedersetzen ließen. Eine von diesen zweien war eine Frau.
»Fangen wir gleich an, Herr?« fragte der erste.
»Ja. Wir müssen rasch machen. Bald ist Mitternacht. Die Teufelshexe soll nicht wieder aus dem Grab steigen können.«
»Wird es uns nichts schaden?« fragte die Frau ängstlich.
»Nein. Ich habe dir doch schon hundertmal gesagt, daß wir ein gutes Werk tun. Nimm die Hacke, András!«
András, zu deutsch Andreas, ist ungarisch. Ich wußte sofort, wen wir vor uns hatten, nämlich den alten Wlastan mit Frau, Sohn und Knecht.
Nichts konnte mir willkommener sein. Ich beschloß, diese Leute gar nicht so weit kommen zu lassen, das Grab zu berühren, sondern ganz kurzen Prozeß zu machen. Ein an die Gefährten gerichteter kurzer Befehl genügte. Wir sprangen auf – ein vierfacher Schrei, und jeder von uns hatte eine der vier Personen beim Kragen, ich den Knecht.
»Nagy Isten – großer Gott!« brüllte er.
Ich riß ihn nieder und hielt ihn am Boden fest, zog das Messer und setzte ihm dessen Spitze an die Gurgel.

»Oh, én szerencsétlen, vége mindennek – o ich Unglücklicher, es ist alles verloren!« stöhnte er.
Ich durfte ihn gar nicht zum Nachdenken kommen lassen.
»Du warst der Vampir!« schrie ich ihn an.
»Ja.«
»Aus Rache dafür, daß die Tochter des Ziegelstreichers dich nicht leiden konnte?«
»Ja.«
»Du hast nachts beim Haus ihres Vaters an den Laden geklopft und den Geist gespielt?«
»Ja.«
Dieses Geständnis reichte eigentlich aus, um die drei andern zu überzeugen. Aber ich dachte daran, daß der Sohn Wlastans seit langem krank war. Das konnte zwar auch nur von der Angst vor dem Vampir kommen, aber mir kam in diesem Augenblick die Frage auf die Zunge:
»Und deinem jungen Herrn hast du heimlich etwas eingegeben?«
»Gnade!« stöhnte András.
»Was?«
»Rattengift, aber alle Tage nur wenig.«
»Er sollte also langsam sterben?«
»Ja.«
»Warum? Sag die Wahrheit, sonst stoße ich dir das Messer in die Kehle!«
»Ich wollte Sohn werden«, stammelte er.
Jetzt war mir alles klar. Die Tochter des Ziegelmachers war zu Tode erschrocken nach Hause gekommen und hatte erzählt, daß ihr Verlobter sterben müsse. Aber sie hatte verschwiegen, woher sie das wußte. Ich legte dem Kerl die Hand noch fester um den Hals und fragte:
»Die Braut deines jungen Herrn hat dich ertappt, als du ihm das Rattengift gabst, und du hast sie durch Drohungen zum Schweigen gebracht?«
War es die Angst vor meinem Messer oder glaubte András, hier in der Nähe des Grabes überirdischen Wesen gegenüberzustehen? Er gestand zitternd vor Angst:
»Ich drohte ihr, daß ich auch ihre Eltern töten würde, wenn sie auf den Gedanken käme, mich zu verraten.«

»Das ist genug. Kommt alle mit hinunter zum Ziegelstreicher.«
Ich riß den Knecht hoch und zwang ihn, vor mir her den Abhang hinabzusteigen. Die andern folgten. Keiner sprach ein Wort. Der Ziegelstreicher schlief noch nicht. Er war überrascht, uns mit seinen Todfeinden eintreten zu sehen.
»Hier«, sagte ich und gab dem Knecht einen Stoß, »hier ist der Vampir. Er lebt von alten Tabakspfeifenrohren und gräbt nachts Leichen aus.«
Der Ziegelstreicher brachte kein Wort hervor. Wlastan hatte die Sprache wiedergefunden. Er streckte seinem Nachbarn die Hände entgegen und bat:
»Verzeih! Wir sind betrogen worden.«
»Wie kommt ihr hierher?«
»Wir wollten das Grab öffnen. Wir hatten den geweihten Pfahl mitgebracht, um ihn deiner Tochter ins Herz zu stoßen. Ich weiß selbst nicht, wie – wie . . .«
Mehr hörte ich nicht. Was jetzt kam, ging mich nichts mehr an. Zusammen mit Halef, Omar und Osko ging ich hinaus.
Wir hörten erregtes Stimmengewirr, das nach einigen Minuten leiser wurde und schließlich ganz verstummte. Dann rief uns der Ziegelbrenner wieder hinein. Er bedankte sich mit Tränen in den Augen für unsere Hilfe. Unterdessen fesselte Wlastan seinem Knecht die Hände und führte ihn in Begleitung seiner Frau weg.
Etwa eine Stunde später kam Wlastans Frau mit einem großen, mit Eßwaren gefüllten Korb. Ihr Mann schleppte einen mächtigen Krug zur Tür herein.
»Effendi«, sagte er, »du hast den Hochzeitswein meines armen Freundes nicht trinken wollen, weil du ihm nicht den letzten Tropfen wegnehmen mochtest. Ich bin reich, deshalb müßt ihr den Wein trinken, den ich eben für euch ausgegraben habe.«
»Einverstanden! Wenn er uns aber schmecken soll, mußt du uns versprechen, daß du dich in Zukunft um deinen armen Freund kümmerst und nicht in all deinem Reichtum zusiehst, wie er sich abschinden muß.«
»Das werde ich tun. Immer, wenn wir beisammensitzen, werden wir an dich und an diesen Abend denken.«
Jetzt begann das Freudenmahl. Meine drei mohammedanischen Begleiter sahen, wie gut uns der alte Wein schmeckte. Das Wasser

mochte ihnen im Munde zusammenlaufen. Da flüsterte Halef mir zu·

»Sihdi, er sieht ganz dick und rot aus und war in die Erde gegraben. Es ist bestimmt kein Wein mehr.«

»Was sonst?«

»Es ist jetzt Blut der Erde. Das darf man doch wohl trinken?«

»Ich glaube schon!«

»Dann erlaube, daß auch wir uns einschenken. Wir wollen fröhlich sein wie ihr!«

Und er schenkte sich ein, mehr als einmal.

Von Schlaf war keine Rede. Als wir am Morgen wieder zu Straße lenkten und das kleine Tal hinter uns hatten, meinte der kleine Hadschi:

»Wenn ich heimgekehrt bin zu Hanneh, der Schönsten unter den Schönen, werde ich sie lehren, aus dem Wein Blut der Erde zu machen, denn ein Tropfen davon überwindet alles Herzeleid der Welt. Allah ist groß, und Mohammed ist sein Prophet!«

Als wir in das Tal der Strumnitza einbogen, sah ich mich vergeblich nach der auf allen Karten verzeichneten breiten und befestigten Straße am Ufer dieses Flusses um. Was wir fanden, war nicht einmal mit einem deutschen Feldweg zu vergleichen. Die Wege, auf denen unsere Bauern auf ihre Felder fahren, sind besser angelegt und unterhalten als diese sogenannte Heerstraße.
Auf diesem holprigen Weg mußten wir ungefähr fünf Stunden reiten, wenn wir Ostromdscha erreichen wollten, ohne unsere Tiere zu überanstrengen. Dieser Ort war das Ziel unseres heutigen Rittes.
Ich hatte einmal ein altes geographisches Werk über die Türkei in den Händen gehabt. Es war Seiner Königlichen Hoheit Karl, dem Fürstprimas des Rheinischen Bundes, Großherzog von Frankfurt, Erzbischof von Regensburg, dem ›hochherzigen deutschen Fürsten, Kenner und Freund der Wissenschaften und großmütigen Beschützer der Gelehrten‹ gewidmet. Als wir nun nach Ostromdscha ritten, fiel mir ein, daß entsprechend diesem Buch Ostromdscha am Rand eines Hügels liegen müsse, auf dessen Höhe ein altes, verwüstetes Schloß stehen sollte. In der Nachbarschaft wurde früher ein berühmter Markt abgehalten, und am Fuß des Berges sollten heiße Quellen zu finden sein. Aber durfte ich heute noch einem ›Panorama der europäischen Türkei‹ trauen, das im Jahre 1812 herausgegeben worden war?
Aus neueren Aufzeichnungen wußte ich, daß die Stadt etwa achttausend Einwohner, meist Türken und Bulgaren, haben solle, die Baumwolle und Tabak anbauten.
Leider spürte Halef noch immer Schmerzen in der Brust. Vom Abenteuer im Taubenschlag schien er eine innere Verletzung davongetragen zu haben. Er klagte zwar nicht, aber ich ließ die Pferde trotzdem langsam gehen, damit er sich nicht überanstrengte. Zu beiden Seiten des Flusses breitete sich eine Ebene aus, die allmählich zu den Welitza-Bergen anstieg, und weiter rechts fielen die Höhen der Plaschkawitza Planina steil ab.
Wir erreichten Radowa, ein trauriges Nest, dessen Bewohner sich dem Bau der edlen Tabakspflanze hinzugeben schienen, und dann

führte die sogenannte Straße über eine alte Brücke auf das jenseitige Ufer des Flusses. Da wir langsam ritten, erreichten wir das Dorf Dabila erst am Nachmittag. Vor Ostromdscha rasteten wir hier zum letztenmal.

Mir fiel auf, daß Halef zuweilen schmerzlich die Lippen zusammenkniff. Darum sah ich mich nach einem zum Ausruhen geeigneten Platz um, als wir durch das Dorf ritten. Ich entdeckte eine lange, ziemlich hohe und stark verfallene Mauer, hinter der Gebäude standen. Ein breites, altertümliches Tor führte in den Hof. Der obere Teil dieses Tores war weiß übertüncht, und darauf sah ich zu meinem Erstaunen in türkischer Schrift die Worte ›Herberge zur Ruhe, Sicherheit und Bequemlichkeit‹. Ob man dieser Inschrift vertrauen durfte?

Die balkanischen Gasthäuser sind von großer Einfachheit.

»Wollen wir hier einkehren?« fragte ich Halef.
»Wenn du willst, Sihdi«, antwortete er; »ich tue, was dir gefällt.«
»Machen wir einen Versuch!«
Wir ritten durch das Tor in den Hof, der von drei niedrigen Gebäuden und der erwähnten Mauer umschlossen wurde.
In der Mitte lag das, was man als die ›Goldgrube des Landwirtes‹ zu bezeichnen pflegt, nämlich die Düngerstelle. Nach ihrer Höhe und ihrem Umfang zu urteilen, mußte der Besitzer reich an dem erwähnten edlen Metall sein, zumal eigentlich der ganze Hof auf die Bezeichnung ›Goldgrube‹ Anspruch erheben konnte. Kaum hatten wir das Tor passiert, da wateten unsere Pferde schon in tiefem Unrat, der sich den Geruchsorganen nicht gerade lieblich bemerkbar machte.
»O Wohlgeruch, o Wohltat der Nase!« rief Halef. »Das ist wirklich eine Herberge der Bequemlichkeit! Wer sich hier niederlegt, der liegt weich. Sihdi, willst du es versuchen?«
»Du bist mein Freund und Beschützer. Ich werde tun, was du mir vormachst«, antwortete ich.
Damit war unser Gedankenaustausch zu Ende, denn eine ganze Meute borstiger Hunde kam heulend auf uns zugestürzt. Es sah aus, als wollten die Bestien uns zerreißen. Ich gab meinem Rappen die Sporen und galoppierte auf sie los. Da stoben sie auseinander und flohen.
Nach Menschen sahen wir uns vergebens um. Die Gebäude rechts und links von uns schienen landwirtschaftlichen Zwecken zu dienen, während der gegenüberliegende Bau das Wohnhaus sein mußte. Aber es gab nichts, was diese Vermutung zur Gewißheit erhoben hätte. Löcher mit Läden ersetzten die Fenster. Einen Schornstein sah ich nicht. Die Tür war eng und niedrig. Trotzdem ritten wir hin und stiegen ab.
Erst jetzt ließ sich ein menschliches Wesen am Eingang sehen. Es war nicht festzustellen, ob diese Person männlichen oder weiblichen Geschlechtes war. Sie trug weite, krapprote Beinkleider, die oberhalb der Knöchel zusammengebunden waren. Ob die Füße in Schuhen steckten oder ob sie unbekleidet waren, das konnte ich nicht unterscheiden. Schwarz waren sie, das stand fest. Vom Hals ging ein Hemd bis zu den Knien herab. Es wurde an den Hüften mit einem Riemen zusammengehalten. Ich vermutete, daß es ein-

mal weiß gewesen sein müsse. Jetzt sah es aus, als ob es zehn Generationen hindurch den Ahnen und Urahnen eines Stubenmalers als Arbeitskittel gedient hätte und dann durch den Schlamm eines Teiches gezogen worden wäre. Hals und Gesicht waren hager und schienen niemals mit Seife und Wasser in Berührung gekommen zu sein. Der Kopf wackelte hin und her wie bei einer chinesischen Pagode. Unter den Tuchfetzen, die ihn bedeckten, hingen wirre graue Haarsträhnen hervor.

»Guten Tag!« grüßte ich. »Wer bist du?«

»Ich bin die Obermagd«, wurde mir würdevoll geantwortet.

»Wo ist der Herr?«

»Drinnen.«

Die Schaffnerin des gastlichen Hauses deutete mit dem Daumen über ihre Schulter in das Innere des Gebäudes.

»Wir wollen ihn begrüßen.«

»Sehr wohl, mein Herr!«

Sie ging zur Seite, um uns Platz zu machen. Ich mußte mich bücken. Einen Hausflur gab es nicht. Das Gebäude bestand nur aus den vier Umfassungsmauern und dem darüberliegenden Strohdach. Das Innere war, wie in dieser Gegend üblich, durch Weidengeflechte in mehrere Kammern abgeteilt.

»Links!« rief uns die Obermagd nach.

Wir folgten dieser Weisung und gingen in den bezeichneten Raum, wo wir den Wirt aber nicht fanden. In der Mitte der Stube standen ein Tisch und vier Bänke. Der Tisch war weiß gescheuert und sah überraschend sauber aus. Auch die Bänke waren rein. Da ich kein Heiligenbild entdecken konnte, vermutete ich, daß der Besitzer dieser Herberge Moslem sein müsse.

In den Maueröffnungen standen Blumen. Der hölzerne Wasserständer in der Ecke war so blank gescheuert, daß man bedenkenlos von seinem kühlen Inhalt schöpfen konnte.

Ich klopfte mit dem Knauf der Reitpeitsche auf den Tisch. Sofort wurde die eine Zwischenwand etwas zur Seite geschoben. Es erschien ein Mann, der nach unseren Wünschen fragte.

Er war türkisch gekleidet und trug einen roten Fes auf dem Kopf. Seine Gestalt war kräftig, und der lange, dunkle Vollbart, der ihm fast bis auf die Brust wallte, gab ihm ein eindrucksvolles Aussehen.

»Bist du der Wirt?« fragte ich ihn.

»Ja, aber ich beherberge niemand mehr«, antwortete er.
»Dann mußt du die Inschrift an deinem Tor entfernen.«
»Das werde ich heute noch tun. Ich lasse sie übertünchen.«
Er sagte das so grimmig, daß man vermuten konnte, er habe als Wirt böse Erfahrungen gemacht.
»Wir wollen auch gar nicht bei dir bleiben«, erklärte ich. »Wir möchten uns nur ausruhen und etwas trinken.«
»Das läßt sich einrichten. Ihr könnt auch einen Imbiß haben.«
»Was hast du zu trinken?«
»Raki und gutes Bier, das ich euch empfehlen kann.«
»Wer hat das Bier gebraut?« fragte ich.
»Ich selbst.«
»Wie bewahrst du es auf?«
»In großen Krügen. Es wird täglich neues gekocht, weil ich es meinen Leuten zu trinken gebe.«
Das war durchaus keine Empfehlung. Er mochte mir die letzten Zweifel ansehen, denn er sagte: »Du kannst es ruhig versuchen. Es ist ganz frisch, erst heute früh fertiggeworden.«
Er war offensichtlich der Meinung, daß das Bier um so besser schmeckte, je jünger es sei. Trotzdem bestellte ich etwas davon, denn ich war neugierig, was für ein Gebräu man hier mit dem Namen Bier bezeichnete.
Er brachte einen großen Krug und setzte ihn auf den Tisch.
»Trink!« munterte er mich auf. »Es gibt Kraft und verscheucht die Sorgen.«
Ich nahm allen Mut zusammen, ergriff den Krug mit beiden Händen und führte ihn zum Mund. Das Zeug roch nicht übel. Ich nahm einen kühnen Zug, noch einen – und trank weiter. Dünn war es, außerordentlich dünn, Münchner Gebräu mit der fünffachen Menge Wasser vermischt, aber es schmeckte doch nicht schlecht. Es war ein Mittel gegen den Durst, weiter nichts.
Auch die andern tranken und gaben ein zufriedenes Urteil ab. Das freute den Wirt. Sein finsteres Gesicht heiterte sich für einige Augenblicke auf, und er meinte selbstbewußt:
»Ich bin gelernter Bierbrauer. Das macht mir hier niemand nach.«
»Woher hast du deine Kunst?«
»Von einem Fremden, der aus dem Bierland stammt. Er hat in Stambul gearbeitet und war eigentlich Schuster. Aber in jenem

Land brauen alle Bier, und darum verstand auch er es gut. Er war sehr arm und wollte zu Fuß in seine Heimat zurück. Ich hatte Mitleid mit ihm und nahm ihn in meinem Haus auf. Dafür hat er mir aus Dankbarkeit das Bierbrauen beigebracht.«
»Wie heißt das Land, aus dem er stammte?«
»Ich habe mir den Namen gemerkt. Es heißt Elanka.«
»Stimmt das wirklich, oder täuscht dich dein Gedächtnis? Kam der Schuster vielleicht aus Erlangen?«
»Erla-, Effendi, du hast recht. So heißt das Land. Ich besinne mich. Das Wort ist nicht leicht auszusprechen. Kennst du es denn?«
»Ja, aber Erlangen ist kein Land, sondern eine Stadt in Bawaria.«
»Ja, ja, du weißt es. Er war ein Bawarialy. Jetzt fällt es mir ein. Bawaria ist ein Teil von Almanya, wo alle Leute Bier trinken. Sogar die Säuglinge schreien schon danach.«
»Hat dir das dieser Schuster gesagt?«
»Ja, Effendi.«
»Ich kenne ihn nicht und weiß auch nicht, ob er schon als Kind Bier getrunken hat. Immerhin hat er dir bewiesen, daß dieses Getränk den Menschen nicht undankbar macht. Können wir auch etwas zu essen bekommen?«
»Ja, Effendi. Sag nur, was dein Herz begehrt!«
»Ich weiß doch nicht, was du hast.«
»Verlange nur! Brot, Fleisch, Geflügel, es ist alles da.«
»Könnten wir vielleicht auch eine Eierspeise bekommen?«
»Ja, das ist möglich.«
»Aber wer wird sie zubereiten? Die Obermagd, die uns draußen empfangen hat?«
»O nein, Effendi, mein Weib. Ich weiß, warum du fragst. Die Magd hat nur im Stall zu tun. Die Zubereitung der Speisen geht sie nichts an.«
»Gut, wir wollen es versuchen.«
Er ging hinaus, um unsere Mahlzeit zu bestellen. Als er wiederkam, setzte er sich zu uns. Diesmal musterte er uns genauer als vorher.
»Ich habe euch nicht sehr freundlich empfangen«, sagte er schließlich. »Ihr dürft mir das nicht übelnehmen. Es gibt Gäste, die einem die Lust am Gästebewirten verleiden.«

»Hast du schlimme Erfahrungen gemacht?«
»Erst heute nacht. Ich bin bestohlen worden.«
»Wie ist das zugegangen?«
»Ich baue viel Tabak. Ab und zu kommt ein Tabakhändler aus Saloniki zu mir und kauft ein. Gestern war er da und zahlte mir die letzte Rate für die vorjährige Ernte. Es waren hundert Pfund. Gerade als er sie mir hier auf den Tisch zählte, lauter goldene Pfundstücke, da kamen drei Fremde, die mich fragten, ob sie bei mir übernachten könnten. Ich hieß sie willkommen und trug das Geld hinüber in meine Schlafstube. Dort haben sie es mir gestohlen.«
»Wie haben sie das angefangen? Ist es denn so leicht, in deine Schlafstube zu kommen? Hat sie auch nur solche Rutenwände wie diese Stube hier?«
»O nein. Sie liegt in der hinteren, linken Ecke des Hauses und wird von den beiden Umfassungsmauern und zwei starken Backsteinwänden geschützt. Die Tür ist stark und mit Eisen beschlagen. Ich habe diese Sicherheitsmaßnahmen getroffen, weil ich dort alles Wertvolle aufbewahre.«
»Wie sind denn die Diebe hineingekommen? Woher wußten sie, daß du das Geld dort aufbewahrst?«
»Du siehst ja, daß alle Trennwände nur aus Geflecht bestehen und leicht verschiebbar sind. Dadurch konnte mir einer von den dreien nachschleichen und beobachten, wohin ich das Geld trug. Dann ist er schnell hinter das Haus gegangen, um durch das Fenster zu sehen, wo ich es versteckte. Als ich es eingeschlossen hatte, fiel mir ein Geräusch auf. Ich ging zum offenen Fensterladen und horchte. Draußen hörte ich Schritte, die sich entfernten. Als ich in die Gaststube zurückkam, fehlte einer von den dreien. Er ließ sich erst nach einigen Augenblicken wieder blicken.«
»Ist dir das nicht sofort aufgefallen?«
»Nein, erst später. Die Schritte konnten auch von einem meiner Knechte stammen, die um diese Zeit meistens hinter dem Haus zu tun haben. Erst als ich den Verlust des Geldes bemerkte, fiel mir diese Beobachtung wieder ein. Als ich nun meine Dienstboten ausfragte, erfuhr ich von einem meiner Tagelöhner, daß er zur fraglichen Zeit hinter dem Haus einem Fremden begegnet sei, der aus meiner Schlafstube gekommen sein mußte.«
»Weißt du vielleicht, wie der Diebstahl ausgeführt worden ist?«

»Das ist mir jetzt noch ein Rätsel. Als ich schlafen ging, war es schon einige Stunden nach Mitternacht. Ich hatte beim Spiel Geld gewonnen und wollte es wegräumen. Als ich das Schränkchen öffnete, war es leer.«
»War es vorher verschlossen? Ich meine, mit einem Schlüssel?«
»Selbstverständlich.«
»Und die Schlafstube auch?«
»Nein, die nicht. Sie steht fast immer offen, weil mein Weib und meine Kinder oft hineingehen und ich dann jedesmal aufschließen müßte.«
»Du sagst, du hättest gewonnen. Mit wem hast du denn gespielt?«
»Mit den drei Männern.«
»Auch mit dem Tabakhändler?«
»Nein. Der war noch vor Einbruch der Nacht fortgeritten. Die Gäste waren noch nicht müde und fragten mich, ob ich ein Kartenspiel mit ihnen wagen wollte. Ich ging darauf ein und gewann fast ein Pfund. Dabei mußte ich mit ihnen Raki trinken. Weil sie mir fleißig zutranken, bekam ich allmählich einen Schwips, so daß ich das Spiel endlich aufgeben mußte.«
»Und dann bist du gleich in deine Schlafstube gegangen, um den Gewinn in den Schrank zu tun?«
»Nein. Vorher mußte ich den dreien das Tor öffnen. Sie meinten, es sei zu spät, um noch schlafen zu gehen. Der Morgen war nah, und sie wollten lieber gleich aufbrechen. Sie bezahlten für das, was sie verzehrt hatten mehr als ich verlangte, und ritten fort.«
»Wohin? Haben sie dir das gesagt?«
»Ja. Sie wollten nach Doiran.«
»Hm, also nach Süden, über Furköj und Oliwetza. Und woher waren sie gekommen?«
»Aus Melnik.«
»Ach! Und es waren drei? Hast du sie dir genau angesehen?«
»Ich habe doch fast sechs Stunden lang mit ihnen gespielt.«
Ich ahnte, daß es sich bei den drei Dieben um die von uns gesuchten Männer handelte. Darum fragte ich weiter:
»Hast du auch ihre Pferde näher betrachtet?«
»Ja. Es waren drei Schimmel.«
»Wie schön!« entfuhr es dem kleinen Halef. »Sihdi, ich habe es sofort geahnt!«

»Ja, du bist ein scharfsinniger Freund und Beschützer deines Herrn.«
»Was hat er geahnt?« fragte der Wirt schnell.
»Das wirst du noch früh genug erfahren!« antwortete ich. »Zunächst bitte ich dich, auf meine Fragen zu antworten.«
»Frag nur! Ich werde alles sagen, was du wissen willst.«
Sein Gesicht nahm nun einen ganz anderen Ausdruck an. Die Worte des kleinen Hadschi ließen ihn vermuten, daß wir irgend etwas von den Dieben wußten. Er war gespannt, mehr zu erfahren. Man sah es ihm an, daß ihn eine unbestimmte Hoffnung zu erfüllen begann.
»Sie waren also schon fort, als du den Verlust des Geldes entdecktest?« meinte ich. »Fiel denn dein Verdacht gleich auf sie?«
»Nein. Zuerst weckte ich meine Leute und fragte sie aus. Sie alle sind ehrliche Menschen. Ich traute keinem von ihnen eine solche Tat zu. Trotzdem suchte ich bei allen nach, ohne jedoch etwas zu finden, was nur den geringsten Verdacht erwecken konnte. Dann dachte ich erst an die drei Fremden. Ich fragte nach ihnen und erfuhr nun von dem Tagelöhner, was er beobachtet hatte.«
»Aber der Diebstahl war zu jener Zeit noch nicht geschehen, als der Tagelöhner den Mann beobachtete. Er muß später ausgeführt worden sein!«
»Das dachte ich mir auch.«
»Mir scheint, daß ein einzelner Mann auch nicht genügt hat, um das Geld zu stehlen. Es waren mindestens zwei nötig. Kannst du dich nicht daran erinnern, ob einmal zwei zu gleicher Zeit hinausgegangen sind?«
»Doch, ganz genau sogar. Zunächst ist mir das gar nicht aufgefallen, ich dachte erst später daran.«
»Wann war das ungefähr?«
»Noch bevor meine Familie schlafen ging.«
»Deine Familie schläft in deinem Zimmer?«
»Ja.«
»Also muß der Diebstahl ausgeführt worden sein, bevor sie sich zur Ruhe legten. Die Diebe haben sich alles gut überlegt. Wie haben sie euch denn von der Sache abgelenkt?«
»Der eine von ihnen zeigte uns Kartenkunststücke. Da sie mir so gut gefielen, erlaubte er mir, alle meine Leute herbeizuholen. Unterdessen gingen die beiden andern weg. Als sie zurückkamen,

sagte er, daß er uns alles gezeigt habe, was er könne. Dann gingen meine Leute wieder fort, und wir spielten weiter.«
Nun ließ ich mir den Kartenkünstler vom Wirt beschreiben und kam zu der Überzeugung, daß es der Gefängnisschließer gewesen sein mußte. Also mußten Manach Al-Barscha und Barud Al-Amasat den Diebstahl miteinander ausgeführt haben. Es war anzunehmen, daß der Schließer von ihrer Absicht unterrichtet gewesen war.
»Also nach dem Verhör deiner Leute bist du zu der Überzeugung gekommen, daß die Fremden die Diebe gewesen sind?« fragte ich weiter. »Was hast du dann getan?«
»Ich habe alle meine Knechte hinter ihnen hergeschickt.«
»Warum bist du nicht selbst mitgeritten?«
»Ich bin schnell nach Ostromdscha zum Polizeikommandanten geritten, um ihm die Sache zu melden und um Saptiyeler zu bitten. Er wollte meinen Wunsch erst nach langer Verhandlung gewähren und nachdem ich fünfhundert Piaster bezahlt hatte. Ich mußte mich verpflichten, alle Kosten zu erstatten, die bei der Verfolgung der Diebe entstehen würden. Außerdem verlangte er eine Belohnung von zehn Pfund für den Fall, daß die Diebe erwischt würden.«
»Dieser ehrenwerte Mann ist ein kluger Verwalter seines eigenen Beutels. Allah erhalte ihn euch noch lange Zeit!«
»Der Teufel mag ihn zu sich nehmen!« erwiderte der Wirt auf meinen Segensspruch. »Der Prophet will, daß Gerechtigkeit auf Erden herrschen soll. Die Beamten des Großherrn müssen uns dienen, ohne Geschenke zu verlangen.«
»Weißt du denn, welche Maßnahmen er plant?«
»Ja. Er will alle seine Saptiyeler nach den Spitzbuben suchen lassen. In allen Dörfern zwischen Dabila und Doiran soll eine große Jagd nach ihnen veranstaltet werden, und er selbst will sich an die Spitze seiner Polizisten stellen.«
»Ich vermute, daß der Herr Polizeichef jetzt daheim auf seinem Polster sitzt, seinen Tschibuk raucht und Kaffee dazu trinkt.«
»Wenn das stimmt, bekommt er es mit mir zu tun.«
»Du wirst es erfahren, denn du reitest jetzt mit uns nach Ostromdscha, um ihn zu besuchen.«
»Ich? Warum?« fragte er erstaunt.
»Das erfährst du später. Hast du dich davon überzeugt, ob er

sein Versprechen gehalten und alle seine Polizisten losgeschickt hat?«
»Ich hatte keine Zeit dazu, denn ich mußte wieder nach Hause, um meine Knechte zu empfangen.«
»Sind sie wieder zurück?«
»Ja. Sie sind bis Furköj und Welitza geritten, ohne eine Spur der Diebe zu entdecken. Da haben sie es für besser gehalten, wieder umzukehren. Ich habe sie kräftig ausgeschimpft, weil sie das auf keinen Fall tun durften.«
»So? Ich finde, sie haben richtig gehandelt.«
»Meinst du? Warum?«
»Selbst wenn sie bis Doiran und noch weiter geritten wären, hätten sie doch niemand gefunden. Die Diebe wollten nämlich gar nicht nach Doiran.«
»Sie sagten es doch selbst! Ich habe es gehört!«
»Dann haben sie dich belogen. Meinst du denn, daß ein Dieb so unvorsichtig ist, die Polizei auf seine Fährte zu lenken?«
»Als sie es sagten, hatten sie mich noch gar nicht bestohlen!«
»Aber sie hatten es längst geplant. Außerdem gab es noch einen andern Grund, weshalb sie dir das wirkliche Ziel ihres Ritts verschwiegen. Sie werden auch noch wegen früherer Verbrechen verfolgt. Sie nahmen an, daß ihre Verfolger hier bei dir einkehren würden, falls sie wirklich nach Dabila kommen sollten. Darum gaben sie eine falsche Richtung an.«
»Effendi«, sagte er, »bist du Polizeibeamter?«
»Sehe ich denn so aus? Nein, wir sind einfache Reisende, die wie jeder andere auf den Schutz der Polizei angewiesen sind. Aber wir sind durch viele Länder gekommen und haben mehr gesehen und erfahren als andere. Darum fällt es uns nicht schwer, uns in deine Angelegenheit hineinzudenken.«
Er nickte verständnisvoll. »Aber da bringt man euer Essen. Ihr sollt es ohne Störung genießen. Wenn ihr fertig seid, können wir weiter über meine Angelegenheiten sprechen. Soll ich euren Pferden Wasser und Futter geben? Ich habe schönen Mais.«
»Ja, gib ihnen etwas davon, und sag einem Knecht, er solle ihnen das Sattelzeug abnehmen und sie mit Wasser begießen. Das wird sie erfrischen. Sie haben uns von Edirne bis hierher getragen, ohne sich ausruhen zu können.«
»Ich habe hinter dem Haus einen schönen Fischteich, dessen Was-

Eine gute bulgarische Mahlzeit besteht immer aus mehreren Gängen.

ser hell und sauber ist. Sollen die Knechte eure Pferde da hineintreiben?«

»Das ist ein guter Gedanke.«

Der Mann schien ein unternehmender und tüchtiger Landwirt zu sein. Die gestohlenen hundert Pfund, nach deutschem Geld eintausendachthundertfünfzig Mark, waren der Preis für nur einen Teil seiner vorjährigen Tabakernte. Er war für hiesige Verhält-

nisse wohlhabend. Und daß er sogar einen Fischteich angelegt hatte, bewies, daß er seinen Grund und Boden gut zu nutzen verstand.
Außerdem verstand er aber auch zu leben. Dafür bekamen wir gleich den Beweis geliefert.
Das Essen wurde von zwei sauber gekleideten Jungen hereingebracht. Es bestand aus mehreren großen, dampfenden und appetitlich duftenden Eierkuchen, zu denen in Essig gelegte und mit Pfeffer gewürzte Melonen und andere Früchte gereicht wurden. Die Speisen lagen, wie ich zu meiner Verwunderung feststellte, auf reinlichen weißen Steinguttellern. Nur die große Melonenschüssel war aus gelbem Ton gebrannt.
Der Wirt beaufsichtigte das Auftragen und befahl dann, als uns sogar ein Körbchen mit Messern, Gabeln und Löffeln vorgesetzt worden war:
»Laßt euch noch vier Servietten und ebenso viele Handtücher geben. Diese Männer hier sind weitgereiste und vornehme Herren. Sie sollen nicht sagen, daß sie beim Handschi Ibarek schlecht bedient worden sind.«
Als ich nun die Servietten nahm und jedem meiner Gefährten eine gab, machte es mir heimlich Freude, ihre fragenden Blicke zu sehen. Sie wußten nicht, was sie mit den weißen, reinlichen Dingern anfangen sollten. Der kleine Hadschi ließ es als einziger darauf ankommen, von mir ausgelacht zu werden.
»Sihdi, was sollen wir mit diesen Tüchern?« fragte er. »Es ist doch schon ein großes Tafeltuch über den Tisch gebreitet.«
»Das sind keine Tafeltücher.«
»Maschallah! Sollen es etwa Taschentücher sein? Es leidet doch keiner von uns unter Schnupfen!«
»Auch das ist es nicht. Diese Tücher werden so vorgebunden, wie ich es euch zeige, damit man sich nicht mit den Speisen die Kleider beschmutzt.«
»Allah akbar! Aber die vornehmen Leute müssen rechte Tolpatsche sein, wenn sie solche Vorhänge brauchen, um die Speisen in den Mund zu bringen und nicht auf die Kleider zu schütten. Ich habe gelernt, anständig zu essen, und meine Jacke wird sich vergebens darauf freuen, den wohlschmeckenden Saft dieser Melone trinken zu dürfen.«
Ich band mir die Serviette absichtlich möglichst ungeschickt vor,

und da die andern es genauso nachmachten, saßen wir nun da wie Kinder, die mit dickem Milchbrei gefüttert werden sollen. Das machte mir im stillen großen Spaß.
Während des Essens bemerkte ich, daß die Pferde hinter das Haus geführt wurden. Der Wirt schien es als echter Moslem für höflich zu halten, uns allein essen zu lassen. Er kam erst wieder herein, als wir fertig waren, und gab den beiden Burschen den Befehl, abzutragen und uns ein Waschbecken zu bringen. Nun kamen auch die Handtücher zu Ehren.
Während wir uns die Hände reinigten, flüsterte mir Halef zu:
»Sihdi, hast du keine Angst?«
»Wovor?«
»Welch eine Zeche wird das geben! Dieses gute Essen, das kühle Bier, Messer, Gabeln und Löffel, ein Tafeltuch, ein Waschbecken, Handtücher und sogar Brustvorhänge aus weißer Leinwand! Ich glaube, Ibarek wird so viel von uns verlangen, wie der Polizeichef von ihm haben will.«
»Mach dir keine Sorge. Ich glaube, daß wir hier gar nichts zu bezahlen brauchen.«
»Meinst du, daß der Wirt auf diesen prächtigen, menschenfreundlichen Gedanken kommen wird?«
»Ganz bestimmt. Wir werden nur den Knechten ein Bakschisch zu geben brauchen.«
»Wenn er so verständig ist, will ich auch von ganzem Herzen heute, morgen und auch übermorgen vor dem Einschlafen den Propheten bitten, sich bei dem Engel des Todes für Ibarek zu verwenden.«
»Warum nur bis übermorgen?«
»Dreimal ist genug. Bis dahin lernen wir vielleicht wieder andere Leute kennen, die uns gut bewirten und deshalb meiner Fürbitte würdig sind.«
Der kleine Hadschi lächelte still und listig vor sich hin.
Nach der Reinigung lud uns der Wirt ein, uns wieder an den Tisch zu setzen. Er wollte den fast leeren Bierkrug noch einmal füllen und bat uns, vorher auszutrinken. Ich lehnte ab.
»Du würdest mich erfreuen, wenn du mir das Schränkchen zeigtest, aus dem dir das Geld gestohlen wurde. Willst du mir den Gefallen tun?«
»Ja. Du kannst gleich mitkommen.«

Halef ging mit. Der Wirt schob zwei der dünnen, geflochtenen Zwischenwände ein wenig zurück. Schon standen wir vor der Tür seiner Schlafstube. Sie war unverschlossen. Ich entdeckte einen Riegel, mit dem man den Raum von innen versperren konnte.
Betten gab es nicht. An den Wänden entlang lief ein niedriges Lattengestell, auf dem Polster lagen. Darauf schlief die Familie, im Sommer gar nicht und im Winter mit Decken oder Pelzen zugedeckt. Die Kleider abzulegen, fiel ihnen nicht ein.
Die Wände waren weiß getüncht. Ihre einzige Zierde bildete der in arabischer Schrift dicht unter dem Strohdach hingepinselte Spruch:
»Der Schlaf des Gerechten wird von Engeln bewacht; am Lager des Ungerechten aber stöhnen die Vorwürfe ihre ängstlichen Klagen.«
Der Raum hatte nur eine Fensteröffnung. Ihr gegenüber hing das bewußte Schränkchen an der Wand.
»Da drin hat das Geld gelegen«, sagte der Wirt. »Ich habe es wieder so zugeschlossen, wie es war, als der Diebstahl geschah.«
»Schließ auf!« bat ich.
Er zog einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und öffnete. Das Schränkchen war leer. Ich untersuchte Schlüssel und Schloß. Es war keine gewöhnliche, leichte Fabrikware. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß ein Schlosser in Ostromdscha das Schloß verfertigt hatte. Meiner Meinung nach konnte man es nicht mit einem Haken oder Stift öffnen.
Desto unerklärlicher war der Diebstahl.
»Weißt du ganz bestimmt, daß du das Schränkchen verschlossen hattest?« fragte ich.
»Ja, ganz bestimmt.«
»War nur das Geld drin?«
»Nein. Auch der Schmuck meiner Frau und noch einige goldene oder silberne Kleinigkeiten.«
»Und die wurden ebenfalls gestohlen?«
»Ja, alles ist fort.«
»Also hatten die Diebe keine Zeit, lange zu wählen. Außerdem wurde der Diebstahl im Dunkeln vorgenommen. Da konnten die Gauner nicht sehen, was Wert für sie hatte und was nicht.«
»Oh, der Schmuck bestand meist aus großen und kleinen Gold- und Silbermünzen. Das werden die Diebe trotz der Dunkelheit

gemerkt haben. Das andere waren Spangen, Brustnadeln und Ringe.«

»Ein vorsichtiger Dieb nimmt solche Sachen nicht mit. Wenn die beiden Männer es doch getan haben, beweisen sie, daß sie keine vorsichtigen und erfahrenen Einbrecher sind. Aber wir müssen jetzt erst einmal herausbekommen, wie sie das Schränkchen geöffnet haben.«

»Ich weiß es schon, Sihdi«, sagte Halef. »Sieh dir das an!«

Er zeigte in den Schrank. Ich sah, daß die Hinterwand locker war. Jetzt untersuchte ich, wie das Schränkchen an die Wand befestigt war. Es hing ganz einfach an einem Nagel, von dem es leicht abgenommen werden konnte.

Ich nahm es ab. Nun zeigte sich deutlicher als vorher, daß die Hinterwand abgerissen worden war. Man sah die Spuren einer starken, widerstandsfähigen Messerklinge.

Die Teile des Schränkchens waren nicht durch Nägel verbunden, sondern miteinander verzinkt. Das Lossprengen der Hinterwand hatte also ein Geräusch verursachen müssen.

»Habt ihr denn nichts gehört?« fragte ich.

»Gar nichts. Wir waren auf die Kunststücke so gespannt, daß wir uns ganz still verhielten. Deshalb hätten wir jeden auffallenden Lärm bemerken müssen. Vielleicht hatten die Diebe die Tür zugemacht.«

»Sie werden sich gehütet haben, sie offenzuhalten. Wahrscheinlich hatten sie sogar den Riegel vorgeschoben, um nicht überrascht zu werden.«

»Dann konnten wir bestimmt nichts hören.«

»Doch! Es gibt keine Trennwände, sondern nur Weidengeflechte im Haus. Das Lossprengen der Hinterwand hättet ihr hören müssen. Ich vermute, daß – hm!«

Ich ging zum Fenster. Es war so groß, daß ein Mann sich hindurchzwängen konnte. Und das Schränkchen war klein genug, daß man es leicht durch das Fenster hinausreichen konnte.

»Kommt mit hinaus!« sagte ich.

Sie folgten mir um das Haus herum.

»Hast du schon außen am Fenster gesucht?« fragte ich Ibarek.

»Nein. Wie hätte ich auf diesen Gedanken kommen sollen? Der Schrank hing im Zimmer. Dort ist der Diebstahl geschehen. Was soll hier draußen schon zu finden sein?«

»Vielleicht sucht man da doch nicht so vergebens, wie du glaubst. Wir wollen sehen! Aber überlaßt das mir. Kommt nur dem Fenster nicht zu nah. Ihr könntet mir die Spuren verwischen.«
Als ich die Stelle vor dem Fenster erreichte, blieben die beiden andern zurück. Dicht an der Mauer wucherte ein üppiges Brennnesselgestrüpp. Unter dem Fenster war es niedergetreten.
»Da siehst du, daß jemand aus dem Fenster gestiegen ist!« meinte ich.
»Aber wahrscheinlich schon vor längerer Zeit. Vielleicht ist es ein Kind gewesen.«
»Nein. Ein Kind war es nicht, denn ich sehe hier die Spur eines großen Männerstiefels im weichen Boden. Und vor längerer Zeit war es auch nicht. Die geknickten Nesseln sind nicht verwelkt. Sie lassen nur ihre Blätter hängen. Ich schätze, daß sie erst gestern geknickt wurden. Auch die Fußspuren sind frisch. Die hohen dünnen Kanten der Eindrücke müßten trocken sein, wenn die Spuren alt wären.«
»Woher weißt du das nur?« meinte Ibarek.
»Dazu braucht man nur ein offenes Auge und ein wenig Nachdenken. Schau her! Hier siehst du die Stelle, wo das Schränkchen gestanden hat. Auf dem feuchten Boden wurde es bestimmt schmutzig, aber die klugen Diebe haben es trotz der Dunkelheit hübsch abgewischt.«
»Woher weißt du das nun auch noch?«
»Weil ich keine Spur von Schmutz an dem Schränkchen gesehen habe, das ist ganz einfach. Wir wollen uns weiter umsehen!«
Ich suchte am Boden, fand aber nichts. Nun zog ich mein Messer, hieb die Brennesseln dicht über dem Erdboden ab und betrachtete die kahle Stelle. Zwischen den Stoppeln konnte etwas liegen. Ich hatte richtig vermutet. An zwei Stellen glänzte es mir golden entgegen. Ich hob die beiden Gegenstände auf. Es war ein dünner Fingerreif mit einem Türkis und ein großer goldener Ohrring.
»Hier haben die Spitzbuben doch etwas verloren«, sagte ich zu Ibarek. »Kennst du diese Ringe?«
»Sie gehören meiner Frau. Ob nicht das andere Ohrgehänge auch da ist?«
»Hilf suchen!«
Unsere Mühe war vergeblich. Es fand sich weiter nichts. Wir wußten nun, wie der Diebstahl ausgeführt worden war. Die

Spitzbuben hatten befürchtet, daß der Lärm gehört würde. Darum war der eine von ihnen aus dem Fenster gestiegen, um das Schränkchen draußen zu öffnen, das der andere ihm nachgereicht hatte.

Was nun noch zu verhandeln war, konnten wir besprechen. Darum wollten wir jetzt wieder hineingehen. Vorher sahen wir nach unsern Pferden.

Sie waren schon aus dem Teich herausgeführt worden, standen mit vorgebundenen Maulsäcken am Ufer und fraßen geschroteten Mais. Ich sagte den Knechten, sie sollten die Tiere in der Nähe des Teiches lassen, wo es nicht so viele Fliegen und Mücken gab wie auf dem schmutzigen Hof. Es war ein Glück, daß ich diesen Einfall hatte, wie sich sehr bald zeigte.

Wir hatten nämlich die Stube kaum erreicht und wollten uns eben an den Tisch setzen, da sahen wir zwei Reiter in den Hof traben. Sie sahen ziemlich heruntergekommen aus. Ihre Pferde taugten nichts, es waren abgetriebene alte Mähren, für die ich keine fünfzig Mark geboten hätte. Und die beiden Männer paßten genau zu ihren Tieren, so zerlumpt sahen sie aus.

»Du bekommst neue Gäste«, machte Halef den Wirt aufmerksam.

»An dieser Sorte liegt mir nichts«, antwortete Ibarek. »Ich werde sie wegschicken.«

Er wollte hinausgehen, um seinen Vorsatz auszuführen, aber ich hielt ihn am Arm zurück.

»Halt!« sagte ich. »Laß sie herein!«

»Warum?«

»Ich muß wissen, was diese Leute reden.«

»Kennst du sie denn?«

»Ja. Aber sie dürfen auf keinen Fall merken, daß wir hier sind. Weder uns noch unsere Pferde sollen sie sehen.«

»Das kann leicht vermieden werden. Ihr braucht nur in meine Schlafstube zu gehen, bis sie wieder fort sind.«

»Meine Gefährten können das tun. Ich muß sie belauschen.«

»Ich weiß zwar nicht, was du damit bezweckst, es läßt sich aber einrichten. Komm, ich werde dich verstecken.«

Er führte mich hinter die eine Trennwand. Dort lehnten mehrere große Bündel geschälter Weiden, aus denen die Wandgeflechte hergestellt wurden.

»Stell dich hinter diese Bündel«, sagte er. »Da kannst du durch die Zwischenräume des Geflechtes in die Stube sehen. Die Fremden werden in deiner Nähe sitzen, so daß du ihre Worte hören kannst, selbst wenn sie nicht so laut sprechen.«
»Aber wenn sie nachsehen, ob sie nicht beobachtet werden?«
»Ich werde die Bündel so hinlehnen, daß du nicht entdeckt werden kannst.«
»Gut! Jetzt brauchst du nur noch zu wissen, daß ich früher aufbrechen muß als die beiden Reiter, die nach Ostromdscha wollen. Und du mußt mitkommen!«
»Ich? Warum?«
»Wir wollen den Dieben dein Geld wieder abnehmen.«
»Sind sie denn in Ostromdscha?«
»Ich habe allen Grund, es zu vermuten. Laß sofort satteln und dein Pferd mit unseren Tieren an eine Stelle schaffen, wo sie nicht von den Fremden gesehen werden können. Sobald ich hier genug gehört habe, schleiche ich in dein Schlafzimmer. Einer deiner Knechte muß dort bereitstehen, um uns zu den Pferden zu führen, bei denen du dich dann auch schnell einfindest. Jetzt geh fort, bevor sie kommen.«
Dieses Gespräch war nur dadurch möglich geworden, weil die beiden Reiter sich gar nicht beeilten, in die Gaststube zu kommen. Sie waren langsam abgestiegen und dann zu einem der Seitengebäude gegangen, wohl ›um zu sehen, ob sie dort nicht etwas fänden, was sie heimlich mitgehen lassen könnten‹, wie der Wirt sich ausdrückte.
Ibarek ging, und ich setzte mich nun zwischen der Flechtwand und den Weidenbündeln auf den Fußboden. Die Zwischenräume der Wand erlaubten mir, die Stube zu überblicken.
Da hörte ich Schritte.
»Sihdi, wo bist du?« fragte die Stimme des kleinen Hadschi jenseits der Bündel.
»Hier stecke ich. Was willst du denn? Du hast hier nichts mehr zu suchen!«
»Pah! Die Männer kommen noch lange nicht! Sie stehen im Stall und sehen sich Ibareks Pferde an. Du hast gesagt, daß du sie kennst. Ist das wahr?«
»Ja, selbstverständlich. Hast du sie denn nicht auch erkannt? Du hast doch sonst ein so gutes Auge! Hast du dir die Männer nicht

angesehen, die unter uns in der Kammer saßen, als wir im Taubenschlag hockten?«
»Auf die dann die Katze mitsamt den Knüppeln herabkrachte, und die Katze war ich! Ja, diese Leute habe ich mir genau betrachtet.«
»Auch die beiden zerlumpten Männer, die links an der Mauer saßen? Es waren Brüder.«
»Ah, Sihdi, jetzt besinne ich mich. Der eine hatte eine Schleuder. Glaubst du, daß sie es sind?«
»Ja. Ich habe mir ihre Gesichter genau gemerkt.«
»O Allah! Sie sagten, daß sie nach Ostromdscha gehen müßten, um den drei Halunken zu melden, was mit uns geschehen sei.«
»Diesen Auftrag bekamen sie von Manach Al-Barscha und Barud Al-Amasat.«
»Sie sind also noch nicht nach Ostromdscha gekommen, und die drei Kerle, die wir suchen und die Ibarek bestohlen haben, bilden sich ein, wir befänden uns nicht mehr auf ihrer Spur. Sihdi, erlaube mir, dir einen guten Vorschlag zu machen! Wollen wir nicht die beiden Kerle unschädlich machen, die du belauschen möchtest?«
»Natürlich müssen wir das tun. Entweder sorgen wir dafür, daß diese beiden ihre drei Kumpane nicht treffen, oder noch besser, wir richten es so ein, daß sie die drei andern auf jeden Fall treffen müssen.«
»Bist du verrückt?«
»Durchaus nicht, Halef. Paß auf. Wir wissen nicht, wie die drei andern zu finden sind. Im Taubenschlag haben wir nur gehört, daß sie sich in der alten Ruine aufhalten, aber wir kennen diese Stelle nicht. Es kann schwer sein, die Ruine zu finden.«
»Sihdi, ich bin dein Freund und Beschützer Hadschi Halef Omar. Meine Augen reichen von hier bis nach Ägypten, und meine Nase ist noch viel länger. Mir wird es leichtfallen, die Ruine zu entdecken.«
»Ebenso leicht ist es möglich, daß du von ihnen entdeckt wirst, und dann werden sie dir keine Zeit lassen, die Sure des Todes zu beten. Nein, wir werden den beiden jetzt nichts tun. Dafür folgen wir ihnen heimlich und beobachten sie. Auf diese Weise sind sie unsere Führer, durch die wir die andern drei in die Hand bekommen.«

»Allah! Dieser Gedanke ist auch nicht schlecht!«
»Deine Anerkennung freut mich. Aber nun verschwinde, und sag dem Wirt, er soll dafür sorgen, daß diese beiden Gäste so lange wie möglich hier festgehalten werden, wenn er mit uns fortgeritten ist. Man soll sie so verpflegen, daß sie lange hierbleiben. Ich will gern bezahlen, was es kostet. Nun geh!«
»Ja, Sihdi, ich verschwinde! Es scheint jemand zu kommen.«
Diese letzten Worte flüsterte er nur noch. Dann schlich er davon. Nun kamen die beiden Erwarteten endlich in die Stube.
Sie fanden den Raum leer. Auch Osko und Omar waren längst gegangen, und der Handschi war dagewesen, um den Bierkrug wegzunehmen.
Jetzt konnte ich die beiden Gauner besser betrachten als vorgestern abend. Sie hatten richtige Galgengesichter. Es gibt Menschen, denen man es sofort ansieht, was man von ihnen zu halten hat. Zu diesem Schlag gehörten sie. Ihre Kleidung war schmutzig und zerrissen. Dafür waren ihre Waffen desto besser und schienen gut gehalten zu sein.
Der eine hatte eine Schleuder am zerrissenen Gürtel hängen, der andere trug die einst so gefürchtete Waffe der vor den Türken in die Wälder geflüchteten Serben und Walachen, einen Heidukkentschakan, dessen gewundener Schaft mit der perligen Haut des Haifisches überzogen war. Ich kannte die Waffe nur vom Hörensagen und hatte sie höchstens hier und da in Sammlungen gesehen.
Die beiden Männer schauten sich im Zimmer um.
»Kein Mensch da«, knurrte der Schleuderer. »Glauben die hier etwa, daß wir den Raki nicht bezahlen können, den wir trinken wollen?«
»Müssen wir ihn bezahlen?« brummte der andere. »Sind wir nicht in die Wälder geflüchtet? Besitzen wir nicht die Koptscha, vor der sich alle fürchten? Wenn wir nicht freiwillig bezahlen, möchte ich doch sehen, wer uns dazu zwingen wollte!«
»Schweig davon! Wir sind nur zu zweit, und Ibarek ist ein reicher Mann, der viele Knechte und Arbeiter hat, gegen die wir nicht aufkommen könnten. Wegen einiger Schlucke Raki begebe ich mich nicht in Gefahr. Aber ärgerlich ist es, daß man sich gar nicht um uns kümmert. Sollten sie es sich einfallen lassen, uns für Vagabunden zu halten?«

»Sind wir etwas anderes?«
»Das will ich nicht gehört haben! Wir sind die Helden der Berge und Wälder, die die Aufgabe haben, das an ihnen begangene Unrecht zu rächen.«
»Manche Leute sagen Räuber statt Helden, was mir allerdings gleichgültig ist. Vielleicht ist nur deshalb niemand in der Stube, weil diese guten Leute draußen an den Wänden stehen, um uns durch die Ritzen anzustarren. Das sollte ihnen aber schlecht bekommen. Sehen wir nach!«
Sie gingen an den Weidentrennwänden entlang. Als sie an die Wand kamen, hinter der ich hockte, meinte der eine:
»Hier hinter diesen Bündeln kann leicht jemand sein. Versuchen wir, ihn herauszukitzeln! Mein Messer ist spitz genug.«
Der Strolch zog sein Messer und stocherte zwischen den Bündeln herum, aber glücklicherweise zu hoch. Wäre ich nicht auf den Gedanken gekommen, mich hinzusetzen, dann hätte er mich bestimmt getroffen.
Ob es mir auch wirklich eingefallen wäre, als Zielscheibe dieses Messerhelden ruhig stehenzubleiben, das war eine andere Frage. Ich hätte den Stoß bestimmt nicht abgewartet.
»Es ist niemand da«, meinte der Mann befriedigt. »Wollte es auch keinem geraten haben! Komm!«
Sie gingen in die Stube zurück und riefen laut nach Bedienung. Der Wirt kam herein, begrüßte sie und entschuldigte sich höflich, daß er nicht gleich habe erscheinen können.
»Ich bereitete mich eben zur Reise vor«, erklärte er ihnen. »Da mußtet ihr etwas warten.«
»Wohin willst du?« fragte der mit der Schleuder.
»Nach Tekirlik.«
Ibarek war so klug, die entgegengesetzte Richtung anzugeben. Trotzdem erkundigte sich der Kerl:
»Was willst du dort? Hast du in Tekirlik Geschäfte?«
»Nein, ich reise zum Vergnügen. Was soll ich euch bringen?«
»Raki. Bring aber genug! Wir haben Durst und werden gern bezahlen.«
Wenn diese Strolche den Branntwein gegen den Durst tranken, mußten sie ausgepichte Gurgeln haben.
»Bezahlen?« erwiderte Ibarek lächelnd. »Ihr seid heute meine ersten Gäste, und ich habe die Gewohnheit, denen, die bei mir am

heutigen Tag als erste kommen, alles ohne Bezahlung zu liefern.«
»So? Was für ein Tag ist denn heute?«
»Mein Geburtstag.«
»Dann wünschen wir dir ein Leben von tausend Jahren. Also, was wir essen und trinken, brauchen wir nicht zu bezahlen?«
»Ihr dürft es gar nicht.«
»Dann bring nur gleich einen Krug voll Raki. Du mußt mit uns trinken.«
»Das kann ich nicht, weil ich sofort aufbrechen werde. Ich will den Geburtstag mit meinen Verwandten feiern, die in Tekirlik wohnen. Aber den ersten Schluck trinken wir zusammen.«
Er ging, um den Schnaps zu holen.
»Du«, meinte der mit dem Heiduckenbeil, »das haben wir gut getroffen. Nicht?«
»Ja«, brummte der andere und grinste vor Vergnügen, »wir werden Ibareks Wunsch in aller Ruhe erfüllen.«
»Wenn er bei seiner Rückkehr erfährt, was wir verzehrt haben, soll er nicht sagen, wir hätten seinen Geburtstag nicht zu feiern verstanden.«
Ich freute mich, daß der Wirt sich einen so klugen Vorwand ausgedacht hatte, um die beiden hier festzuhalten. Er brachte einen Krug Raki, der nach meiner Ansicht ausreichte, um zehn Männer betrunken zu machen. Dazu setzte er ein Glas auf den Tisch und wollte eingießen.
»Halt!« befahl der Schleuderer. »Dieses Näpfchen ist ja nur für Kinder. Wir sind Männer und trinken gleich aus dem Krug. Was Allah gibt, das soll man voll genießen.«
Er machte zwei lange Züge, setzte ab, machte noch einen Zug und zog dann ein Gesicht, als habe er Nektar getrunken. Sein Kumpan folgte diesem Beispiel, trank auch nicht weniger, schnalzte mit der Zunge und meinte, wobei er dem Wirt den Krug entgegenhielt:
»Trink, Freundchen! So einen feinen Tropfen findest du auf der ganzen Erde nicht. Trink aber nicht so viel, damit wir als deine Gäste nicht zu kurz kommen.«
Der Wirt nippte nur und meinte dann:
»Ihr werdet nicht zu kurz kommen und könnt euch den Krug wieder füllen lassen.«

»Wenn du aber wegreitest, wer bedient uns dann?«
»Ich habe meinem Knecht den Befehl gegeben, euch einzuschenken, was ihr verlangt.«
»Du bist ein frommer und würdiger Sohn des Propheten und führst ein verdienstliches Leben, wofür dich der Engel des Todes einst in Abrahams Schoß betten wird.«
»Ich danke euch. Aber ich muß jetzt gehen. Wendet euch an den Knecht, wenn ich nicht mehr da bin.«
»Wo steckt er denn?«
»Draußen auf dem Hof. Es ist kein Mensch hier im Haus. Die Leute sind alle auf dem Feld, werden aber bald zurückkommen.«
Ibarek sagte das, um sie in Sicherheit zu wiegen. Sie sollten überzeugt sein, daß sie sich gemütlich und laut unterhalten konnten.
»Wir wünschen dir gute Reise«, sagte der Tschakanträger. »Vorher möchte ich mich aber bei dir nach etwas erkundigen.«
»Ja?«
»Sind vielleicht vor einiger Zeit drei Männer bei dir eingekehrt, keine gewöhnlichen Männer, sondern vornehme Herren?«
»Hm! Bei mir kehren viele Leute ein. Ihr müßtet mir diese drei schon beschreiben.«
»Das ist nicht nötig. Wir brauchen dir nur zu sagen, was für Pferde sie ritten. Es waren drei Schimmel.«
»Ah, richtig! Die sind gestern abend hier gewesen.«
»Haben sie hier geschlafen?«
»Nein. Sie wollten es zwar tun, aber wir machten ein Spielchen, das fast bis zum Morgen dauerte, und da meinten sie, es wäre besser, gleich weiterzureiten.«
»Haben sie dir ihr Ziel verraten? Wahrscheinlich war es Ostromdscha?«
»Durchaus nicht. Sie wollten nach Doiran.«
»So? Sind sie auch dorthin geritten?«
»Natürlich! Sie haben es doch selbst gesagt. Warum sollten sie auf einen andern Gedanken kommen?«
»Ganz richtig! Du hast also gesehen, daß sie nach Süden davonritten?«
»Ich? Gesehen?« fragte Ibarek erstaunt. »Um das zu sehen, hätte ich ihnen doch durch das ganze Dorf nachlaufen müssen.«

»Ich fragte nur so nebenbei. Aber weiter! Sind nicht später noch andere bei dir eingekehrt, die aus der gleichen Richtung kamen?«
Diese Frage galt mir und meinen Begleitern. Wie ich sie beantwortet hätte, wußte ich. Aber was würde Ibarek sagen? Daß wir gar nicht hier durchgekommen waren, durfte er nicht behaupten. Wir waren ganz offen durch die an der Strecke liegenden Dörfer geritten und von vielen Leuten gesehen worden. Am besten war es also, wenn der Wirt eingestand, wir seien hier gewesen. Und war er sehr pfiffig, dann konnte er sagen, wir seien den drei Männern mit den Schimmeln nach Doiran nachgeritten. Auf diese Weise brachte er die Frager zu der Überzeugung, daß von uns einstweilen keine Gefahr zu erwarten war. Aber ich traute ihm diese Klugheit nicht zu. Darum war ich vom weiteren Verlauf des Gesprächs angenehm überrascht. Der Wirt bewies, daß er auch scharfsinnig sein konnte.
»Es kehrten bei mir seit gestern abend keine Gäste mehr ein«, sagte er. »Ich habe euch ja schon gesagt, daß ihr die ersten seid.«
»Hm! Aber die Männer, die wir meinen, sind ganz bestimmt nach Dabila gekommen.«
»Vielleicht sind sie durch das Dorf geritten, ohne sich hier aufzuhalten.«
»Wahrscheinlich. Das ist uns sehr angenehm, denn wir wollten sie gern einholen. Wir müssen unbedingt mit ihnen reden.«
»Waren es Bekannte von euch?«
»Sogar gute Freunde.«
»Dann solltet ihr ihnen nachreiten und dürft euch hier nicht lange aufhalten.«
»Leider! Wir möchten aber doch zuerst deine Gastfreundschaft ehren und uns deine Gaben schmecken lassen. Vielleicht treffen wir diese vier Männer in Ostromdscha.«
»Vier waren es?«
»Ja.«
»War vielleicht einer dabei, der einen Rappen von edler Abstammung ritt?«
»Ja, ja! Hast du ihn gesehen?«
»Selbstverständlich! Er hatte zwei Gewehre.«
»Das stimmt!«
»Von den drei andern war einer ein kleiner Kerl, dem statt des

Bartes zehn oder elf lange dünne Fäden vom Gesicht herabhingen?«
»Ganz richtig! Du hast sie gesehen. Aber wo bist du ihnen begegnet, wenn sie nicht bei dir eingekehrt sind?«
»Draußen vor dem Tor. Ich stand mit dem Nachbarn dort, als sie kamen. Sie wollten zuerst bei mir einkehren. Als ich ihnen sagte, daß ich der Handschi sei, fragte mich der Dunkelbärtige, der auf dem Araber saß, ob vielleicht drei Männer auf Schimmeln vorbeigekommen seien.«
»Schejtan! Was hast du geantwortet?«
»Natürlich die Wahrheit.«
»O weh!«
»Warum denn?«
»Es entfuhr mir nur so. Sprich weiter!«
»Der Mann fragte mich, wann die drei dagewesen, wie lange sie geblieben und wohin sie dann geritten seien.«
»Und was hast du ihm geantwortet?«
»Alles, was ich wußte. Ich sagte ihm, daß die drei Schimmelreiter nach Süden in Richtung Doiran geritten seien. Hätte ich das etwa nicht tun sollen?«
»O doch, das war ganz richtig. Was taten sie dann?«
»Der Reiter sagte, er müsse den andern schnell folgen und könne deshalb nicht bei mir absteigen. Er fragte mich genau nach dem Weg von hier nach Doiran.«
»Ist er auch in dieser Richtung fortgeritten?«
»Soweit ich feststellen konnte, ja. Ich habe ihn und seine Begleiter bis vor das Dorf begleitet und ihnen alles ausführlich erklärt. Dann jagten sie im Galopp davon, auf Furköj zu. Sie schienen es sehr eilig zu haben.«
»Also weißt du genau, daß sie nach Süden geritten sind und nicht etwa nach Ostromdscha?«
»Ihr dürft mir ruhig glauben. Ich habe lange gestanden und ihnen nachgeschaut, bis sie hinter den Bergen verschwanden. Der Rappe gefiel mir so gut, daß ich ihn nicht aus den Augen lassen konnte.«
»Ja, er ist ein prachtvolles Pferd. Das ist wahr.«
»Nun müßt ihr auch nach Doiran reiten, da ihr mit diesen vier Männern reden wollt?«
»Allerdings. Aber wir haben nun keine Eile mehr, weil wir wissen, daß sie in Doiran auf uns warten werden.«

Raki-Flasche. Raki ist ein aus Rosinen vergorener Branntwein, der mit Anis gewürzt ist.

»Dann freut es mich, daß ich sie gesehen und mit ihnen gesprochen habe. Sonst hätte ich euch keine Auskunft geben können. Aber nun muß ich fort. Ihr dürft es mir nicht übelnehmen, daß ich nicht länger bei euch bleiben kann.«

Die Strolche bedankten sich überschwenglich und verabschiedeten sich von Ibarek, als hätten sie ihm ihre ganze Liebe geschenkt.

Als er fort war, schlug der Schleuderer mit der Faust auf den Tisch und rief:

»Ein Glück! Jetzt sind wir diese Sorge los. Sie sind nicht nach Ostromdscha geritten!«

»Ja, das paßt uns gut in den Kram. Sehr klug von Manach Al-Barscha und Barud Al-Amasat, daß sie dem albernen Kerl von Wirt eingeredet haben, sie wollten nach Doiran! Nun sind die Hundesöhne, die uns belauschten, auch dorthin geritten und werden uns vergeblich suchen.«

»Ich war noch nie in Doiran und weiß nicht, wie weit es bis dorthin ist.«

»Ich glaube, daß man sieben Stunden reiten muß. Die Kerle werden erst am Abend dort ankommen. Morgen erkundigen sie sich. Dann erfahren sie, daß sie an der Nase herumgeführt wurden. Vor übermorgen mittag haben wir sie auf keinen Fall in Ostromdscha zu erwarten. Wir können also hier essen und trinken, soviel und solange es uns beliebt.«

»Das freut mich mehr, als wenn ich selbst heute meinen Geburtstag hätte. Ob der Handschi wohl heute wieder zurückkommt?«

»Wird ihm nicht einfallen!«

»Wir hätten ihn fragen sollen.«

»Warum?«

»Wenn er erst morgen zurückkehrt, müßten wir heute den ganzen Tag hierbleiben. Wir sind seine Gäste und bekommen alles, was wir verlangen, ohne daß wir einen einzigen Para zu zahlen brauchen. So etwas muß man ausnützen.«

»Ich glaube, diese Sorge ist überflüssig. Der Wirt bleibt bestimmt bis morgen dort.«

»Meinst du?«

»Wenn man seinen Geburtstag begeht, fällt doch die Hauptfeier immer auf den Abend.«

»Das ist wahr.«

»Wenn das Fest zu Ende ist, dann ist Mitternacht längst vorüber. Glaubst du, daß er sich dann noch aufs Pferd setzt, um vier lange Stunden bis nach Hause zu reiten?«

»Dazu wird er wohl keine Lust haben. Der Handschi wird viel trinken und morgen lange schlafen. Wahrscheinlich kommt er nicht vor Mittag nach Hause. Wir können also über Nacht hierbleiben. Die vier Fremden sind jetzt nicht mehr zu fürchten, wir haben also gar keine Eile.«

»Gut! Also bleiben wir! Wenn ich an die vorletzte Nacht denke, könnte ich mich heute noch ärgern. Dieser Ungläubige, der den Rappen reitet, war in unserer Gewalt, und wir haben ihn entkommen lassen!«

»Ja, es war unverantwortlich. Ein Messerstich hätte genügt, und der Kerl wäre unschädlich gewesen!«

»Es kam alles so plötzlich! Man konnte sich gar nicht besinnen. Kaum tauchten die Kerle auf, da waren sie auch schon wieder verschwunden.«

»Wie sind sie nur auf den Gedanken gekommen, sich im Tauben-

schlag zu verstecken? Wer hat ihnen überhaupt gesagt, daß wir eine Besprechung machen wollten?«
»Der Schejtan hat es ihnen erzählt. Diese Giaurs werden alle vom Teufel geholt. Darum hilft er ihnen schon zu Lebzeiten. Kein anderer hat es ihnen verraten. Aber wehe ihnen, wenn sie nach Ostromdscha kommen! Sie sollen in die Hölle fahren, alle vier!«
»Hm! Uns beide geht die Sache eigentlich nichts an. Wir sind nur die Boten und werden dafür bezahlt.«
»Aber wer mich bezahlt, dessen Freund bin ich, und dem stehe ich bei.«
»Auch mit einem Mord?«
»Warum denn nicht, wenn es Geld einbringt? Ist es etwa eine Sünde, einen Giaur zu töten?«
»Nein, es ist sogar ein sehr verdienstvolles Werk. Wer einen Christen tötet, der steigt dadurch um eine Stufe höher zum siebenten Himmel. Das ist die alte Lehre, auf die heute die Leute leider nicht mehr hören wollen. Es juckt mich in den Fingern, diesem Fremden eine Kugel zu geben, wenn er nach Ostromdscha kommt.«
»Ich bin dabei.«
»Bedenke, welchen Vorteil wir davon hätten! Erstens würden wir gut bezahlt, und zweitens gehörte uns alles, was er bei sich hat. Sein Pferd ist allein ein Vermögen wert. Der Stallmeister des Padischah würde uns eine große Summe dafür zahlen, wenn wir es zu ihm nach Stambul brächten.«
»Oder auch gar nichts!«
»Wie kommst du auf diesen Gedanken?«
»Er würde uns fragen, woher wir es haben. Und dann würden wir ein dummes Gesicht machen. Aber ich fürchte, daß es gar nicht soweit kommen wird.«
»Warum nicht?«
»Manach Al-Barscha und Barud Al-Amasat werden ebenso klug sein wie wir.«
»Hm! Das ist richtig. Aber wir können sie ja leicht betrügen.«
»Wie denn?«
»Wir verschweigen ihnen einfach, daß der Fremde nach Doiran geritten ist. Wir sagen ihnen nur, er sei entkommen, und wir wüßten nicht, wohin er geritten ist. Dann reiten wir übermorgen nach Doiran und überfallen die vier Kerle.«

»Dieser Gedanke ist prächtig. Ich fürchte nur, daß Manach und Barud sich nicht täuschen lassen werden.«
»Dann müßten wir uns schon sehr dumm anstellen.«
»Wer weiß, wie lange es dauert, bis wir sie gefunden haben.«
»Keine Stunde.«
»Ich bin vom Gegenteil überzeugt. Wir wissen nur, daß wir zur Ruine kommen sollen. Da können wir lange suchen.«
»Hast du vergessen, daß wir uns an den alten Mübarek wenden sollen?«
»Das weiß ich. Aber erstens fragt es sich, ob sie ihm ihren Aufenthaltsort wirklich genau mitgeteilt haben, und zweitens kennen wir den Alten nicht.«
»Er soll auch die Koptscha haben, das geheime Zeichen unseres Bundes.«
»Das ist noch kein Grund, uns jedes Geheimnis mitzuteilen.«
»Außerdem haben wir das Schlüsselwort, das Barud Al-Amasat uns sagte und das er auch dem alten Mübarek geben wird. Es ist das Zeichen, daß uns der Mübarek das Versteck erklären oder zeigen soll. Finden werden wir sie also sofort. Das macht mir keinen Kummer. Es fragt sich nur, was sie dort von uns verlangen werden.«
»Verlangen? Wir haben keine Zeit. Sonst können wir doch den vier Fremden nicht nachreiten!«
»Wir müssen gehorchen. Du weißt doch, daß Befehlsverweigerung streng bestraft wird.«
»Wenn ich krank bin, kann ich nicht gehorchen.«
»Du willst dich krank stellen? Das müßte ich dann auch tun, und das würde auffallen. Warum sollten wir zufällig alle beide krank geworden sein?«
»Es wird uns schon eine gute Ausrede einfallen. Aber da reitet der Wirt zum Tor hinaus! Trink, damit wir feststellen können, ob uns der Knecht den Krug auch wirklich wieder füllt.«
Sie tranken und tranken und hatten den Krug zu meinem Erstaunen wirklich bald leer. Dann ging der eine zum Fenster und rief nach dem Knecht.
Die beiden durstigen Gäste erfuhren von ihm, daß er ihnen bringen werde, was sie verlangten. Sie gaben ihm den Befehl, zunächst den Krug wieder zu füllen.
Von zwei Krügen solchen Rakis hätte ein Rhinozeros betrunken

werden müssen. Ich war davon überzeugt, daß sie bald in einen Zustand verfallen würden, in dem es für mich nichts mehr zu belauschen gab.
Als der volle Krug gebracht wurde, saßen sie wirklich nur noch stumpfsinnig da, blickten stier vor sich hin und tranken in kurzen Abständen. Ich sah ein, daß von ihnen nichts mehr zu erfahren war, und beschloß, mich auf den Weg zu machen.

Ich war nicht besonders zufrieden mit meinem Erfolg. Was hatte ich erfahren? Daß der Schut, der geheimnisvolle Anführer der Männer, die in ›die Berge gegangen waren‹, seine Untertanen sehr streng behandelte, hatte ich schon vorher gewußt.
Ich hatte gehört, daß Barud Al-Amasat, Manach Al-Barscha und der mit ihnen aus Edirne entflohene Gefängnisschließer in der Ruine von Ostromdscha zu suchen waren. Aber damit konnte ich nicht viel anfangen. Vielleicht hielten sich die Strolche auch nur nachts oder nur zu gewissen Zeiten dort auf. Außerdem hatte ich erfahren, daß es einen alten Mübarek gab, einen sogenannten Heiligen, bei dem die Eingeweihten mit Hilfe eines Losungswortes erfahren konnten, wo sich die Ruine befand. Aber wer war dieser ›Heilige‹, der in dem verbrecherischen Bund einen wichtigen Posten zu haben schien? Wo war er zu finden? Auch in der Ruine? Und wie hieß das Wort, mit dem man sich bei ihm einführen konnte?
Der ›Heilige‹ mußte leicht zu finden sein. Aber das Wort zu erfahren war schon viel schwieriger, wenn nicht unmöglich. Vielleicht gelang es, den Alten zu überrumpeln und ihm sein Geheimnis zu entreißen.
Ich war jetzt davon überzeugt, daß die beiden Trinker in der Stube bis morgen unschädlich waren. In kurzer Zeit mußten sie so betrunken sein, daß sie den Verstand verloren. Sie kamen bestimmt nicht dazu, sich Essen geben zu lassen, und wurden in irgendeinem Winkel untergebracht, wo sie ihren gewaltigen Rausch ausschlafen konnten.
Das war ein Vorteil für mich, denn auf diese Weise konnte ich die Zeit bis morgen mittag – früher waren die Betrunkenen kaum in Ostromdscha zu erwarten – dazu verwenden, nach den drei Entflohenen zu suchen.
Da es für mich nichts mehr zu horchen gab, schob ich mich unhörbar hinter den Weidenbündeln hervor und schlich zur Schlafstube. Sie war von innen verriegelt. Als ich leise klopfte, öffnete Halef. Osko und Omar und ein Knecht des Handschi waren bei ihm.

»Wir mußten zuriegeln, Sihdi«, erklärte er leise. »Die Halunken hätten auf den Gedanken kommen können, das Schlafzimmer zu durchsuchen.«
»Ganz richtig. Wo sind die anderen Hausbewohner?«
»Sie haben sich versteckt, weil der Wirt erzählt hat, alle befänden sich auf dem Feld.«
»Wir wollen uns aufmachen. Geh voran, und sorge dafür, daß wir nicht entdeckt werden.«
Der Knecht, an den diese Bitte gerichtet war, ließ uns hinaus, schloß dann die Tür zu, zog den Schlüssel ab und ging voraus.
Der andere Knecht, der die Gäste bediente, stand auch bereit. Er ging zu den Betrunkenen hinein und sprach laut mit ihnen, um sie abzulenken. Deshalb fiel es uns leicht, aus dem Haus und auf den Hof zu kommen.
Der Knecht führte uns ein Stück auf das Feld hinaus, wo der Wirt mit einigen Knechten und mit unseren Pferden auf uns wartete.
»Endlich!« sagte er. »Dir ist die Zeit wohl nicht so lang geworden wie mir. Nun wollen wir aber aufbrechen. Steigt auf!«
»Vorher will ich bezahlen. Sag uns, was wir schuldig sind!«
»Ihr mir schuldig?« lachte er. »Nichts, gar nichts!«
»Das dürfen wir nicht annehmen!«
»Doch! Ihr wart meine Gäste.«
»Nein. Wir sind ungeladen zu dir gekommen und haben alles, was wir aßen und tranken, von dir verlangt.«
»Effendi, sprich nicht weiter! Du willst mir mein Geld wieder verschaffen, und ich soll für Bier und Eier etwas von dir verlangen? Das tue ich auf keinen Fall.«
Halef schien zu befürchten, daß ich vielleicht doch auf Bezahlung dringen könnte. Deshalb mischte er sich ein:
»Sihdi, du kennst den Koran und seine Auslegungen. Warum handelst du gegen die vom Engel Gabriel verkündeten Lehren? Siehst du nicht ein, daß es gottlos ist, eine offene und mildtätige Hand von sich zu weisen? Wer ein Almosen gibt, der gibt es Allah, und wer eine Gabe zurückweist, der beleidigt Allah. Ich hoffe, daß du die Härte deines Herzens bereust und dem Propheten die Ehre gibst. Steig auf, und kümmere dich nicht um die Piaster, die kein Mensch haben will!«
Das war so ernst und eifrig hervorgebracht, als handle es sich

um Verdammnis und Seligkeit. Ich gab lachend nach und reichte nur den Knechten ein Bakschisch. Dann ritten wir los, ein Stück am Dorf entlang und bogen auf die nach Ostromdscha führende Straße ein, die eigentlich keine Straße war.
Als wir das Dorf hinter uns hatten, fragte ich Ibarek:
»Ist diese Straße der einzige Weg nach Ostromdscha?«
»Der kürzeste. Es gibt noch andere Wege, sie sind aber umständlicher.«
»Suchen wir einen solchen Weg! Ich möchte diese Straße lieber vermeiden.«
»Warum?«
»Weil morgen, wenn uns die beiden Kerle nachkommen . . .«
»Morgen?« unterbrach mich der Handschi.
»Ja, sie wollen solange bei dir bleiben, weil sie nichts zu bezahlen brauchen. Sie erwarten dich nicht vor morgen zurück, weil du ihrer Ansicht nach heute abend zu deinem Geburtstag tüchtig trinken wirst.«
»Diese Schurken! Ich werde sie überraschen und ihnen sagen, daß ich meinen Geburtstag heute gar nicht habe.«
»Das wirst du bestimmt nicht tun.«
»So? Warum nicht?«
»Weil es auch für dich wichtig ist, daß sie nicht vor morgen mittag nach Ostromdscha reiten. Wenn sie uns nachkommen und wir die große Straße benutzen, könnten sie zufällig feststellen, daß wir doch nach Ostromdscha und nicht nach Doiran geritten sind. Das könnte alle meine Pläne zunichte machen.«
»Gut! Wenn du es für richtig hältst, reiten wir anders. Hier drüben führt ein Weg links ab in die Felder und Wiesen. Wir werden so reiten, daß wir auf die Straße von Kusturlu kommen.«
Wir bogen links ab. Was Ibarek einen Weg genannt hatte, war nicht einmal ein Trampelpfad. Man merkte, daß hier zuweilen Menschen gegangen waren, aber einen gebahnten Weg gab es nicht.
Rechts und links lagen Felder, meist mit Tabak bebaut. Auch einige kümmerliche Baumwollpflanzungen entdeckte ich. Dann gab es wieder Brachland und endlich Wald, durch den wir ritten, ohne einen Pfad zu sehen.
Bisher hatten wir geschwiegen, aber nun konnte Ibarek seine Neugier nicht länger zügeln.

»Hast du gehört, was ich mit den Rakitrinkern gesprochen habe?« fragte er.
»Es ist mir nichts entgangen.«
»Und wie bist du mit mir zufrieden?«
»Du hast deine Sache ausgezeichnet gemacht. Ich muß dich wirklich loben.«
»Das freut mich. Es war gar nicht so leicht, das Richtige zu treffen.«
»Das weiß ich, und darum habe ich mich doppelt über deinen Scharfsinn gefreut. Du hast bewiesen, daß du ein Pfiffikus bist.«
»Effendi, ich bin entzückt, das aus deinem Mund zu hören, denn ein Lob von dir ist zehnmal mehr wert als das aus einem andern Mund.«
»So? Warum denn?«
»Weil du ein Gelehrter bist, der alles weiß, von der Sonne bis herab zum Körnchen Sand, und ein Held, den noch niemand besiegt hat. Du kennst Kaiser und Könige, die dich verehren, und reist unter dem Schatten des Großherrn.«
»Wer hat dir das gesagt?«
»Einer, der es weiß.«
Ich ahnte, daß mein kleiner Hadschi wieder einmal eine seiner Aufschneidereien losgelassen hatte. Er nannte sich meinen Freund und Beschützer, und je stärker er mich herausstrich, desto bedeutender wurde der Abglanz, der dabei auf ihn fallen mußte. Ein Blick zeigte mir, daß er, ein Gewitter ahnend, gleich zu Beginn meiner Unterhaltung mit dem Handschi ein Stück zurückgeblieben war.
Daß der Wirt meiner Frage auswich, war mir ein Beweis, daß Halef ihm verboten hatte, ihn zu verraten.
»Wer ist es also, der etwas weiß, wovon nicht einmal ich selbst eine Ahnung habe?« fragte ich weiter.
»Ich darf ihn nicht nennen.«
»Dann werde ich es tun. Hat er dir seinen Namen gesagt?«
»Ja, Effendi.«
»Er ist sehr lang. Heißt der kleine Halunke etwa Hadschi Halef Omar – und so weiter?«
»Ja, er hat es gesagt«, gab Ibarek nach längerem Zögern zu.
»Dann will ich dir verraten, daß er ein gewaltiger Lügner ist.«

Wo man Zaubermacht fürchtet,
gibt es auch Mittel
gegen den bösen Blick.

»Effendi, das sagst du aus Bescheidenheit!«
»Das brauchst du dir nicht einzubilden! Ich bin ganz und gar nicht bescheiden. Das kannst du schon daran sehen, daß ich deine prächtige Eierspeise gegessen habe, ohne sie zu bezahlen . . .«
»Effendi, sei still!« fiel er mir in die Rede.
»Nein, ich muß den Fehler dieses Hadschi Halef Omar wiedergutmachen. Er hat gelogen. Ich kenne Kaiser und Könige nur dem Namen nach und habe höchstens diesen oder jenen von ihnen von weitem gesehen. Sie kennen nicht einmal meinen Namen. Ich bin für sie gar nicht vorhanden.«

Er sah mich so sonderbar an, daß ich merkte, er schenkte der Aufschneiderei des Kleinen viel mehr Glauben als meinem offenen Geständnis.
»Und was meine Gelehrsamkeit betrifft«, fuhr ich fort, »so ist es mit ihr nicht weither. Ich soll alles wissen, von der Sonne bis zum Sandkorn herab? Nun ja, das Sandkorn kenne ich wie jeder andere. Aber von der Sonne weiß ich weiter nichts, als daß die Erde sich um sie dreht, wie weit wir von ihr entfernt sind, welchen Umfang, welches ungefähre Gewicht, welchen Durchmesser sie hat, wie . . .«
»Maschallah! Maschallah!« schrie Ibarek und sah mich ganz ängstlich an, wobei er sein Pferd ein Stück zur Seite riß.
»Was schreist du denn?« fragte ich.
»Das weißt du? Was du jetzt gesagt hast?«
»Ja.«
»Wie weit die Sonne von uns entfernt ist?«
»Ungefähr dreiunddreißig Millionen Aghatsch.«
»Daß wir uns um sie drehen?«
»Natürlich!«
»Wie dick sie ist, das weißt du auch?«
»Ja.«
Er machte ein entsetztes Gesicht und hielt sein Pferd an.
»Effendi«, sagte er, »ich habe einmal mit einem gelehrten Derwisch gesprochen. Der hat mir erzählt, daß die Sonne und die Sterne nicht so klein sind, wie es aussieht, sondern viel größer als die Erde. Ich war ganz erschrocken darüber. Du aber willst diese Entfernungen wissen und auch alles andere dazu! Kennst du denn auch den Mond?«
»Ein bißchen weiß ich von ihm.«
»Wallahi, Wabillahi, Watallahi! Effendi, mir graut vor dir!«
Er starrte mich an. Da kam Halef näher, hielt bei uns an und sagte:
»Oh, mein Sihdi weiß noch viel mehr. Er weiß, daß es Sterne gibt, die wir noch gar nicht sehen, und daß es Sterne nicht mehr gibt, die wir noch alle Nächte erblicken. Er hat es mir selbst gesagt und auch erklärt. Ich habe es aber wieder vergessen, denn mein Kopf ist viel zu klein für eine solche Menge von Sonnen und Sternen.«
»Ist das wirklich wahr?« schrie Ibarek.

»Ja. Frag ihn selbst!«
Da ließ der Handschi die Zügel fallen, hob die Hände zum Gesicht empor und hielt sie so, daß alle zehn Fingerspitzen nach mir zeigten. Das tut man in jenen Gegenden, wenn man sich vor bösem Blick und Zauberei schützen will.
»Nein!« rief er. »Ich frage ihn nicht. Ich will nichts wissen. Ich will nichts mehr davon hören. Allah behüte meinen Kopf vor solchen Dingen und solchen Zahlen. Er würde zerplatzen wie ein alter Mörser, in den man zuviel Pulver gesteckt hat. Laßt uns lieber weiterreiten!«
Er nahm die Zügel wieder auf und setzte sein Pferd in Bewegung. Dabei murmelte er:
»Und da nennst du den Hadschi einen Lügner? Er hat noch viel zuwenig von dir gesagt!«
»Ibarek, was du jetzt von mir gehört hast, das weiß in meinem Vaterland jedes Kind!« erläuterte ich.
»Maschallah! Ich danke für so ein Land, in dem schon die Kinder die Sterne wiegen und messen müssen. Welch ein Glück, daß ich nicht in Almanya geboren bin! Der Schuster, von dem ich das Bier kochen lernte, hat mir nichts davon gesagt, und das war klug von ihm. Laß uns von etwas anderem reden. Du bist mit mir zufrieden gewesen, und das gibt mir die Hoffnung, daß ich mein Geld wiederbekommen könnte.«
»Wenn mich meine Hoffnung nicht trügt, bekommst du es wieder.«
»Hoffnung? Du hoffst es bloß?«
»Ja. Was sonst?«
»Du hoffst es nicht, sondern du weißt es ganz genau.«
»Da irrst du dich.«
»Nein. Ich könnte schwören, daß du es genau weißt.«
»Das möchte ich dir nicht empfehlen.«
»Wer in der Wüste, im Wald und im Feld die Spuren von Leuten lesen kann, die längst verschwunden sind, der weiß auch ganz genau, wo mein gestohlenes Geld steckt.«
Jetzt wurde ich ärgerlich. Der kleine Hadschi konnte mich mit seinen unbedachten Lobgesängen leicht einmal ernstlich in Verlegenheit bringen.
»Das hat dir auch Halef gesagt?« fragte ich den Wirt.
Er bejahte.

Jetzt nahm ich mir den Kleinen vor.
»Halef, warum bleibst du zurück? Komm her zu mir!«
»Was soll ich, Sihdi?« fragte er freundlich wie ein Hund, der weiß, daß er gerufen wird, um Prügel zu bekommen, und dabei doch mit dem Schwanz wedelt.
»Die Kurbatsch solltest du bekommen, die Nilpferdpeitsche! Weißt du warum?«
»Sihdi, deinen treuen Halef schlägst du niemals. Das weiß ich genau!«
»Das ist eben das Unglück, daß du meinst, ich könnte dich nicht bestrafen. Es gibt aber noch ganz andere Strafen! Wenn nichts anderes hilft, jage ich dich fort!«
»Sihdi, du weißt, daß ich dir trotzdem nachlaufen würde. Wir haben zusammen gehungert und gedurstet, geschwitzt und gefroren, geweint und gelacht – Sihdi, zwei solche Männer sind nur schwer zu trennen.«
Der gute Halef wußte genau, was geschehen würde, wenn er diesen Ton anschlug.
Mein Zorn legte sich sofort.
»Aber, Halef, du sollst nicht so flunkern!«
»Sihdi, war es geflunkert? Das habe ich wirklich nicht gewußt. Du bist genau wie die Trüffel. Sie ist eine Delikatesse und wird teuer bezahlt, aber sie versteckt sich in der Erde, weil man nicht von ihr reden soll. Ich allein kenne dich, und da ich dein Gesicht wieder freundlich leuchten sehe, ist mein Herz leicht und froh. Allah gibt Wolken, und Allah gibt Sonnenschein. Der Mensch muß nehmen, was Allah gibt.«
Konnte man ernst bleiben, wenn man mit einer Trüffel verglichen wurde? Ich mußte lachen, und der kleine Hadschi lachte mit. Mein Ärger war verraucht.
Wir ritten weiter. Ich sah an den Blicken, die mir der Handschi zuwarf, daß ich ihm nicht ganz geheuer war.
Der Wald ging zu Ende. Wir trabten nun über eine weite, ebene Brache, die unseren Pferden freien Spielraum bot. Da regte sich Ibareks Neugierde wieder.
»Effendi«, fing er an, »werde ich heute wieder zurückkehren können?«
»Ich glaube kaum.«
»Warum nicht?«

»Du willst doch dein Geld mitnehmen?«
»Selbstverständlich.«
»Dann wirst du wohl länger bleiben müssen. Zuerst müssen wir die Spitzbuben haben, bevor wir es ihnen abnehmen können.«
»Aber du weißt doch, wo sie sind! Der Hadschi sagte es wenigstens.«
»Laß dir von ihm nichts aufbinden. Ich weiß, daß sie sich in Ostromdscha versteckt halten, weiter nichts. Dort werden wir sie suchen müssen.«
»Wir brauchen ja nur nach ihnen zu fragen!«
»Das nützt nichts. Sie werden zu vorsichtig sein, sich in der Öffentlichkeit sehen zu lassen.«
»Dann finden auch wir sie nicht!« meinte er niedergeschlagen.
»Vielleicht doch. Ich habe schon eine Spur.«
»Hier auf der Erde?«
Ibarek hatte von Halef gehört, daß ich Fährten zu lesen verstand. Nun glaubte er, ich müsse so ein Ding hier vor mir auf dem Boden haben.
»Nein«, antwortete ich und zeigte auf meine Stirn. »Hier liegt die Spur, die wir verfolgen werden. Kennst du dich in Ostromdscha gut aus?«
»Ja. Es ist ja die nächste Stadt bei meinem Dorf.«
»Gibt es dort einen Berg mit einer Ruine darauf?«
»Einen hohen Berg mit einem ganzen Haufen von Trümmern.«
»Woher stammen sie?«
»Das weiß man nicht genau. Die Bulgaren sagen, sie hätten einst ein großes Reich gehabt, und einer ihrer berühmten Fürsten habe in dieser Burg gewohnt. Dann seien die Feinde gekommen, die die Burg eroberten und zerstörten.«
»Wohl die Türken?«
»So meinen einige. Andere sagen, die Griechen seien es gewesen.«
»Das ist uns gleich. Kann man leicht hinauf zur Ruine?«
»Ja, ganz leicht.«
»Und es ist nicht verboten, hinaufzusteigen?«
»O nein. Jeder darf hinauf, aber es tun trotzdem nur wenige, weil böse Geister in der Ruine wohnen.«
»Wirklich? Die werden wir uns ansehn!«
»Effendi, bist du toll?«

»Durchaus nicht. Ich sehne mich schon lange danach, einmal einem solchen Geist zu begegnen. Jetzt freue ich mich, daß dieser Wunsch endlich in Erfüllung gehen soll.«
»Effendi, laß es lieber sein! Am Tag ist sowieso kein Geist zu finden.«
»Ich suche ihn ja auch nicht am Tag.«
»Allah! Du willst in der Nacht hinauf?«
»Wahrscheinlich.«
»Dann wirst du nie wieder herunterkommen. Die Geister werden dich umbringen.«
»Ich bin neugierig, wie sie das anfangen werden.«
»Spotte nicht, Effendi! Die bösen Geister fragen nicht danach, ob du den Mond und die Sterne messen kannst. Sie fragen überhaupt nicht, sie packen dich beim Schopf und drehen dir das Gesicht auf den Rücken.«
»Oho! Ist das schon vorgekommen?«
»Mehr als einmal.«
»Oben in der Ruine?«
»Ja. Man hat am Morgen Leute zwischen den Trümmern gefunden, denen das Gesicht auf dem Rücken stand.«
»Waren es Leute aus dieser Gegend?«
»Nein. Es waren stets Fremde. Nur einmal war es einer aus Ostromdscha; ein neuer Polizist, der nicht an Geister glaubte. Er steckte sein Messer und seine Pistolen zu sich und stieg in der Dämmerung hinauf. Am nächsten Tag lag er ebenso oben wie die andern. Sein Gesicht war blaurot angelaufen, und die Zunge hing ihm weit aus dem Hals.«
»Ist das lange her?«
»Noch nicht zwei Jahre. Ich habe diesen tollkühnen Mann selbst gesehen.«
»Als er noch lebte?«
»Ja, dann aber auch seine Leiche. Sie sah schrecklich aus! Man hatte sie in einen alten Kaftan gewickelt, als man sie vom Berg herunterbrachte. Es war deutlich zu sehen, wo ihn die Geister mit ihren Krallen am Hals gepackt hatten.«
»Wie sahen denn die Krallenspuren aus?«
»Wie lange, schmale, rotunterlaufene Eindrücke, hinten zwei und vorn acht.«
»Das habe ich mir gedacht.«

»Hast du auch schon einen gesehen, der von den Geistern umgebracht wurde?«
»Nein, niemals. Die Geister meines Vaterlandes bringen keinen Menschen um. Sie sind friedlich.«
»Unsere Geister sind viel böser. Sie drehen einem gleich den Hals um. Dann ist man tot. Darum bitte ich dich um Allahs willen, auf keinen Fall in der Nacht auf diesen bösen Berg zu steigen. Du würdest sonst auch als Leiche heruntergebracht werden.«
»Ich werde es mir überlegen.«
»Da gibt es nichts zu überlegen. Wenn jemand mich fragt, ob ich lebenbleiben oder sterben will, brauche ich nicht lange nachzudenken. Ich bleibe leben.«
»Gut! Auch ich werde lebenbleiben! Aber nun wollen wir nicht mehr von der Ruine reden. Sag mir lieber, ob es in Ostromdscha einen Menschen gibt, den man den alten Mübarek nennt!«
»Ich kenne ihn gut.«
»Werde ich ihn sehen und sprechen können?«
»Wenn er daheim ist, ja. Jeder darf zu ihm.«
»Warst du schon oft bei ihm?«
»Ja. Ich habe ihm für seine Heilmittel manchen Piaster hingetragen.«
»Er ist ein Hekim oder ein Apotheker?«
»Nein, ein Heiliger.«
»Aber ein Heiliger handelt doch nicht mit Heilmitteln?«
»Warum nicht? Wer sollte es ihm verbieten? Alle Leute sind froh, daß der alte Mübarek da ist. Wo kein Hekim und kein Apotheker helfen kann, da hilft er bestimmt.«
»Also hat er dir auch geholfen?«
»Schon oft! Nicht nur mir und meinen Leuten, auch dem Vieh.«
»Also ist er Arzt für Tiere und Menschen. Das findet man selten.«
»Weißt du, daß der Mübarek schon über fünfhundert Jahre alt ist?«
»Soll ich erschrecken?«
»Nein, du brauchst nicht zu erschrecken. Es ist wirklich wahr.«
»Aber ich glaube es nicht.«
»Sag ihm das nicht, sonst bist du verloren! Er hat nämlich einen Geist, der überall umherfliegt, um zu hören, was man über den alten Mübarek redet.«

»Höchst wunderbar! Weißt du auch, ob man diesen Geist sehen kann?«
»Natürlich! Er hat ihn immer bei sich. Es ist ein großer Rabe, schwarz wie die Nacht.«
»Hm! Hat er nicht auch eine große schwarze Katze?«
»Allerdings! Woher weißt du das?«
»Ich vermute es. Warst du auch in dem Zimmer, wo er seine Mittel zubereitet? Hast du dort nicht die ausgestopften Vögel und Schlangen gesehen?«
»Ja.«
»Und die Unken in den Gläsern? Die Fledermäuse, die an der Decke hängen?«
»Allah! Ja, ja!«
»Auch die Tierschädel und Knochen?«
Bei jeder Frage wurde sein Gesicht erstaunter.
»Effendi«, rief er, »kennst du den Mübarek?«
»Nein.«
»Aber du weißt ganz genau, wie es in seinem Gemach aussieht.«
»Das kommt daher, weil ich andere Mübareks kennengelernt habe.«
»Hat denn jeder Mübarek ein solches Gemach?«
»Die meisten haben eins. Auch von ihnen haben viele behauptet, mehrere hundert Jahre alt zu sein.«
»Und bei diesem Mübarek glaubst du es nicht?«
»Nein, bestimmt nicht.«
»Das begreife ich nicht.«
»Ist dieser Mann schon lange bei euch?«
»Nein. Erst seit sechs Jahren.«
»Und seit wann gibt es böse Geister in der Ruine?«
»Schon immer.«
»Haben sie auch immer den Leuten den Hals umgedreht?«
»Nein. Das hat erst vor ein paar Jahren angefangen.«
»Sonderbar! Weißt du vielleicht, wie viele Jahre es waren?«
»Der erste, dem das Gesicht auf den Rücken gedreht wurde, war ein Grieche, der am Tag vorher noch bei mir einkehrte. Am nächsten Morgen lag er tot unterhalb der Ruine. Seitdem sind fünf oder sechs Jahre vergangen.«
»Also genauso lange Zeit, wie der Mübarek in Ostromdscha

wohnt. Hat der alte Heilige vielleicht sonst noch besondere Eigenschaften?«
»Ja, er ißt oder trinkt niemals. Er sagt, eben weil er nichts esse und trinke, sei er über fünfhundert Jahre alt geworden. Allah esse nie etwas und sei deshalb ewig. Der Mübarek hat auch niemals Zähne besessen, eben weil er niemals gegessen hat.«
»Allmählich beginne ich zu glauben, daß er wirklich ein großer Heiliger ist.«
»Das ist er ganz bestimmt. Allah liebt ihn und hat ihm darum die Gabe verliehen, sich unsichtbar zu machen.«
»Wirklich? Hast du das schon einmal miterlebt? Dann mußt du es mir erzählen.«
»Ich wußte, daß der Sohn meines Nachbarn krank war und daß der Mübarek zu ihm kommen würde. Mein Weib hatte böse Schmerzen im Kopf, deshalb wollte sie sich von dem Alten ein Amulett schreiben lassen. Ich stellte mich zur Zeit, als der Mübarek kommen sollte, vor die Tür. Als er kam, sprach ich ihn an, aber er antwortete nicht. Ich rief ein zweites Mal. Als er auch dann nicht antwortete, ging ich über den Weg zu ihm hin, grüßte ihn und sagte ihm, meine Frau bedürfe seiner Hilfe. Er blickte mich grimmig an und fragte mich, für wen ich ihn halte. Als ich ihm antwortete, daß er der berühmte Heilige sei, lachte er mich aus, gab aber keine Antwort und ging in den Nachbarhof. Ich wartete lange, aber er kam nicht wieder heraus. Nur ein Krüppel, den ich aber gar nicht hatte hineingehen sehen, kam auf seinen beiden Krücken herausgehinkt. Als ich dann den Nachbarn nach dem Heiligen fragte, sagte er, der Mübarek sei gar nicht dagewesen. Ich schwor, daß ich ihn hatte hineingehen sehen, und er schwor, daß nur der Krüppel bei ihm gewesen sei. Der Mübarek war verschwunden. Was sagst du dazu, Effendi?«
»Zunächst gar nichts.«
»Warum zunächst?«
»Um urteilen zu können, müßte man den Heiligen längere Zeit beobachtet haben. Aber die Sache läßt sich vielleicht ganz einfach erklären.«
»Wie denn, Effendi?«
»Der Heilige ist bei deinem Nachbarn vorne hinein und hinten wieder hinausgegangen.«
»Das kann er nicht. Hinter dem Haus gibt es keinen Garten und

keinen Ausgang. Das Tor, durch das ich ihn hineingehen sah, ist der einzige Weg, auf dem er wieder herauskommen konnte.«
»Vielleicht hatte er sich versteckt?«
»Wo denn? Das Häuschen ist so klein, daß man jeden, der sich verstecken wollte, sofort sehen würde.«
»Dann ist die Sache allerdings höchst geheimnisvoll. Ich kann sie nicht erklären.«
»Es ist zu erklären, und zwar so, wie ich schon sagte. Der Mübarek kann sich unsichtbar machen. Glaubst du das nicht?«
Die ganze Geschichte war Schwindel. Aber sollte ich mich mit Ibarek streiten, der zwar kein dummer Kerl zu sein schien, aber doch im Aberglauben des Orients befangen war? Vielleicht war es besser, wenn ich ihn einstweilen bei seiner Meinung ließ. Darum antwortete ich:
»Wer über solche Sachen noch nicht nachgedacht und auch nichts Ähnliches gesehen hat, der kann da weder ja noch nein sagen.«
»Aber ich sage ja!« meinte Halef, der alles mit angehört hatte.
»Du glaubst an diese Geschichte? Das wundert mich.«
»Warum, Sihdi?«
»Soviel ich weiß, hast du auch noch niemand kennengelernt, der sich unsichtbar machen konnte.«
»Ich? Sihdi, das ist ein gewaltiger Irrtum.«
»Wann hast du denn eine solche Bekanntschaft gemacht?«
»Schon oft! Erst heute wieder!«
Ich ahnte, was er vorhatte und schwieg. Der Handschi dagegen fing sofort Feuer. Er glaubte einen Beweis für seine Ansicht bekommen zu können und fragte schnell:
»Heute? Etwa unterwegs?«
»O nein!«
»Dann wohl bei mir?«
»Du hast es erraten.«
»Allah! Bei mir hätte es einen gegeben, der auch so schnell unsichtbar geworden wäre?«
»Ja, bei dir.«
»Habe ich ihn gesehen?«
»Natürlich.«
»Etwa einer von den beiden Strolchen?«
»Fällt keinem von ihnen ein.«

»Nun, wer denn?«
»Der Eierkuchen. Du sahst ihn ganz deutlich bei mir eintreten, und dann war er plötzlich verschwunden.«
Der Wirt machte zunächst ein verblüfftes, dann ein enttäuschtes und schließlich ein zorniges Gesicht und rief dem Kleinen zu:
»Hadschi, du willst in Mekka gewesen sein, in der Stadt des Propheten?«
»Ich war wirklich dort.«
»Das glaube ich nicht.«
»Willst du mich beleidigen?«
»Nein, aber ich glaube es trotzdem nicht.«
»Frage meinen Sihdi! Er weiß es sehr genau, denn er war . . .«
Ich warf ihm einen warnenden Blick zu, so daß er mitten in seiner Rede stockte. Der Handschi brauchte nicht zu erfahren, was für ein Abenteuer wir damals in Mekka erlebt hatten.
»Und wenn der Effendi es zehnmal beweisen kann«, antwortete Ibarek, »ich glaube es nicht.«
»Warum denn nicht?«
»Weil ein frommer Hadschi es verschmäht, einen Gläubigen so an der Nase herumzuführen. Ich habe dich für einen aufrichtigen Menschen gehalten, aber du bist ein Nichtsnutz, der nichts als Dummheiten im Kopf hat.«
»Hör, du Sohn dieses schönen Flußtals, weißt du, wie ich heiße?«
»Ich habe es gehört!«
»Nun, wie denn?«
»Halef.«
»Das ist der Name, den nur meine ganz vertrauten Freunde benutzen dürfen. Für alle anderen heiße ich Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah. Merk dir das!«
»So einen langen Namen kann sich niemand merken, wenigstens ich nicht.«
»Das beweist nur, daß dein Verstand kurz ist. Ich bin ein frommer Sohn des Propheten, aber ich weiß, daß das Leben nicht aus lauter Gebetsübungen bestehen kann. Allah will, daß seine Kinder sich freuen. Es ist also keine Sünde, sich einen Spaß zu machen, der keinem einen Schaden bringt. Wenn du mich aber wegen eines solchen kleinen Scherzes gleich einen Nichtsnutz

nennst, dann ist das für mich eine Beleidigung, die eigentlich nur mit Blut abzuwaschen ist. Da du aber unser Wirt bist und wir dir dankbar sein müssen, will ich noch einmal meinen Grimm hinunterschlucken und dir verzeihen.«
Er brachte das so drollig vor, daß Ibarek lachen mußte. Die Versöhnung ließ nicht auf sich warten.
»Hältst du meine Meinung etwa auch für lächerlich?« meinte der Handschi.
»Durchaus nicht! Aber ich hoffe, daß ich den alten Mübarek noch zu sehen bekomme, dann ist es eher möglich, daß ich mir ein eigenes Urteil bilde. Wo wohnt er eigentlich?«
»Auf dem Berg, in der Ruine.«
»Das ist – ja, das ist allerdings bemerkenswert. Warum ist er denn da hinaufgezogen?«
»Um die bösen Geister zu bannen.«
»Das ist ihm aber leider nicht gelungen.«
»O doch!«
»Sie erscheinen doch noch immer und drehen den Leuten das Gesicht auf den Rücken!«
»Nur einige von ihnen. Die Geister sind nämlich sehr mächtig. Niemand, nicht einmal der alte Mübarek, kann sie alle auf einmal zum Verschwinden bringen, zumal es nur eine einzige Nacht im Jahr gibt, in der man den Geistern beikommen kann.«
»Welche Nacht ist denn das?«
»Ich weiß es nicht. In jeder solchen Nacht ist es dem Alten gelungen, einen der Geister zu bezwingen, also jährlich einen.«
»Das sind zusammen sechs?«
»Ja. Wenn du sie sehen willst, wird man sie dir zeigen.«
»Man sieht sie noch?«
»Natürlich nur ihre Leichen.«
»Also hatten diese Geister auch Leiber?«
»Ja, sonst könnten sie doch keinem Sterblichen erscheinen! Gewöhnlich haben sie keinen Leib, aber wenn sie sich sichtbar machen wollen, brauchen sie einen, und in diesem Körper kann man sie fangen. Man verstopft alle Öffnungen, damit sie nicht wieder heraus können.«
»Das ist mir neu. Ich werde mir die Leichen dieser sechs Geister ganz genau ansehen.«
»Ich werde dich hinführen. Auch auf den Berg und in die Ruine

gehe ich mit, wenn du es verlangst, aber nur am Tag. Bei Nacht bringt mich kein Mensch da hinauf.«
»Vielleicht verlangt auch niemand eine solche Heldentat von dir. Aber ich muß dich noch etwas anderes fragen. Bist du schon einmal in Radowitsch gewesen?«
»Ja, sehr oft sogar, und auch weiter.«
»Kennst du das Dorf Shiganzy?«
»Ich war nur einmal für eine Stunde dort. Es ist ein kleines Nest, das zwischen zwei Flüssen liegt.«
»Ja, zwischen der Bregalnitza und der Sletowska. Kennst du vielleicht einige Leute dort?«
»Wenige.«
»Vielleicht den Fleischer Tschurak?«
»Den kenne ich nicht.«
»Das ist schade! Ich wollte mich bei dir nach ihm erkundigen.«
»Wir können ja in Ostromdscha nach ihm fragen. Ich werde bestimmt jemand finden, der ihn kennt.«
»Das überlaß lieber mir. Diese Erkundigung muß sehr vorsichtig vorgenommen werden. Niemand darf wissen, daß ich etwas über ihn wissen will. – In der Gegend von Shiganzy muß es einen Ort geben, der Schluchthütte genannt wird. Hast du diesen Namen schon gehört?«
»Ich kann mich nicht besinnen.«
»Dann vergiß, daß ich dich danach gefragt habe.«
»Ist ein Geheimnis damit verbunden?«
»Allerdings.«
»Du hast also auch Geheimnisse, und wenn ich von meinen erzähle, werde ich ausgelacht. Zum Beispiel vorhin, als ich vom Mübarek sprach.«
»Da handelte es sich nicht um ein Geheimnis, sondern um ein reines Wunder. Oder bist du anderer Ansicht?«
»Du wirst es ja erleben, wenn du ihn siehst. Übrigens ist er so dürr, daß man seine Knochen klappern hört, wenn er geht.«
»Unmöglich!«
»Ich sage die Wahrheit. Jeder hat es gehört!«
»Auch du?«
»Mit eigenen Ohren.«
»Dann bin ich neugierig, ob ich auch das Klappern seiner Knochen höre.«

»Ganz gewiß, wenn du genau aufpaßt.«
»Wie kleidet er sich denn?«
»Er hat nur drei Kleidungsstücke, nämlich einen alten Schal als Gürtel um den nackten Leib, einen alten weiten Kaftan mit vielen Taschen und ein altes Tuch um den Kopf.«
»Trägt er keine Schuhe oder Sandalen?«
»Niemals, selbst im Winter nicht.«
»Also ist er kein Freund von Luxus? – Was ist denn los, Rih? Hier muß irgend jemand versteckt sein!«
Mein Rappe hatte ein Schnauben hören lassen als Zeichen dafür, daß ein fremder Mensch in der Nähe war.
Ich hielt an und sah mich um. Es war niemand zu entdecken. Auch die andern warteten.
»Reiten wir weiter!« meinte Ibarek. »Was geht es uns an, ob hier jemand steckt?«
»Ich möchte gern wissen, wen ich hinter mir habe.«
»Willst du anfangen zu suchen?«
»Nein. Mein Pferd wird es mir sagen.«
»Allah! Willst du es fragen?«
»Das werde ich wirklich tun.«
»Und es antwortet?«
»Klar und deutlich.«
»Genau wie die Eselin von Balaam! Das wäre ein Wunder. Und an meine Wunder wollt ihr nicht glauben!«
»In diesem Fall ist es kein Wunder, denn der Rappe antwortet mir nicht in meiner, sondern in seiner Sprache, wie du gleich sehen wirst. Paß auf!«
Wir hatten leise gesprochen. Ich trieb Rih einige Schritte vorwärts. Der Rappe gehorchte. Auch nach links folgte er willig. Aber als ich ihn dann nach rechts leitete, schnaubte er leise, spielte mit den Ohren und warf den Schwanz im Kreis.
»Siehst du!« sagte ich zum Handschi. »Da rechts ist jemand. Das hat mir der Rappe gesagt. Ich werde nachsehen, wer dort steckt.«
Ich vermutete, einen Strolch zu finden und trieb den Rappen in das Gebüsch. Nach wenigen Schritten sah ich den Mann, den mein Pferd gewittert hatte. Er trug die Kleidung und Bewaffnung eines Saptiye, lag gemütlich im weichen Gras und rauchte seinen Tschibuk. Seiner selbstzufriedenen Miene war es anzusehen, daß er mit Gott, mit der Welt und mit sich selbst in der allerschön-

sten Freundschaft lebte. Nicht einmal das unerwartete Erscheinen von fünf Reitern schien ihn aus der Fassung zu bringen. Wir hatten ihn offensichtlich in einem tiefen Kef gestört.
»Allah sei mit dir!« grüßte ich.
»Und mit euch!« antwortete er.
»Du bist Khawaß?«
»Ein Polizist des Großherrn, dem die ganze Welt untertan ist. Allah segne ihn!«
»Recht so! Dann fällt auch auf dich ein Teil des Segens.«
»Aber spärlich! Und dieses Teilchen wird nicht einmal pünktlich ausgezahlt.«
»Wo bist du angestellt?«
»In Ostromdscha.«
»Wie viele Kameraden hast du dort?«
»Noch neun.«
»Also seid ihr zehn Saptiyeler. Habt ihr viel zu tun?«
»Sehr viel. Die Menschheit ist schlecht. Die Taten der Ungerechten lassen uns nie zur Ruhe und zum Schlaf kommen. Wir laufen Tag und Nacht, um das Verbrechen zu erreichen.«
»Und wir haben dich eben während eines solchen Dauerlaufs überrascht?«
Er ließ sich durch diesen Spott nicht aus der Fassung bringen, sondern antwortete: »Ich lief, daß ich schwitzte, allerdings nur in Gedanken. Die Gedanken sind schneller als die Füße des Menschen. Darum soll man lieber mit ihnen gehen als mit den Beinen. Dann kann kein Verbrecher entkommen.«
»Das ist eine vortreffliche Anschauung von deinen Pflichten. Wem bist du denn in Gedanken nachgelaufen?«
»Geht dich das etwas an?«
»Nein.«
»Warum fragst du dann?«
»Weil du mir gefällst und weil du ein Philosoph bist, von dem man lernen kann.«
»Ich weiß nicht genau, wer dieser Feïlessuf ist, aber ich muß ihn schon einmal gesehen haben. Aus deinen Worten ist leicht zu erraten, daß er ein kluger und vortrefflicher Mensch ist, denn du sagst, daß man von ihm lernen kann. Darum freut es mich, daß du mir die Ehre gibst, mich mit ihm zu vergleichen. Du hast feine Sitten und eine vorzügliche Lebensart. Bist du von hier?«

»Nein. Ich komme aus einem fernen Land, das weit im Westen von hier liegt.«
»Ah, ich kenne es! Es heißt Hindustan.«
»Du bist ein ausgezeichneter Geograph, aber ich habe geglaubt, daß Westen in einer andern Richtung liegt.«
»Nein, Westen liegt in Hindustan. Das ist das einzige Land, wo Westen liegen kann, sonst gibt es nirgends Platz dafür. Aber wenn du nicht von hier bist, habe ich die Pflicht, dich nach deinem Paß zu fragen. Hast du einen?«
»In der Tasche.«
»Zeig ihn mir!«
Da der Polizist bei dieser Aufforderung ruhig liegenblieb und seine Pfeife weiterrauchte, antwortete ich:
»Willst du nicht herkommen und ihn dir ansehen?«
»Nein, das schickt sich nicht.«
»Warum nicht?«
»Ich darf meine Würde nicht beleidigen.«
»Richtig! Ich aber auch nicht.«
»Dann fragt es sich, welche von beiden Würden die größere ist. Wahrscheinlich meine.«
»Wieso?«
»Erstens bin ich Polizist, und du bist nur ein Fremder. Zweitens liegt deine Heimat in einem ganz falschen Westen, also muß ich annehmen, daß bei euch alles falsch ist, auch die Pässe. Um mir aber einen falschen Paß anzusehen, erhebe ich keinen Finger, viel weniger mich selbst.«
Ich mußte laut lachen.
»Du bist ein unvergleichlicher Beamter«, antwortete ich. »Deine Ansichten über deine Pflichten sind so vortrefflich, daß man meinen sollte, der Prophet habe sie dir eingegeben.«
»Wenn du das glaubst, steig also ab, und zeig mir den Paß.«
Ich stieg wirklich ab, zog ein Silberstück heraus, reichte es ihm und sagte:
»Das ist mein Paß.«
Er betrachtete das Geldstück, machte ein freudig erstauntes Gesicht, nahm zum erstenmal die Pfeife aus dem Mund und rief:
»Ein Zehnpiasterstück! Ist das wahr?«
»Du siehst es doch!«
»Das ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht passiert, selbst

in Stambul nicht. Effendi, deine Sitten sind noch viel feiner als ich dachte. Du hast die höchste Stufe der Bildung erreicht, und alle Paradiese stehen dir einst offen.«
»Du meinst also, daß dieser Paß gut ist?«
»Er ist sehr gut. Er ist nicht falsch, wie ich anfangs befürchtete. Wollen sich deine Gefährten nicht auch ausweisen?«
»Das ist nicht nötig. Sieh dir nur meinen Paß genauer an! Er ist für uns alle ausgestellt.«
»Das ist nicht gut. Der Padischah sollte den Befehl geben, daß jeder Fremde sich mit einem solchen Paß ausweisen muß.«
»Vielleicht tut er es später. Du warst also in Stambul?«
»Mehrere Jahre.«
»Seit wann bist du hier?«
»Seit zwei Wochen erst.«
»Deshalb kennst du auch meinen Begleiter nicht, der aus dieser Gegend stammt.« Ich zeigte dabei auf den Handschi. »Du siehst also, daß wir nicht alle hier fremd sind. Willst du uns nun erlauben, weiterzureiten?«
Entgegen meiner Frage hatte ich die Absicht, noch etwas zu bleiben. Er antwortete, wie ich erwartet hatte:
»Gern. Aber wenn es dir beliebt, kannst du auch noch ein wenig hierbleiben. Ich unterhalte mich gern mit Leuten, deren Benehmen mich entzückt.«
»Ich bin über dein Benehmen nicht weniger erfreut. Darf ich vielleicht wissen, wer der Mann war, dem du vorhin in Gedanken so eilig nachliefst?«
»Ich möchte dir wohl den Gefallen tun, aber das Sprechen fällt mir sehr schwer.«
»Das habe ich noch gar nicht gemerkt.«
»O doch! Wenn man in Gedanken so rennt, gerät man in Schweiß, und die Lunge verliert den Atem. Hast du nichts, was meine heiße Zunge kühlen könnte?«
Ich verstand ihn ganz gut, fragte aber doch:
»Womit kühlst du dich denn am liebsten ab?«
»Mit kaltem Metall, zum Beispiel mit etwas Silber. Das kühlt ausgezeichnet.«
»Wie groß müßte es sein?«
»Ein Fünfpiasterstück.«
»Da kann ich dir helfen. Hier ist eins!«

Ich zog ein Fünfpiasterstück heraus und gab es ihm. Er steckte es in die Tasche, anstatt es auf seine heiße Zunge zu legen.
»Nun kann ich leichter reden als vorher«, meinte er. »Mit der Kühlung ist das so eine eigene Sache. Wer es nicht weiß, der kann es nicht verstehen. Wenn man monatelang warten muß, bis man seinen Sold bekommt, fällt einem das Leben und auch das Reden schwer, zumal man solche Sprünge machen muß wie ich. Ich

habe nämlich nicht nur einen, sondern drei Verbrecher zu fangen.«
»Das ist viel verlangt!«
»So viel, daß ich schon seit heute früh hier liege und darüber nachdenke, wie ich es anfangen soll, um die Schurken zu bekommen. Ist das nicht schlimm?«
»Sehr!«

»Ich hoffe allerdings, daß mir dieser Tage ein guter Gedanke kommt.«
»Wird man nicht vermuten, du seist hinter den Verbrechern her?«
»Das bin ich doch auch!«
»Ja, in Gedanken! Man wird aber meinen, daß du sie auch mit den Beinen verfolgst.«
»Nein, das denkt kein vernünftiger Mensch. Wenn ich nun seit heute früh ohne Rast gelaufen wäre, so wäre ich müde und abgehetzt und hätte die Verbrecher doch nicht erwischt. Lieber habe ich mich hierher gelegt und darüber nachgedacht, wie weit sie inzwischen gekommen sein könnten.«
»Weißt du denn nicht, wohin sie geflohen sind?«
»Wer soll das wissen? Es wurde gesagt, sie seien nach Doiran geritten. Wer aber klug genug ist, der sagt sich, daß sie es nicht verraten werden, wohin sie nach vollbrachter Tat verschwinden wollen.«
»Da hast du recht. Hat man dir denn keine Anhaltspunkte gegeben?«
»O doch! Sie reiten auf Schimmeln und haben hundert Pfund nebst einigen Goldsachen gestohlen. Nun denke ich darüber nach, wie ich mit Hilfe dieser Schimmel und dieser hundert Pfund zu den Spitzbuben kommen kann.«
Er sagte das so drollig, daß ich beinah laut aufgelacht hätte. Ich fragte weiter:
»Wahrscheinlich sind alle deine Kameraden ebenfalls damit beschäftigt, über diese Schimmel nachzudenken?«
»Das fällt ihnen gar nicht ein. Sie wissen gar nichts von der Sache.«
»Hat der Polizeikommandant es ihnen nicht gesagt?«
»Nein.«
»Also hat er sie den Dieben auch nicht nachgeschickt?«
»Nein.«
»Das hätte er aber doch tun sollen!«
»Glaubst du? Er ist da ganz anderer Meinung. Er ließ mich kommen, weil ich sein bester und scharfsinnigster Spürer bin, und gab mir sechs Tage Zeit, über diese Angelegenheiten nachzudenken. Ich hoffe es schon früher zu schaffen. Darum habe ich mich in die Einsamkeit zurückgezogen und denke nun kräftig nach.

Meine Kameraden haben nichts erfahren, weil die Sache geheim bleiben soll. Wenn die Diebe erfahren, daß wir hinter ihnen her sind, reißen sie immer weiter aus, und wir haben das Nachsehen.«

»Wenn sie aber bis dahin das Geld verbrauchen?«

»So ist es Allahs Wille gewesen, und kein kluger Mensch wird etwas dagegen sagen.«

Ich hatte während meiner ganzen Unterhaltung gemerkt, daß Ibarek immer aufgeregter wurde. Er hatte geglaubt, die ganze Polizei sei auf den Beinen, um ihm wieder zu seinem Geld zu verhelfen. Nun mußte er zu seinem Erstaunen feststellen, daß nur ein einziger Saptiye losgeschickt worden war. Und dieser einzige hatte noch eine Frist von mehreren Tagen erhalten, nicht etwa um die Diebe herbeizuschaffen, sondern um über die Angelegenheit nachzudenken!

Das war dem Bestohlenen zuviel. Er hatte sich mehrmals in das Gespräch einschalten wollen, war aber durch meine bittenden Blicke und Winke daran gehindert worden. Jetzt konnte er jedoch seinen Zorn nicht länger meistern. Er sprang vom Pferd, stellte sich vor den noch immer am Boden liegenden und an seiner Pfeife saugenden Saptiye und rief:

»Was sagst du? Allah hat es gewollt?«

»Ja«, antwortete der Polizist ahnungslos.

»Daß das Geld inzwischen verbraucht wird?«

»Wenn es verschwindet, hat er es so gewollt.«

»So? Das ist ja herrlich! Weißt du denn, wo es gestohlen wurde?«

»In Dabila, glaube ich.«

»Das glaube ich auch. Und bei wem?«

»Bei einem Mann, der Ibarek heißt.«

»Kennst du ihn?«

»Nein.«

»Dann sollst du ihn kennenlernen!«

»Das ist möglich! Wenn ich ihm die Diebe bringe.«

»Nein! Jetzt sofort sollst du ihn kennenlernen! Ich heiße nämlich Ibarek und bin der Mann, der bestohlen wurde.«

»Du?« fragte der Polizist erstaunt, ohne sich nur einen Zoll vom Platz zu rühren. »Das ist gut! Das freut mich! Ich muß dir etwas Wichtiges sagen.«

»Was denn?«
»Tu in Zukunft dein Geld niemals dahin, wo Diebe es finden können.«
»Maschallah! Mir bleibt der Verstand stehen! Effendi, was sagst du dazu? Was soll ich tun?«
Ich kam gar nicht zu einer Antwort. Mein kleiner Halef hatte sich über das Betragen und den Gleichmut des Polizisten geärgert. So wenig ihn die Sache anging, er war doch ein zu temperamentvoller Mensch, als daß er sich so etwas lange mit ansehen konnte. Er war schon eine Weile im Sattel hin und her gerückt. Jetzt schwang er sich herunter und antwortete an meiner Stelle:
»Was du tun sollst? Das werde ich dir gleich zeigen!«
Er baute sich dicht vor dem Polizisten auf und schrie ihn wütend an:
»Weißt du, wie man sich gegenüber einem fremden, vornehmen Effendi und seinen Begleitern benimmt?«
»Das weiß ich ganz genau. Warum brüllst du mich so an?«
»Weil du es eben nicht weißt, und weil ich es dir zeigen will. Steh sofort auf!«
Der Sicherheitswächter lächelte Halef verächtlich an, schüttelte den Kopf und antwortete: »Was sagst du, kleiner Mann?«
Das war für den Hadschi die schlimmste Beleidigung. Klein hatte er sich noch niemals widerspruchslos nennen lassen.
»Was bin ich?« fragte er wütend. »Ein kleiner Mann? Ich werde dir zeigen, wie hoch und lang ich bin, wenn meine Peitsche mitgemessen wird. Stehe auf, oder ich helfe nach!«
Er riß die Nilpferdpeitsche aus dem Gürtel.
Jetzt endlich wurde der Gleichmut des Polizisten ins Wanken gebracht. Er richtete sich auf, hob drohend den Arm und warnte:
»Tu die Peitsche weg! Das kann ich nicht vertragen, Zwerg!«
»Was? Ein Zwerg bin ich? Dieser Zwerg wird dir gleich beweisen, daß du die Peitsche sehr gut vertragen kannst. Da – da – da – da!«
Er hatte ausgeholt, und bei jedem ›Da‹ sauste die Peitsche auf den Rücken des Saptiye nieder.
Halefs Opfer blieb noch einige Sekunden sitzen, ganz erstarrt vor Staunen über die Frechheit des Hadschi. Dann sprang er auf, brüllte vor Wut wie ein Stier und warf sich mit geballten Fäusten auf Halef.

Ich stand ruhig dabei, den Arm auf Rihs Sattel gelehnt. Der Saptiye war ein kräftiger Mann, aber es fiel mir gar nicht ein, meinem Hadschi zu Hilfe zu kommen. Ich kannte ihn zu genau. Wenn er einmal eine Sache in die Hand oder vielmehr auf seine Peitsche genommen hatte, brachte er sie auch zu Ende. Jede Einmischung hätte ihn beleidigt. Und daß er trotz seiner Kleinheit mehr Körperkraft und Gewandtheit als der Polizist besaß, davon war ich überzeugt.

Der Saptiye hatte sich zwar auf Halef werfen wollen, war aber schon nach dem ersten Schritt zurückgetaumelt, denn der Kleine empfing ihn mit Kreuzhieben, die einander so schnell folgten, daß die Peitsche sozusagen eine undurchdringliche Mauer bildete. Die Hiebe sausten hageldicht auf den Polizisten herab, auf den Rücken, auf die Schultern, auf die Arme, auf die Hüften und Schenkel. Der Mann wurde richtig von Hieben umsponnen. Und dabei hütete sich der Kleine noch, den Kopf seines Gegners zu treffen.

Je weniger der Saptiye sich wehren konnte, desto lauter wurde sein Geheul. Er stand endlich ganz still, nahm die Schläge bewegungslos hin und brüllte dabei wie ein Tiger.

»So!« rief Halef endlich und ließ die Peitsche sinken. »Jetzt hast du die Bezahlung für den guten Rat, den du dem Bestohlenen vorhin gegeben hast. Hast du noch mehr Weisheiten in deinem Hirn, dann laß sie ruhig hören, der Lohn wird sofort folgen. Und wenn du Lust hast, mich noch einmal einen Zwerg zu nennen, dann mußt du es bald tun. Ich habe noch genug Zeit, die Auszahlung fortzusetzen!«

Der Polizist antwortete nicht. Er wand sich unter den Schmerzen. Seine Blicke hingen voller Wut an dem Kleinen. Nur einige unverständliche Laute ließ er hören. Dann schien er sich plötzlich auf die Würde seines Amtes zu besinnen. Er richtete sich auf und rief:

»Du mußt verrückt sein! Wie kannst du einen Saptiye des Großherrn schlagen?«

»Sei still! Ich würde selbst den Großherrn durchprügeln, wenn er es wagte, sich uns gegenüber so wie du zu benehmen. Was bist du denn eigentlich? Ein Soldat, ein Polizist, ein Diener jedes Untertanen! Weiter bist du gar nichts!«

Es hatte den Anschein, als ob er große Lust verspürte, seine

Peitsche wieder in Bewegung zu setzen. Dazu wollte es der Polizist nicht kommen lassen.
»Schimpf ruhig weiter! Mich kannst du nicht beleidigen. Unsere Dienstvorschrift gebietet uns, Nachsicht mit dem Volk zu haben, wenn . . .«
»Mit welchem Volk?« unterbrach ihn der Hadschi. »Sind wir etwa Volk?«
»Was denn sonst?«
»Was sonst? Bist du blind? Sieh mich an! Ist es mir etwa nicht anzusehen, wer ich bin?«
»Ich sehe nichts!«
»Dann bist du wirklich blind und dumm. Ich will dir sagen, wer ich bin. Ich bin nämlich Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah! Und wie ist dein Name?«
»Ich heiße Selim.«
»Selim! Weiter nichts?«
»Wie soll ich sonst noch heißen? Selim genügt.«
»Selim genügt! Ja, für dich genügt es, weil du ein Saptiye bist und weiter nichts!«
Der Polizist wußte bestimmt nicht, daß die freien Araber die Gewohnheit haben, ihrem eigenen Namen die Namen ihrer Vorfahren beizufügen. Je länger dann so ein Name wird, desto größer ist der Stolz seines Inhabers.
»Meinst du denn, daß ein Saptiye ganz und gar nichts bedeutet?« fragte Selim.
»Schweig!« antwortete der Kleine. »Ein Saptiye, der nur Selim heißt, darf gar nichts sagen. Sieh her, was hier sonst noch für Leute stehen!«
Er zeigte auf Omar und fuhr fort:
»Das ist Omar Ibn Sadek Ben Saban If el Habadschi Ben Abu Musa Dschafar es Sofi Otalan Ibn Avisenna Ali Nafis Abu Merwan el Hegali!«
Dann zeigte er auf Osko und sagte:
»Und dieser berühmte Krieger heißt Osko Abd el Latif Mefari Ben Mohammed Hassan el Dschaseris Ibn Wahab Alfirat Biruni el Seirafi! Weißt du es nun?«
Ich mußte mit Gewalt ein schallendes Gelächter unterdrücken. Die beiden hießen gar nicht so, aber um auf den Polizisten Eindruck

zu machen, nannte der kleine Hadschi eine Menge von Namen, von deren Vorhandensein in ihren Familien Osko und Omar während ihres ganzen Lebens keine Ahnung gehabt hatten.
Und das tat er mit solchem Ernst, und die arabischen Namen schossen mit solcher Schnelligkeit und Geläufigkeit aus seinem Mund, daß der Polizist erstarrt dastand, als sei ein jeder Name eine Kugel, die ihn getroffen habe.
»So antworte doch!« rief Halef aufgeregt. »Hast du die Sprache verloren, du Mensch mit dem einzigen Namen Selim? Hast du denn keine weiteren Namen, und hast du keine Ahnen? Wie heißt dein Vater und der Großvater deines Vatersvaters? Haben sie nichts geleistet, oder waren sie Verbrecher und Feiglinge, daß du dich schämst, uns ihre Namen zu nennen? Oder wurdest du vielleicht gar nicht geboren, sondern bist an einem trüben Tag aus einer Mausefalle geschlüpft? Sieh uns an! Hier stehen Leute!«
Der Polizist wußte noch immer nicht, was er eigentlich antworten sollte. Die Vorwürfe des Kleinen krachten nur so auf ihn nieder.
»Sieh dir auch diesen Mann an!« sagte Halef und zeigte auf den Wirt. »Er ist kein Araber, sondern ein Türke, und doch heißt er nicht bloß Selim, sondern Handschi Ibarek, also Ibarek, der Herbergsvater. Ihm sind hundert Pfund gestohlen worden. Was könnte dir schon gestohlen werden, wo du gar nichts weiter besitzt als den Namen Selim?«
»Oho!« antwortete der Saptiye endlich. »Ich bin auch kein Bettler. Ich habe mein Amt und . . .«
»Amt! Sei still mit deinem Amt! Was das zu bedeuten hat, das haben wir gesehen. Dein Amt ist es, im Gras zu liegen und Allah die Tage zu stehlen. Aber ich werde Bewegung in euch Faulenzer bringen. Ich werde zum Polizeikommandanten gehen und ihn Quecksilber trinken lassen, so daß er mit allen Fingern und Zehen zappelt! Ich befehle dir, dich sofort aufzumachen und in die Stadt zu gehen. Wenn du in einer halben Stunde nicht beim Polizeikommandanten bist, lasse ich dich im tiefsten Wasser ersäufen und anschließend mit einer Kanone erschießen. Wir reiten jetzt los. Glaube nicht, daß ich dir den Befehl zum Spaß gegeben habe! Ich meine es ernst. Das wirst du bald merken!«
Dem Polizisten blieb vor Staunen der Mund offenstehen.

»Was?« stieß er hervor. »Du willst mir einen Befehl erteilen, du?«
»Ja! Hast du es denn nicht gehört?«
»Hast du mir denn irgend etwas zu befehlen?«
»Was für eine Frage! Natürlich hast du mir zu gehorchen. Du bist ja nur Selim der Namenlose, ich aber bin Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn . . .«
»Hör auf!« unterbrach ihn der Saptiye und hielt sich die Ohren zu. »Dein Name ist ja eine so lange Schlange, daß man befürchten muß, von ihr erdrückt zu werden. Ja, ich werde in die Stadt gehen, sofort. Aber nicht, weil du es mir befohlen hast, sondern um dich beim Kommandanten anzuzeigen. Du hast einen Diener des Großherrn geschlagen. Dafür sollst du eine Strafe bekommen, wie sie hier noch niemand einzustecken brauchte.«
Er raffte seine Sachen von der Erde auf und verschwand hinter den Büschen. Fürchtete er einen neuen Ausbruch der Tatkraft meines kleinen Hadschi, oder dürstete er wirklich nach Rache für die empfangene Züchtigung?
»Da rennt er hin!« meinte Halef befriedigt. »Wie habe ich meine Sache gemacht, Sihdi?«
Er blickte mich an, als ob er eine Belohnung erwartete. Statt dessen empfing er jedoch eine empfindliche Zurechtweisung.
»Schlecht, sehr schlecht hast du sie gemacht. Du hast schon manche Dummheit begangen, aber noch nie eine so große wie heute.«
»Sihdi, ist das dein Ernst?«
»Bist du schwerhörig?«
»Aber dieser Mensch hatte die Züchtigung ganz bestimmt verdient!«
»War es deine Sache, sie ihm zu geben?«
»Von wem sollte er sie sonst bekommen?«
»Von seinem Vorgesetzten.«
»O Allah! Wenn der ihn hätte prügeln sollen, dann wären ganz sicher beide dabei eingeschlafen. Nein, wer handeln will, der muß schnell handeln! Dieser Mensch blieb vor uns liegen, als sei er der Urgroßvater des Großherrn, den alle gläubigen und ungläubigen Untertanen ehren müssen. Dieses Vergnügen habe ich ihm nun versalzen.«
»Ohne jedoch an die Folgen zu denken.«

»Welche Folgen meinst du? Wenn er uns beim Kommandanten verklagt, kann es leicht geschehen, daß auch der meine Peitsche zu kosten bekommt.«
»Halef, nun reicht es mir. Der Mann hatte eine Züchtigung verdient, das ist wahr. Aber du mußtest warten, was ich tun würde. Wir wissen nicht, welche Gefahren uns bevorstehen. Da war es eine ganz unbegreifliche Unklugheit, uns auch noch mit der Polizei zu verfeinden. Ich habe den Mann ein bißchen verspottet. Das hättest du auch tun sollen. Statt dessen hast du ihn geschlagen. Ich habe es dir nicht befohlen, darum werden mich die Folgen wenig kümmern. Mich geht die Sache nichts an. Sieh zu, wie du den Kopf aus dem Wasser bringst!«
Ich stieg auf und ritt davon. Die andern folgten kleinlaut. Am tiefsten ließ Halef den Kopf hängen. Immer heller dämmerte in ihm die Ahnung, daß er großen Schaden angestiftet haben könnte.
Der bestohlene Türke, der die meiste Ursache hatte, zornig zu sein, ritt schweigend an meiner Seite. Erst nach einer Weile erkundigte er sich:
»Effendi, können die Folgen für den Hadschi wirklich schlimm werden?«
»Selbstverständlich.«
»Aber du wirst ihm helfen?«
»Ganz bestimmt nicht«, antwortete ich, da Halef hörte, was ich sagte. »Er hat sich des Widerstandes gegen die Staatsgewalt und der Körperverletzung an einem kaiserlichen Polizeibeamten schuldig gemacht. Ich kann ihn nicht retten, wenn sie ihn verhaften.«
»Dann soll er doch fliehen!«
»Er kann tun oder lassen, was er will. Halef hat ohne meine Einwilligung gehandelt, wie ein kleiner Junge, der die Folgen seiner Tat nicht versteht. Sollen sie mit ihm machen, was sie wollen. Ich kann ihm nicht helfen.«
Es fiel mir nicht leicht, diese harten Worte auszusprechen. Sie taten mir vielleicht noch weher als dem Hadschi selbst, aber ich hielt es für notwendig, ihm einmal einen solchen Verweis zu erteilen.
Er war mir treu durch alle Gefahren gefolgt, und durch welche Gefahren! Wie oft hatte er sein Leben mit mir gewagt! Er hatte die Heimat verlassen, und was noch mehr war, auch Hanneh,

die Blume der Frauen. Mein ganzes Herz war ihm gegenüber von Dankbarkeit erfüllt. Aber er begann jetzt unvorsichtig zu werden.
Daß uns manches gefährliche Abenteuer gelungen war, daß wir das Glück gehabt hatten, uns immer selbst aus den bösesten Klemmen herauszuarbeiten, das hatte sein Selbstvertrauen aufgebläht. Er glich einem kleinen tapfern Hündchen, das den Mut hat, selbst dem stärksten Leonberger an den Hals zu springen. Ein einziger Biß des Riesen würde es töten. Wir näherten uns jetzt einer gefährlichen Gegend. Da war Vorsicht doppelt nötig.
Im stillen freute ich mich, daß er den faulen Polizisten so wakker durchgebleut hatte, und ich war entschlossen, die Folgen von ihm abzuwenden. Aber ich hielt es für geraten, seiner Tatenlust und Voreiligkeit einen kleinen Dämpfer aufzusetzen.

Nach einiger Zeit erreichten wir die Straße von Kusturlu nach Ostromdscha und bogen nun wieder nach rechts ein. Wir ritten zwischen Tabak- und Baumwollfeldern.
Bald sahen wir einen Berg vor uns aufsteigen, an dessen Seite die Häuser der Stadt zu erkennen waren. Oben auf der Kuppe schimmerte dunkles Grün, aus dem das Gemäuer der Ruine hervorleuchtete.
»Das ist Ostromdscha«, erklärte der Handschi.
»Auch Strumnitza genannt, nach dem Fluß, der dicht an der Stadt vorüberfließt«, ergänzte ich und erschöpfte damit meine ganze Ortskenntnis.
Da kam Halef an meine Seite. Der Anblick der Stadt ließ ihn an die Folgen seiner voreiligen Prügelstrafe denken.
»Sihdi!« begann er.
Ich tat, als ob ich es nicht hörte.
»Sihdi!«
Ich starrte zur Stadt hinüber.
»Hörst du mich nicht? Oder willst du mich nicht hören?«
»Ich höre dich.«
»Glaubst du, daß ich doch lieber fliehen soll?«
»Nein.«
»Ich täte es auch nicht. Lieber würde ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen. Oder meinst du, daß ich mich von einem Polizeikommandanten hier einsperren lassen soll?«
»Ganz nach deinem Belieben!«
»Lieber möchte ich ihm eine Kugel durch den Kopf jagen!«
»Dann würdest du erst recht eingesperrt.«
»Was denkst du, was jetzt geschehen wird?«
»Ich weiß es nicht. Man muß es abwarten.«
»Ja, warten wir es ab! Wirst du mich unter deinen Schutz nehmen?«
»Ich dachte, ich stehe unter deinem Schutz? Du nennst dich doch meinen Freund und Beschützer!«
»Sihdi, vergib mir das. Bis jetzt bist du immer noch der Beschützer gewesen.«

»Nein, Halef. Ich habe oft unter deinem Schutz gestanden. Das werde ich dir auch nicht vergessen. Deshalb wollen wir sehen, ob die Leute es wagen werden, sich an dem berühmten Hadschi Halef Omar zu vergreifen.«
»Hamdu lillah! Jetzt fällt mir ein Stein vom Herzen, so groß und schwer wie der Berg da vorn. Alles kann ich ertragen, nur das nicht, daß mein Sihdi auf mich böse ist. Bist du es noch?«
»Nein.«
Wir näherten uns der Stadt immer mehr.
Kurz bevor wir die ersten Hütten erreichten, saß auf einem Stein am Weg ein Bettler, ein Jammerbild des Elends und der Verkommenheit.
Eigentlich saß er nicht. Er schien nicht richtig sitzen zu können, sondern lag mit gekrümmtem Rücken halb auf der Seite, neben sich die beiden Krücken. Um seine nackten Füße waren Lumpen gewickelt und mit Fäden festgebunden. Seine einzige Hülle bestand aus einem alten Fetzen, halb Tuch und halb Mantel, den er sich um die Hüften gewunden hatte. In dieses Tuch schien er die Gaben zu stecken, die ihm gereicht wurden: Brot, Früchte und anderes, denn es bildete einen dicken Wulst um seinen Leib. Dieser Leib war hager und schmutzig braungelb. Man konnte die Rippen deutlich sehen, und die Schlüsselbeine traten hervor wie bei einem Skelett. Der Kopf war mit wirren, struppigen Haaren bedeckt, die jahrelang keinen Kamm gefühlt hatten. Das Gesicht war aufgedunsen, trotzdem zeigten seine Züge einen scharfen Schnitt. Die Haut hatte eine bläulichrote Farbe, als sei sie erfroren. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen.
Das Gesicht befremdete mich. Es lag ein Widerspruch darin, aber ich hätte nicht sagen können, worin dieser Widerspruch bestand. Irgendwie sah das Gesicht stumpfsinnig und gefühllos aus.
Das alles bemerkte ich erst später, als wir vor dem Bettler hielten, um ihm eine Gabe zu reichen. Ich betrachtete ihn genau, weil ich von dem Türken erfahren hatte, um wen es sich handelte.
Als wir ihn nämlich von weitem sitzen sahen, sagte der Wirt:
»Das ist Busra, der Krüppel, von dem ich dir erzählt habe.«
»Der bei deinem Nachbarn war, als du glaubtest, der Heilige sei zu ihm gegangen?«
»Ja, Effendi.«

»Ist er auf die Gaben der Vorübergehenden angewiesen?«
»Ja. Er kann nicht arbeiten, denn er hat kein Rückenmark mehr.«
»Dann könnte er auch nicht mehr leben.«
»Davon verstehe ich nichts. Man sagt so. Er geht an zwei Krükken und zieht die Beine hinterher. Er kann sie nicht bewegen. Außerdem ist er blödsinnig und kann nur wenige Worte reden. Jeder gibt ihm etwas. Wenn du mehrere Tage hierbleibst, wirst du ihn öfter sehen.«
»Hat er Verwandte?«
»Nein.«
»Wo wohnt er?«
»Nirgends. Er ißt da, wo er etwas bekommt, und schläft da, wo er vor Müdigkeit niedersinkt. Er ist ein elender Mensch, dem Allah in jenem Leben dafür entschädigen wird, was er hier leiden muß.«
Der Krüppel wandte uns den Rücken zu. Als er den Hufritt

Bettler gehören zum Bild des orientalischen Balkans.

unserer Pferde hörte, richtete er sich mühsam an einer seiner Krükken auf. Jetzt sah ich sein ausdrucksloses, blödes Gesicht. Sein Auge schien gar keinen Blick zu haben. Es war tot und nichtssagend. Der Mann mochte vierzig Jahre alt sein, doch war es schwer, ihm ein bestimmtes Alter zuzusprechen.
Ich fühlte Mitleid mit dem Krüppel und hatte keine Ahnung, was für eine Rolle er in meinem Leben noch spielen würde. Er streckte uns die Hand entgegen und stammelte dabei tonlos nur immer das eine Wort:
»Ejlik, ejlik, ejlik – Wohltat, Wohltat, Wohltat!«
Die andern gaben ihm etwas, und auch ich reichte ihm ein Zweipiasterstück. Als ich ihm die Münze vom Pferd herab in die Hand legte, ging ein Zucken durch seinen Körper, als wollte er aufspringen. Aus seinen leblosen Augen blitzte mich ein Blick voll Haß und Grimm an, wie ich ihn noch nie im Auge eines Feindes beobachtet hatte. Im nächsten Augenblick aber senkten sich die Lider, und das Gesicht nahm den Ausdruck des Stumpfsinns wieder an.
»Schükr, schükr – Dank, Dank!« stammelte er.
Das wäre seltsam und unglaublich gewesen, wenn ich es nicht so deutlich gesehen hätte. Was hatte er gegen mich? Warum diese Feindseligkeit einem Fremden gegenüber? Und wenn aus seinen Augen ein so vernichtender Blick des Hasses leuchten konnte, war dieser Mann wirklich blödsinnig? Dabei empfand ich ein unbestimmtes Gefühl, als hätte ich dieses Gesicht schon einmal gesehen. Aber wann und wo? Täuschte ich mich? Schien es nicht, als ob auch er mich kenne?
Wir ritten weiter. Ich blieb hinter den andern zurück. Unwillkürlich drehte ich mich um und warf noch einmal einen Blick auf ihn.
Was war das? Er hockte gar nicht mehr so hilflos auf dem Stein, sondern saß kraftvoll da, hatte den rechten Arm mit der Krücke erhoben und schwang sie uns drohend nach. Uns? Vielleicht nur mir?
Mir wurde unheimlich zumute. Der Bettler sah in diesem Augenblick wie ein Teufel aus. Satanisch verzerrt war sein Gesicht. Es dämmerte in mir, wo ich ihn schon gesehen hatte. Eine orientalische Stadt – fürchterliches Menschengedränge – entsetzliches Schreien und Brüllen – tausend Hände langten nach mir! – sollte

es in Mekka? – das Bild sank wieder in mein Inneres zurück, und ich wußte ebensowenig wie vorher.
»Kann dieser Bettler wirklich nicht gehen?« fragte ich den Handschi.
»Nur mit der Krücke«, antwortete er. »Die Beine hängen ihm wie Lappen am Leib.«
»Auch nicht aufrecht sitzen?«
»Nein. Er hat doch kein Rückenmark mehr.«
Kein Rückenmark! Welch ein Unsinn! Daß ich ihn eben in einer sehr strammen Stellung gesehen hatte, verschwieg ich, denn ich hielt es nicht für geraten, Ibarek zum Mitwisser eines Geheimnisses zu machen, das ich selbst nur ahnte.
Nach kurzer Zeit erreichten wir die Stadt. Ich hatte den Handschi nach den bereits erwähnten heißen Quellen gefragt und von ihm erfahren, daß sie zwar vorhanden waren, aber nicht so, wie ich es erwartet hatte. Früher war ihr Wasser reichlich gesprudelt, aber dann hatten die Quellen nachgelassen und flossen jetzt nur noch spärlich.
Als wir die ersten Häuschen der Stadt vor uns hatten, sagte der Handschi:
»Effendi, hast du vielleicht Lust, dir die heißen Quellen jetzt gleich anzusehen?«
»Liegen sie am Weg?«
»Nein. Aber wir brauchen nur ein paar Schritt zu reiten.«
»Dann führ uns hin!«
Er bog zur Seite ab, und wir ritten um einige Hütten mit ihren Gärtchen, die aber diesen Namen keineswegs verdienten.
Das laute Kreischen einer weiblichen Stimme war zu hören.
»Da ist die Quelle«, meinte unser Führer.
»An der man sich so zankt?«
»Ja. Man glaubt nämlich, das Wasser sei gut gegen gewisse Krankheiten. Wenn nun wenig fließt, streiten sich die Frauen darum, wer zuerst welches schöpfen darf.«
Wir bogen um ein Oleandergebüsch und hielten vor der Therme.
Ein Rinnsal, dessen ockerfarbiger Grund darauf schließen ließ, daß die Quelle eisenhaltig war, leitete das Quellwasser ab. Heute war nur wenig Flüssigkeit darin zu sehen. Das Wasser kam aus einer kreisrunden Vertiefung, die mit dem gleichen roten Nieder-

schlag belegt war. Der rundum festgetretene Platz bewies, daß dieser Ort fleißig besucht wurde. Am Rand der Vertiefung lagen Steine, die wohl als Sitze dienen sollten.
In diesem Augenblick waren nur drei weibliche Personen an der Quelle, und zwar zwei Frauen und ein kleines Mädchen von ungefähr acht Jahren.
Die eine der Frauen war ziemlich gut, wenn auch unsauber gekleidet und besaß eine ansehnliche Körperfülle. Ihre keifende Fistelstimme hatten wir schon von weitem gehört. Sie drehte uns den Rücken zu, und da sie immer noch laut schrie, bemerkte sie unser Kommen nicht.
Zu ihren Füßen lagen Lappen und ein alter Topf, dessen Henkel abgebrochen war. Der Topf war umgestürzt. Ihm entquoll eine dicke, graubraune Masse, die keineswegs appetitlich aussah.
Die andere Frau saß auf einem der Steine. Sie war ärmlich gekleidet und hatte ein vorsintflutliches Tuch um den Oberkörper geschlungen, das auch die Arme und Hände bedeckte. Sonst sah sie leidlich sauber aus, auf jeden Fall sauberer als die andere. Ihr Gesicht war hager. Die Not hatte ihre traurigen Runen eingeritzt. Das Kind an ihrer Seite war nur in ein baumwollenes Hemd gehüllt, das gut gewaschen war.
Die keifende Dicke sprudelte ihre Zornesworte so schnell heraus, daß man ihnen nicht zu folgen vermochte. Nur die doppelt stark betonten Hauptausdrücke waren zu unterscheiden. Keinem Lastträger wären kräftigere Schimpfwörter eingefallen. Dabei schlug sie mit den Fäusten bald auf die andere Frau, bald auf das weinende Kind ein.
Die magere Frau machte bei unserem Anblick eine Bewegung, wodurch die Xanthippe veranlaßt wurde, sich nach uns umzudrehen.
O Himmel! Was war das für ein Gesicht! Die Fratze eines tätowierten Südseeinsulaners war das reine Schönheitsideal dagegen. Die Dicke hatte sich nämlich mit einer dicken roten Masse eingerieben. Sie sah schrecklich aus. Als sie uns entdeckte, ließ sie ihre Opfer los und hemmte den rauschenden Strom ihrer Rede.
»Friede sei mit euch!« grüßte ich.
»In Ewigkeit, Amen!« antworteten die beiden Frauen.
Diese Antwort ließ mich vermuten, daß sie Christinnen seien.

»Ist das die Quelle, an der man Heilung findet?«
»Ja, Effendi«, antwortete die Dicke, »diese Quelle ist im ganzen Land berühmt.«
An diese Auskunft knüpfte sie eine Aufzählung von hundert Krankheiten, gegen die man hier Hilfe finden könne, und von ebenso vielen Wundern, die an diesem Ort geschehen sein sollten.
Sie entwickelte dabei ein verblüffendes Rednertalent. Die Worte sprühten ihr nur so vom Mund, und ich fand auch nicht eine Lücke von einer tausendstel Sekunde, um mit einer Frage in diese Bresche einzudringen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als sie einfach aussprechen zu lassen, was aber noch eine ganze Weile dauerte, da sie mich nach unzähligen Krankheiten, Gebrechen und Fehlern fragte, die mich hergetrieben haben könnten. Eine Antwort aber wartete sie keineswegs ab.
»O Allah! Maschallah! Allah!« rief der Hadschi immer wieder, wobei er die Hände über dem Kopf zusammenschlug.
Die Frau schien anzunehmen, daß diese Ausrufe nicht dem Fluß ihrer Rede, sondern den aufgezählten Vorzügen der heißen Quelle gewidmet seien, und fühlte sich dadurch nur veranlaßt, diese Aufzählung in wahrhaft überwältigender Sprachfertigkeit fortzusetzen. Um sie zum Schweigen zu bringen, berührte ich die Weichen meines Rappen leise mit den Sporen. Er war das nicht gewohnt und ging mit allen vieren in die Luft.
Die Rednerin stockte, sprang zurück und stieß einen Angstschrei aus. Das benützte ich, um nun auch zu Wort zu kommen.
»Wie heißt du?« fragte ich.
»Nohuda. Meine Mutter starb kurz nach meiner Geburt. Die Großeltern waren drüben über dem Fluß . . .«
Ich ließ den Rappen noch einmal steigen, denn ich befürchtete nicht ohne Grund, daß sie mit mir die Stufenleiter ihrer Verwandtschaft bis hinab zum alten Methusalem hinuntersteigen werde. Glücklicherweise legte sie vor Schreck wieder eine Pause ein, und ich besaß die Geistesgegenwart, diese zu der Erklärung zu benutzen:
»Liebe Nohuda, ich muß dir sagen, daß ich wegen eines Kopfleidens hierher gekommen bin. Ich fühle nämlich . . .«
»Kopfleiden?« fiel sie mir schnell in die Rede. »Effendi, das ist recht, dann ist es gut, daß du gekommen bist! Wenn du wüßtest,

wie viele verschiedene Köpfe, tausend und abertausend an Zahl, hier Heilung von . . .«
Der Rappe sprang erneut auf sie ein, so daß sie wieder eine Pause machte. Ich erklärte:
»Mein Kopfleiden ist so schlimm, daß mir sogar das Anhören der menschlichen Stimme große Qualen bereitet. Hab daher die Güte, und sprich nur dann, wenn ich dich frage. Ich sehe es deinem Gesicht an, daß eine zarte, mitleidsvolle Seele in deiner Brust wohnt. Darum denke ich, daß du mir diese Bitte erfüllen wirst.«
Ich mußte das Richtige getroffen haben, denn sie legte die beiden Hände auf das Herz und antwortete mit gedämpfter Stimme:
»Effendi, das ist wahr, du hast recht. Ich werde schweigen wie das Grab. Nur deine Fragen werde ich beantworten. Du hast mein zartes, gutes Herz erkannt. Dein armer Kopf soll meinetwegen keine Schmerzen leiden.«
Der kleine Hadschi machte ein unendlich grimmiges Gesicht, was bei ihm nur dann der Fall war, wenn er alle seine Kraft zusammennehmen mußte, um das Lachen zu bekämpfen. Auch den andern sah man es an, daß sie es nur mit Mühe zurückhielten.
»Zunächst muß ich dich bitten, mir zu verzeihen, daß ich euch gestört habe, liebe Nohuda. Ihr stecktet mitten in einem angeregten Gespräch. Worüber habt ihr denn gesprochen?«
Ihre Augen blitzten wieder zornig auf. Sie schien von neuem losplatzen zu wollen. Darum griff ich mit schmerzlicher Gebärde an meinen Kopf.
»Keine Angst, Effendi«, flüsterte sie. »Ich beginne den Zank nicht von neuem und will dir nur sagen, daß wir uns über das da unterhielten.«
Sie zeigte auf den Topf.
»Was ist das?«
»Mein Kleistertopf.«
»Brauchst du diesen Topf denn hier an der Quelle?«
»Sogar sehr!«
»Warum besuchst du das heiße Wasser?«
»Warum? Es macht wieder jung!«
»Du willst dich verjüngen? Das hast du ja gar nicht nötig.«
»Meinst du? Du bist sehr gütig. Wenn doch mein Mann auch

dieser Meinung wäre! Du weißt, daß mein Name soviel wie ›Erbse‹ bedeutet. Er nennt mich aber schon seit langer Zeit nur seine alte Schote. Ist das nicht kränkend?«
»Vielleicht meint er es gar nicht schlimm. Er wird das Wort für einen Kosenamen halten.«
»O nein! Da kenne ich ihn besser. Er ist ein Barbar, ein rücksichtsloser Mensch, ein unaufmerksamer Tyrann, ein . . .«
Ich griff an meinen Kopf.
»Du hast recht«, meinte sie. »Ich darf nicht laut sprechen. Aber ich will ihm beweisen, daß ich keine alte Schote bin. Darum gehe ich täglich hierher und bestreiche mir mit dem Schlamm der Schönheit das Gesicht.«
Es war nicht leicht, ernst zu bleiben.
»Das ist weise von dir«, erwiderte ich. »Aber wie wird dieser Schlamm zubereitet?«
»Man stößt Rosenblätter klein und kocht sie mit Mehl und Wasser zu einem Brei. Den nimmt man mit hierher, vermischt ihn zu gleichen Teilen mit dem roten Bodensatz dieser Quelle und bestreicht dann damit das Gesicht. Es hilft ganz hervorragend!«
»Wirklich?«
»Gewiß! Keine Warze, kein Mal, keine Runzel, keine Falte hält stand vor diesem Kleister. Er ist berühmt im ganzen Land. Darum war ich wütend, daß diese Frau mir den Topf umstieß. Aber ich bin ein zartes Gemüt, wie du ganz richtig erkannt hast, darum habe ich geschwiegen und will die Unvorsichtigkeit verzeihen.«
»Das freut mich. Sanftmut ist die größte Zierde des Weibes, und Schweigsamkeit erhöht ihren Zauber.«
»Das sage ich auch!« behauptete sie.
»Ja, liebe Nohuda, die Schweigsamkeit ist das allerbeste Mittel, bis ins hohe Alter schön zu bleiben. Wenn keine Leidenschaften das Antlitz entstellen, bleibt die Schönheit länger erhalten. Was aber der weise Bahuwi von einem Weib sagt, das immer zankt und keift, das wirst du wissen.«
»Nein, Effendi, ich habe mit diesem weisen Mann noch niemals gesprochen.«
»Er sagt, daß ein von dem Zorn bewegtes Frauenantlitz einem schmutzigen Sack gleiche, der mit Fröschen und Kröten gefüllt ist. Der Sack befindet sich in steter Bewegung, weil diese häßlichen Tiere niemals Ruhe halten.«

»Er hat recht! Auch ich habe immer so gedacht, und darum befleißige ich mich einer steten Ruhe meines tiefen Gemüts. Aber mein Mann ist keineswegs damit einverstanden. Er wünscht im Gegenteil, daß ich lebhafter sein soll.«
»Erkläre ihm nur die Geschichte von dem Sack, und er wird dir sofort beistimmen. Aber ich sehe, daß die Salbe deines Gesichtes trocken geworden ist. Du wirst neue auflegen müssen.«
»Gleich, sogleich! Ich danke dir!«
»Aber sprich nicht dabei! Das Gesicht darf sich nicht bewegen.«
»Kein Wort werde ich sagen.«
Sie nahm den Topf und vermischte den Kleisterrest mit dem gelbroten Niederschlag der Quelle. Nachdem sie beides durch eifriges Rühren mit der bloßen Hand innig vermengt hatte, kratzte sie sich die dürre Schminke aus dem Gesicht und bestrich ihre Backen mit der neuen Auflage des ›Schlamms der Schönheit‹.
Das war ein seltsames Vergnügen für meine Begleiter. Am drolligsten hatte jedoch gewirkt, daß wir beide zuletzt nur noch miteinander geflüstert hatten, um meinen armen Kopf zu schonen.
Erst jetzt fand ich Zeit, die andere Frau genauer zu betrachten. Bei dem Anblick ihrer eingefallenen Wangen und tiefliegenden Augen entfuhr mir die Frage:
»Du hast Hunger?«
Sie antwortete nicht, aber in ihren Augen war zu lesen, daß ich das Richtige getroffen hatte.
»Und du bist krank?«
Jetzt nickte sie.
»Woran leidest du denn?«
»Effendi, ich habe das Reißen in den Armen.«
»Hilft diese Quelle dagegen?«
»Ja, sie hilft gegen alles.«
»Wie hast du dir dieses Übel zugezogen?«
»Ich bin Pflanzensammlerin und ernähre mich und meine Kinder damit, Kräuter zu suchen, die ich an den Apotheker verkaufe. Ich bin bei jedem Wetter im Wald und auf dem Feld, oft vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein. Da habe ich mich oft erkältet, und nun zieht es mir in den Armen, daß ich sie nur unter großen Schmerzen bewegen kann.«
»Hast du keinen Arzt gefragt?«
»Ich werde überall abgewiesen, weil ich arm bin.«

»Aber der Apotheker, dem du die Pflanzen verkaufst, könnte dir doch ein Mittel geben?«
»Er hat es getan. Aber es half nichts. Darüber ist er so zornig geworden, daß ich ihn kein zweites Mal darum bitten kann.«
»Das ist schlimm. Aber es gibt ja noch einen hier, der die verschiedensten Krankheiten heilt, den alten Mübarek. Bist du noch nicht zu ihm gegangen?«
»Auch das habe ich getan, aber er hat mich abgewiesen, weil er mich haßt.«
»Hast du ihn denn beleidigt?«
»Niemals.«
»Also hat er doch gar keinen Grund, so unfreundlich zu dir zu sein.«
»Er meint aber, einen Grund zu haben, da ich zuweilen – da kommt er gerade!«
Sie zeigte in die Richtung, aus der wir gekommen waren.
Von der Quelle aus konnte man den ganzen Weg übersehen, auf dem wir in die Stadt geritten waren. Ich hatte ihn schon während des Gesprächs überblickt und auch nach dem Stein gesehen, auf dem der gelähmte Bettler gesessen hatte. Der Krüppel war verschwunden. Statt dessen sah ich eine lange Gestalt, die aus der Richtung des Steins langsam und in würdevoller Haltung herbeigeschritten kam.
Wo war der Bettler geblieben? Die ganze Gegend lag frei vor uns. Man hätte ihn unbedingt sehen müssen, mochte er nach rechts oder links oder geradeaus in die Ebene gehumpelt sein. Und wenn er zur Stadt gegangen wäre, hätten wir ihn erst recht bemerken müssen, zumal ein Krüppel mit zwei Krücken nur langsam vorwärts kommen kann. Aber er war fort, spurlos verschwunden.
Nicht weit von dem Stein, auf dem er gesessen hatte, war eine Baumwollpflanzung angelegt. Die Pflanzen waren kaum einen Meter hoch. Hinter ihnen konnte der Bettler nicht stecken, außer, wenn er sich niedergelegt hätte. Das durfte er aber nicht tun, weil er sich allein nicht wieder aufrichten konnte. Dieses plötzliche Verschwinden war mir unbegreiflich.
Unterdessen war der schlanke Mann langsam näher gekommen. Er hielt den Kopf gesenkt, als suchten seine Augen etwas auf dem Erdboden. Auf der Höhe der ersten Häuser bog er zur Seite

ab und kam auf uns zu. Da ich nicht annahm, daß er nur deshalb vom Weg abkam, weil er so tief in Gedanken versunken sei, mußte ich annehmen, daß er sich uns absichtlich näherte.
Zu diesem Zeitpunkt machte uns die Frau auf ihn aufmerksam. Meinetwegen hätte sie das nicht zu tun brauchen, denn ich stand so, daß ich ihn schon von weitem sehen konnte und hatte ihn auch während des Gesprächs weiter beobachtet.
Die andern drehten sich nach ihm um.
»Ja, der Mübarek!« sagte Ibarek. »Effendi, das ist er. Sieh ihn dir genau an.«
»Ich habe es schon getan.«
»Nun kannst du seine Gebeine klappern hören!«
»Abwarten. Vielleicht tut er uns auch den Gefallen, zu verschwinden.«
»Wenn er will, kann er es tun.«
»Sag ihm, daß er es tun soll!«
»Das wage ich nicht.«
»Warum nicht?«
»Er könnte es mir übelnehmen.«
»Er kennt dich doch!«
»Das hat nichts damit zu tun.«
»Außerdem hat er bei dir schon viel Geld verdient.«
»Dafür hat er uns geheilt. Er ist uns keine Gefälligkeit schuldig.«
Jetzt hatte uns der ›Heilige‹ erreicht. Er ging langsam an uns vorüber, ohne den Blick von der Erde zu heben. Die beiden Frauen standen ehrfurchtsvoll da. Der Handschi hob die Hände zum Gruß. Wir andern aber kümmerten uns nach außen hin nicht um ihn. Ich tat so, als ob ich ihn gar nicht bemerkte und hatte mich halb abgewendet, behielt ihn aber scharf im Auge.
Dabei beobachtete ich, daß er den Blick unter den gesenkten Wimpern auf uns gerichtet hielt. Seine Versunkenheit war also nur Maske. Machte er das immer so, oder mußte ich dieses heimliche Schielen auf mich allein beziehen?
Ich horchte gespannt. Tatsächlich, als er vorüberging, war bei jedem Schritt ein leises Klappern zu hören. Einem nicht ganz unbefangenen Menschen konnte das einen gelinden Schauder über den Rücken jagen.
Er ging so gekleidet, wie der Türke es gesagt hatte: barfuß, mit

einem Tuch auf dem Kopf, den Leib in einen alten Kaftan gehüllt. Von seinem Gürtelschal war nichts zu sehen, da der Kaftan vorn übereinanderging.

Er war sehr hager, mit tief eingesunkenen Augen, wie der Bettler, an dem wir vorübergekommen waren. Sein knochiges Gesicht war erdfarben. Die Backenknochen standen weit vor, und der Mund war eingefallen. Der Alte hatte bestimmt keine Zähne mehr. Die Mundgegend glich einer tief in das Gesicht eingeschnittenen Bucht, unter der das spitze Kinn sich weit nach vorn schob und über der die Nase in doppelter Schärfe hervortrat.

Das also war der berühmte ›Heilige‹, den Allah mit so vielen wunderbaren Gaben gesegnet hatte. Er ging vorüber wie ein Dalai-Lama, für den andere Menschen so verächtliche Geschöpfe sind, daß sein Blick sie gar nicht zu bemerken vermag. Auch ihn – sonderbarerweise kam es mir so vor – mußte ich schon gesehen haben, und zwar unter Umständen, die für mich nicht angenehm gewesen sein konnten. Dieses Gefühl regte sich in mir.

Wenn ich der Ansicht gewesen war, daß der Mübarek uns gar nicht beachten würde, hatte ich mich geirrt. Er war einige Schritte bereits vorüber, da drehte er sich plötzlich um und ließ seinen stechenden Blick über unsere Gruppe schweifen. Dann erschallte seine schnarrende Stimme:

»Nebatja!«

Die Pflanzensucherin zuckte zusammen.

»Nebatja! Hierher!«

Er deutete mit dem Zeigefinger vor sich auf die Erde, ungefähr wie man einen Hund heranruft, der geprügelt werden soll.

Die Frau ging langsam und ängstlich zu ihm hin. Sein Blick richtete sich drohend auf sie, so scharf, als wollte er sie durchbohren.

»Wie lange ist dein Mann nun tot?« fragte er sie.

»Drei Jahre.«

»Hast du für seine Seele gebetet?«

»Täglich.«

»Er war kein Anhänger des Propheten, dessen Name zu heilig ist, als daß ich ihn vor deinen Ohren nennen möchte. Er gehörte zu den Christen, die selbst nicht wissen, was sie glauben sollen, weshalb sie sich in viele Sekten spalten und sich untereinander befehden. Doch Allah hat in seiner Barmherzigkeit beschlossen,

daß auch sie in die untersten Abteilungen des Himmels einziehen dürfen. Dein Mann aber wird im Feuer der Hölle gebraten!«
Er schien eine Antwort zu erwarten, aber die Frau schwieg.
»Hast du gehört?« fragte er.
»Ja«, antwortete sie leise.
»Und glaubst du es auch?«
Sie schwieg.
»Du mußt es glauben, denn ich selbst habe ihn gesehen. Heute nacht entführte mich der Engel Allahs von der Erde und erhob mich zu den Seligkeiten. Tief unter mir lag die Hölle mit ihren glühenden Abgründen. Dort sah ich unter vielen andern auch deinen Mann. Er war an einen Felsen gefesselt. Höllisches Ungeziefer nagte an seinem Leib, und spitze Flammen beleckten sein Gesicht. Ich hörte ihn vor Schmerz brüllen. Er sah mich hoch über sich schweben und bat mich, dir zu sagen, daß die Pfähle, die in seiner Nähe in den Fels geschlagen waren, für dich und deine Brut bestimmt seien.«
Die Frau weinte.
Am liebsten hätte ich den Kerl mit der Faust zu Boden geschlagen, aber ich blieb ruhig. Halefs Hand lag am Griff seiner Peitsche. Sein Blick flog zwischen mir und dem Heiligen hin und her.
Ich hätte nur leise zu winken brauchen, dann hätte der kleine Hadschi den berühmten Mann nach Noten durchgewalkt.
»Und nun noch eins!« fuhr der Mübarek fort. »Du bist bei der Polizei gewesen?«
Die Frau senkte den Kopf.
»Ich soll dir Schadenersatz leisten? Ich soll dir Geld geben, weil dein Junge bei meiner Wohnung umherschleicht? Noch ein Schritt in dieser Richtung, dann schicke ich dir alle Geister der Finsternis, damit sie dich peinigen, bis du deine ungläubige Seele von dir gibst. Merk dir das!«
Er drehte sich um und schritt von dannen.
»Allah!« knirschte Halef. »Effendi, bist du ein Mensch? Gib mir die Erlaubnis, diesem Schurken nachzulaufen und ihm das dicke Fell zu gerben!«
»Um Allahs willen, schweig!« warnte Ibarek.
»Schweigen? Wer könnte dazu schweigen?«

»Er hört jedes deiner Worte.«
»Lächerlich!«
»Dort sitzt sein Diener.«
Er zeigte auf einen dürren Baum, auf dessen Ast eine Krähe saß. »Dieser Vogel ist ein Geist, dem er befohlen hat, uns zu belauschen und ihm dann jedes Wort mitzuteilen.«
»Und ich sage dir, daß dieser Vogel eine ganz gewöhnliche Krähe ist!«
»Du irrst. Siehst du denn nicht, wie neugierig sie zu uns herunterblickt?«
»Alle Krähen sind neugierig. Ich hätte Lust, sie herunterzuschießen.«
»Es wäre dein Tod.«
»Unsinn!«
»Der Schuß würde nicht den Vogel, sondern dich selbst treffen.«
»Meine Flinte schießt nicht um die Ecke.«
Halef griff wirklich zu seinem Gewehr. Da stürzten die beiden Frauen angstvoll auf ihn zu und baten ihn, nicht zu schießen, da er nicht nur sich, sondern uns alle unglücklich machen würde.
»Aber habt ihr denn gar kein Gehirn, ihr Weiber?« rief der Hadschi wütend.
»Du mußt uns glauben, du mußt!« bat die Pflanzensammlerin. »Auch andere sind so unvorsichtig und tollkühn gewesen wie du. Sie haben es bitter bereut.«
»So! Was ist denn mit ihnen geschehen?«
»Sie sind krank geworden.«
»Zufall!«
»Der eine wurde sogar toll.«
»Das hat bereits vorher in ihm gesteckt.«
»Und einige starben.«
»Weil der Tod bereits vorher an ihrem Leben nagte.«
»O nein, sondern weil sie sich an den Vögeln des Heiligen vergriffen.«
Da sich alle mit dem kleinen Hadschi beschäftigten, war ich unbeobachtet. Ich stellte mich hinter mein Pferd, legte den Stutzen auf den Vogel an und drückte ab.
Die Frauen kreischten vor Entsetzen. Meine Kugel hatte die

Krähe durchbohrt und sofort getötet. Der Vogel lag unter dem Baum, ohne zu zucken.
»Effendi, was hast du getan!« rief Ibarek. »Das kann dich deine Seligkeit kosten!«
»Lauf hin!« antwortete ich. »Stopfe dem Vogel alle Öffnungen zu, damit der Geist nicht heraus kann! Dann gibt es unter den Geisterleichen, die du mir zeigen willst, eine mehr. Oh, was seid ihr doch für dumme Menschen.«
Halef war von seinem Pferd gesprungen und brachte die Krähe her. Sie war voll Ungeziefer. Er zeigte das dem Handschi und den Frauen und sagte:
»Wenn der Mübarek seine Geister nicht einmal von den Läusen befreien kann, dann kann er überhaupt nichts. Schämt euch! Habt ihr jemals von einem Geist gehört, der Läuse hatte? Wo steht das geschrieben? Der Prophet hat, sooft er von den Geistern sprach, niemals erwähnt, daß sie gereinigt werden müssen.«
Dieser Beweis, daß die Krähe kein Geist sei, war ebenso kurz wie sonderbar, aber er wirkte besser und schneller als eine lange Rede.
Die drei Geistergläubigen blickten sich an, schüttelten die Köpfe und schauten auf die Krähe. Endlich sagte der Handschi:
»Effendi, was ist denn deine Meinung? Kann ein Geist Ungeziefer haben?«
»Nein.«
»Aber es ist doch ein böser Geist!«
»Welches ist der allerböseste Geist?«
»Der Schejtan.«
»Richtig! Nun sag mir, ob der Prophet oder einer seiner Nachfolger gelehrt hat, daß der Schejtan von Läusen geplagt werde.«
»Das steht freilich nirgends geschrieben. Und die Insekten würden wahrscheinlich auch verbrennen, wenn sie mit dem Teufel in die Hölle kämen.«
»Das hast du mit großem Scharfsinn entdeckt. Nun beantworte dir deine Frage selber.«
Dieser ziemlich lächerliche Vorfall war für uns wichtiger als ich ahnte. Die Bewohner der umliegenden Hütten hatten alles gesehen. Erst später erfuhr ich, daß sich die Kunde davon wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet hatte.

Ein Vogel des vermeintlichen Heiligen war erschossen worden, von einem Fremden, der dann ganz heil davongekommen war. Das war unerhört.
Halefs Beweis hatte gewirkt. Die Frauen und auch Ibarek fühlten sich beruhigt. Die Pflanzensammlerin hatte auch gar nicht viel Zeit, über den Tod der Krähe nachzudenken. Die Worte, die der Alte zu ihr gesprochen, waren ihr viel wichtiger.
Als Christin stand sie unter dem Einfluß ihres Popen, und man muß die Popen des Balkans kennen, um zu wissen, was das zu bedeuten hat. Diese geistlichen Herren stammen größtenteils aus den untersten Schichten des Volkes und genießen einen Unterricht, der zu wünschen übrigläßt. Wie soll es da mit den Seelen stehen, die solchen Leuten anvertraut sind!
Es war der unglücklichen Frau anzusehen, daß sie von der Kunde, ihr Mann schmore in der Hölle und erwarte auch sie und ihre Kinder dort, ganz niedergeschmettert war.
Halef legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte tröstend:
»Nebatja, gräme dich nicht! Dein Mann ist im Paradies.«
Sie blickte ihn forschend an.
»Glaubst du es etwa nicht?« fragte er.
»Woher willst du das wissen?«
»Ich habe ihn gesehen.«
»Du?«
»Ja«, erklärte er ernsthaft.
»Wann?«
»Heute nacht. Der Engel Allahs kam und entführte mich aus dieser Welt. Er trug mich über die Himmel empor, so daß ich sie alle erblicken konnte. Da sah ich deinen Mann im dritten Himmel sitzen.«
»Kennst du ihn denn?« fragte sie hastig.
Der Kleine wurde durch diese Frage nicht im mindesten in Verlegenheit gebracht. Er antwortete ohne Bedenken:
»Nein, aber der Engel sagte mir: ›Schau da hinab! Dort sitzt der Mann der armen Nebatja, die du morgen in Ostromdscha zu Gesicht bekommen wirst.‹ Daher weiß ich, wer der Selige war.«
Der Kleine brachte das sehr ernsthaft vor. Es kam ihm nicht in den Sinn, mit dem Heiligsten Scherz zu treiben, er wollte die Frau ganz einfach beruhigen und fing das auf seine Weise an.
›Ist das wahr, was du erzählst?« fragte Nebatja.

»Genauso wahr wie die Geschichte des Mübarek.«
»Aber wie kannst du in den Himmel schauen? Du bist doch kein Christ!«
»Ist etwa der Mübarek ein Christ?«
Das leuchtete ihr ein.
»Dieser alte Halunke«, fuhr Halef energisch fort, »weiß im Himmel auch nicht besser Bescheid als ich und jeder andere. Vielleicht ist er in der Hölle besser zu Hause. Ich bin jedenfalls überzeugt davon. Wenn du aber meinst, daß nur ein Christ hier zu Wort kommen darf, dann frage diesen Effendi. Er wird dir Auskunft geben können.«
Er zeigte auf mich. Die Frau sah mich fragend an.
»Bete für deinen Mann«, sagte ich ihr. »Das ist deine Christenpflicht. Der Mübarek hat dich belogen. Es kommt kein Engel, um einen Sterblichen in den Himmel zu führen und dann wieder zur Erde herabzubringen. Nun wollen wir uns aber mit deiner Krankheit beschäftigen. Du wirst hier an dieser Quelle vergeblich Heilung suchen. Seit wann benutzt du dieses Wasser?«
»Schon über ein Jahr.«
»Ist dein Leiden geringer geworden?«
»Nein, Effendi.«
»Du siehst, daß ich recht habe. Diese Quelle heilt deine Leiden nicht.«
»Mein Gott! Was soll da aus mir und den Kindern werden? Ich kann nicht arbeiten, und wir hungern bereits seit längerer Zeit. Nun wird auch meine Hoffnung auf dieses Wasser enttäuscht.«
Sie begann zu weinen.
»Weine nicht, Nebatja!« tröstete ich sie. »Ich werde dir ein besseres Mittel sagen.«
»Bist du denn Hekim?«
»Ja, in dieser Krankheit sogar ein Hekim baschi. Wie hast du denn dieses Wasser hier angewendet?«
»Ich habe vom Morgen bis zum Abend hier gesessen und Umschläge gemacht.«
»Damit hast du das Übel nur verschlimmert. Was ist denn mit dem Jungen, den der Mübarek erwähnte?«
»Weil ich selbst nicht mehr kann, habe ich ihn losgeschickt, um Pflanzen zu suchen. Die besten Kräuter stehen oben auf dem Berg: Feldkümmel, Gänsekraut, wilde Minze und viel andere.

Aber der Mübarek erlaubt es nicht, daß man sie dort holt. Er hat den Knaben einmal fortgejagt, und als uns die Not trieb, es doch noch einmal zu wagen, warf er ihn vom Felsen herab, so daß er den Arm brach.«

»Und du hast ihn verklagt?«

»Nein. Ich bin nur zur Polizei gegangen und habe um Hilfe gebeten. Die drei andern Kinder sind zu klein. Sie kennen auch die Pflanzen nicht. Ich kann sie nicht zum Kräutersammeln schikken.«

»Du hast aber bei der Polizei nichts erreicht?«

»Nein. Der Saptiye müdiri sagte, ich solle arbeiten.«

»Hast du ihm gesagt, daß du nicht arbeiten kannst?«

»Ja, aber sie haben mich hinausgeworfen und mir mit der Bastonade gedroht, wenn ich wiederkäme.«

»Eine Frau und Bastonade! Aber sorg dich nicht. Du bekommst bald Unterstützung.«

»Effendi, wirst du das fertigbekommen?«

»Ich hoffe es.«
»Ich würde dir dankbar sein und täglich für dich beten.«
»Wo wohnst du?«
»Gleich hier nebenan, im zweiten Haus.«
»Das ist bequem. Führe mich dorthin, ich will deine Stube sehen. Meine Gefährten werden hier warten.«
Mein Schuß auf die Krähe hatte zahlreiche Neugierige angelockt, die aus einiger Entfernung zusahen und nun erstaunt feststellten, daß ich die Frau in ihre Wohnung begleitete.
»Ich wohne nicht allein, Effendi«, erklärte mir die Frau. »Es wohnt noch eine Familie mit mir zusammen.«
Ich ahnte, was nun kommen würde, und diese Ahnung erfüllte sich. Ich sah keine Stube, sondern ein Loch ohne Diele und Mauerbewurf, so feucht, daß Tropfen an den Wänden hingen. Alles war mit Moder überzogen. Ein entsetzlicher Geruch herrschte in diesem Raum.
Und in dieser Höhle wälzten sich und lagen etwa zehn Kinder übereinander. Zwei kleine Löcher, die als Fenster dienten, ließen nicht mehr Licht herein, als unbedingt nötig war, um die Gesichter zu erkennen.
In einer Ecke saß eine alte Frau und kaute an einem Stück von einem rohen Kürbis. Nicht weit von ihr kauerte ein Junge, der den Arm in der Binde trug. Es war der Sohn der Nebatja. Ich nahm ihn mit an die Haustür und entfernte die Binde, um den Verband zu untersuchen. Obwohl ich kein Fachmann bin, ich bemerkte doch zu meiner Befriedigung, daß der Hekim, der den gebrochenen Arm eingerichtet hatte, kein Dummkopf gewesen war.
Allerdings sah der arme Junge wie das leibhaftige Hungerleiden aus.
»Hier dürft ihr nicht bleiben«, sagte ich zu Nebatja. »In diesem feuchten Loch wirst du niemals gesund.«
»Effendi, wo soll ich hin?«
»Fort, nur fort!«
»Das ist leicht gesagt. Ich kann ja kaum diese Wohnung hier bezahlen.«
»Ich werde für eine andere sorgen.«
»Das wäre herrlich. Und ein Mittel für mein Reißen willst du mir auch geben?«

»Ich brauche es dir nicht zu geben. Du kannst es dir holen lassen. Weißt du, was eine Birke ist?«
»Ja, selbstverständlich.«
»Gibt es hier solche Bäume?«
»Hier und da findet man sie schon.«
»Das Laub dieser Bäume ist das beste Mittel für dein Leiden.«
»Ist es möglich? Birkenlaub soll gegen diese schmerzhafte Krankheit gut sein?«
»Ich habe es selbst ausprobiert. Es gibt wilde Völker, die keine Ärzte haben und ihre Krankheiten nur mit solchen einfachen Mitteln heilen. Von ihnen habe ich erfahren, daß das Laub der Birke den Rheumatismus heilt. Als ich dann selbst an dieser Krankheit litt, habe ich das Mittel erprobt und als ausgezeichnet gefunden.«
»Und wie wendet man es an?«
»Man muß warten, bis es regnet. Dann streift man das nasse Laub mit den Händen von den Zweigen und trägt es schnell heim. Es darf unterwegs nicht trocken werden. Dann umhüllt man das kranke Glied dick mit diesem Laub und legt sich hin. Sind die Beine krank, dann steckt man sie in einen Sack, der mit Laub gefüllt ist, bindet ihn über den Hüften zu und legt sich nieder. Bald beginnt man kräftig zu schwitzen und muß sich sorgfältig zudecken. Der Schweiß des kranken Gliedes und das Wasser des Laubes tropfen durch die Umhüllung. Man schläft lange und tief. Wenn man erwacht, ist die Krankheit verschwunden, wenn sie nur leicht war. Bei schweren Fällen muß man die Kur wiederholen.«
Die Frau hatte mir aufmerksam zugehört. Jetzt fragte sie:
»Darf man das Laub nicht auch holen, ohne daß es geregnet hat, und es dann mit Wasser naß machen?«
»Nein. Dann hat die Kur keinen Erfolg. Übrigens strengt sie sehr an. Du mußt vorher kräftig essen.«
Sie senkte traurig den Blick.
»Effendi, wenn ich nichts habe, kann ich auch nichts essen. Noch schlimmer ist es, wenn ich meine Kinder hungrig sehe.«
»Dem wollen wir abhelfen. Ein guter Freund gab mir eine kleine Summe mit, die für jemand bestimmt ist, der Hilfe braucht und verdient.«
Sie strahlte mich glücklich an.

»Effendi!« Sie sagte nur dieses eine Wort, aber es klang daraus eine Fülle von Bitte, Scham und Dank.
»Es sind zwei Pfund!« erläuterte ich.
»Pfund? Das kenne ich nicht. Wie viele Para sind das? Vielleicht sogar mehrere Piaster?«
»Zwei Pfund sind zweihundert Piaster.«
»O Himmel!« Nebatja wollte die Hände zusammenschlagen, aber der Schmerz hinderte sie daran.
»Und weil es zwei Goldstücke sind, wird man dir zweihundertzehn Piaster dafür geben, wenn du sie wechseln läßt.«
Ich hatte von dem Geld, das ein Geschenk Hulams in Edirne war, zwei Goldstücke herausgenommen und hielt sie Nebatja hin. Sie wich zurück.
»Effendi, das kann ich nicht glauben! Soviel Geld?«
»Sprich nicht weiter! Der Mann, der mir diese Summe gab, ist reich. Steck das Geld ein! Wenn du es wechseln lassen willst, geh zu einem ehrlichen Mann. Kauf zu essen für dich und die Kinder. Leb wohl. Morgen komme ich wieder.«
Ich drückte ihr das Geld in die Hände und ging. Sie kam mir nach, aber ich winkte heftig zurück, so daß sie sich doch nicht traute, mir bis zu den Gefährten zu folgen, die auf mich warteten. Wir ritten weiter. Beim Aufsteigen hatte ich gesehen, daß die Neugierigen sich um die Pflanzensammlerin drängten, um sie auszufragen.
Von Nohuda, der Erbse, die sich verjüngen wollte, hatte ich nicht Abschied genommen. Sie stand unter den neugierigen Zuschauern, trotz ihres bekleisterten Gesichts, und da wollte ich sie nicht stören.
Wir bogen nun in ein enges Gäßchen ein, an dessen Ecke ich einen zerlumpten Kerl lehnen sah, der uns mit scharfen Augen betrachtete. Er fiel mir nicht besonders auf, da mir alle Leute mehr oder weniger zerlumpt vorkamen, an denen wir vorüberritten.
Da ich nicht wußte, wohin uns Ibarek führte, fragte ich ihn jetzt danach. Er wunderte sich darüber, daß ich diese Frage nicht früher gestellt hatte.
»Ich nahm an, du würdest gut für uns sorgen«, antwortete ich.
»Ich führe euch zum Han ›Et Tohr el ahmar‹, wo es euch bestimmt gefallen wird.«

Der Name des Gasthauses fiel mir auf. Er klang genauso, als befänden wir uns in den Gassen eines deutschen Provinzstädtchens. ›Et Tohr el ahmar‹ heißt nichts anderes als ›Zum roten Ochsen‹. Das klang mir lieblich in den Ohren.

»Kennst du den Handschi?« fragte ich.

»Sehr gut«, erwiderte er lächelnd. »Er ist mein Schwager.«

Das freute mich, denn ich durfte erwarten, daß die Freundschaft, die Ibarek für uns hegte, auch auf seinen Schwager übergehen würde.

Was wir bis jetzt von der Stadt gesehen hatten, war nicht weit her. Orientalische Häuser und Hütten, die ihre fensterlosen Mauern zur Straße kehrten. Armselige Bauwerke, dem Einsturz nah. Wege aus trockenem Schlamm, von denen an heißen Tagen ein entsetzlicher Staub aufwirbelt, während man bei Regenwetter bis an die Knie in den Schlamm einsinkt. Dazu schmutzige Menschen und dürres Vieh, wie in vielen anderen Städten auch.

Als ich mich unterwegs zufällig umschaute, entdeckte ich den Strolch, der an der ersten Ecke gestanden hatte. Er trottete langsam hinter uns her. Ich kam bei genauerer Beobachtung zu der Überzeugung, daß er uns verfolgte. Aus welchem Grund? Ich ahnte es.

Endlich zeigte Ibarek auf ein großes, offenes Tor, über dem das blutrote Bild eines Ochsen prangte.

»Da ist es!« sagte er.

»Reitet hinein! Ich werde so tun, als ob ich noch weiterreiten müsse.«

»Warum?«

»Uns läuft ein Kerl nach, den vermutlich der Mübarek beauftragt hat, aufzupassen, wo wir einkehren. Diesem Mann will ich eine kleine Überraschung bereiten.«

Die Gefährten bogen in das offene Tor ein. Ich ritt noch ein Stück weiter.

Überall blieben die Leute stehen und sahen uns nach. Trotzdem hatte ich unseren Verfolger im Auge behalten.

Jetzt ritt ich einen kurzen Bogen. Das war mir dadurch möglich, daß der Han nicht in einer Gasse, sondern an einem kleinen offenen Platz lag. Noch standen die Menschen und sahen neugierig durch das offene Tor oder zu mir herüber. Mein Rappe schien ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Ich ließ ihn tanzen und

lenkte ihn unauffällig zu der Stelle, wo der verdächtige Kerl stand.
Er hatte eine weite Hose und eine kurze Jacke an. Beides wurde durch einen Schal vereinigt, der sich um die Hüften schlang.
Jetzt stieß ich jenen Pfiff aus, auf den mein Hengst sich in Galopp setzte. Rih schoß vorwärts. Die Leute schrien und liefen davon. Sie schienen anzunehmen, das Pferd gehe mit mir durch.
Der Spion war so in seine Aufgabe vertieft, daß er nicht an Ausreißen dachte. Erst in der letzten Sekunde warf er vor Entsetzen die Arme in die Luft und brüllte, was er brüllen konnte. Er sah, daß der Rappe genau auf ihn losschoß. Vielleicht wollte er das Pferd durch dieses Geschrei abschrecken, weil es für ihn zum Fliehen zu spät war. Er lehnte an einer Mauer, an der ich im Galopp entlangpreschte.
Jetzt war ich bei ihm. Er drückte sich ganz eng an die Wand. Ich beugte mich nieder, packte ihn am Gürtel und riß ihn empor. In hohem Bogen warf ich ihn von rechts her über den Kopf des Pferdes, riß ihn nach links hinüber und ließ ihn dann so nieder, daß er quer über meinen Knien liegenblieb.
»Allah! Allah!« brüllte er und versuchte sich loszumachen.
»Halte dich ruhig!« rief ich ihm zu. »Sonst holt dich der Schejtan!«
Da machte er sofort den Mund und die Augen zu. Ein Held schien er nicht zu sein.
Ich lenkte nun zum Han hinüber und ritt im Trab durch das Tor. Da stand Halef mit den Gefährten. Sie hatten den Vorfall beobachtet, lachten aus vollem Hals und beeilten sich, die Torflügel zuzumachen und den großen Riegel vorzulegen. Das war auch nötig, denn eine beträchtliche Menschenmenge drängte sich herbei, um zu erfahren, was der seltsame Vorfall zu bedeuten hatte.
Ich ließ den Gefangenen auf die Erde hinunter und stieg ab. An Ibareks Seite kam ein türkisch gekleideter Mann, um mich zu begrüßen. Es war der Handschi. Während ich den üblichen Gruß mit ihm wechselte, war mein Mitreiter wieder zur Besinnung gekommen. Er warf sich in die Brust, schritt herbei und fragte drohend:
»Warum hast du das getan? Meine Seele konnte des Todes sein!«
»Deine Seele? Ist sie so zerbrechlich?«

»Spotte nicht! Weißt du, wer ich bin!«
»Nein, bis jetzt noch nicht.«
»Ich bin der Fährmann des Flusses!«
»Schön! Du lebst also auf dem Wasser. Hast du dich nicht gefreut, endlich einmal reiten zu können?«
»Habe ich dich gebeten, mich mitzunehmen?«
»Nein, aber es gefiel mir so.«
»Ich werde dich anzeigen.«
»Schön!«
»Und dich bestrafen lassen.«
»Noch schöner!«
»Du wirst sofort mit mir zum Saptiye müdiri gehen.«
»Später, lieber Freund. Jetzt habe ich keine Zeit.«
»Ich kann nicht warten. Ich muß zu meiner Fähre zurück.«
»Wo hast du sie denn gelassen?«
»Am Fluß.«
»Wahrscheinlich in der Nähe des Weges nach Kusturlu?«
»Wie kommst du auf diesen Gedanken? Dort gibt es keinen Fluß.«
»Das weiß ich. Aber der Fährmann, der jetzt behauptet, keine Zeit zu haben, lehnte dort an einer Ecke und kam uns dann ganz gemächlich nachspaziert. Ist das wahr oder nicht?«
»Ja. Aber was geht es dich an?«
»Eine ganze Menge, mein Freund. Warum bist du uns nachgelaufen?«
»Ich kann nachgehen, wem ich will!«
»Und ich kann reiten, mit wem ich will! Also haben wir beide unsern Willen gehabt.«
»Das Reiten ist etwas ganz anderes. Ich hätte den Hals brechen können.«
»Vielleicht wäre es nicht schade um dich gewesen.«
»Effendi, wenn du so weitersprichst, renne ich dir diese Klinge in den Leib!«
Er griff drohend zum Messer, dessen Scheide in seinem Gürtel steckte.
»Laß das stecken! Vor einem solchen Ding fürchtet man sich nicht.«
»So! Wer bist du denn, daß du es dir leisten kannst, mich zu beleidigen?«

»Ich bin Kara Ben Nemsi Effendi. Hast du diesen Namen schon einmal vernommen?«
Ich richtete mich hoch vor ihm auf und gab mir Mühe, einen möglichst stolzen und drohenden Eindruck zu machen. Diesem Fährmann gegenüber besaß ich keine Macht und wollte doch herausbekommen, wer ihn beauftragt hatte, uns nachzulaufen. Also mußte ich auf ihn Eindruck machen, und dazu brauchte ich eine Würde, die ich leider nicht besaß.
Ich sah sofort, daß ich das Richtige getroffen hatte. Er verneigte sich tief und antwortete:
»Nein, Effendi, diesen Namen habe ich noch nicht vernommen.«
»So hörst du ihn jetzt und weißt in Zukunft, wer ich bin. Danach hast du dich zu richten! Glaubst du, ich liebe es, Spione hinter mir herlaufen zu sehen?«
»Effendi, ich verstehe dich nicht.«
»Du verstehst mich sehr gut, aber du willst es nicht zugeben. Sofort gestehst du, wer dich beauftragt hat, mir nachzugehen. Wer wollte erfahren, wo ich von meinem Pferd steige?«
»Niemand, Effendi. Ich bin zu meinem Vergnügen hinter dir hergegangen.«
»War das der kürzeste Weg zum Fluß?«
Er wurde verlegen.
»Antworte!«
»Effendi, du irrst dich wirklich. Ich habe diesen Umweg ganz ohne Absicht gemacht.«
»Schön! Ich will dir glauben. Aber wenn du meinst, dich damit aus der Schlinge gezogen zu haben, bist du im Irrtum. Ein Fährmann, der bei seiner Fähre sein soll und sich statt dessen auf Umwegen in den Straßen umhertreibt, den können wir nicht brauchen. Er ist nicht zuverlässig. Ich werde dem Müdir den Befehl geben, dich abzusetzen. Es gibt andere, die dieses Amt besser ausfüllen können.«
Jetzt erschrak er.
»Effendi, das wirst du nicht tun!« rief er flehend.
»Doch, das werde ich tun, und zwar um so früher, je deutlicher ich sehe, daß du mich belogen hast.«
Er blickte zur Erde, dann erklärte er zaghaft:
»Effendi, ich will aufrichtig sein und dir gestehen, daß ich dir nachgegangen bin.«

»Das ist nun zu spät.«
»Du siehst ja, daß ich die Unwahrheit bereue. Es wird nicht wieder vorkommen.«
»Wer hat dich damit beauftragt?«
»Niemand. Ich tat es zu meinem Vergnügen.«
»Das ist eine Lüge! Hadschi Halef Omar Aga, hol sofort zwei Saptiyeler her. Dieser Mann soll die Bastonade bekommen.«
»Sofort, Sultanum!« antwortete der Kleine und tat, als wollte er gehen.
»Halt!« schrie der Fährmann. »Aga, bleib da! Ich will gestehen!«
»Zu spät! Aga, beeile dich!«
Da sank der Mann auf den Boden und bettelte mit erhobenen Händen: »Nicht die Bastonade, nicht die Bastonade! Ich werde sie nicht überstehen.«
»Warum nicht?«
»Meine Füße sind so weich und empfindlich, weil ich so viel im Wasser bin.«
Ich mußte die Zähne aufeinanderbeißen, um nicht zu lachen. Die Bastonade wird auf die nackten Fußsohlen erteilt, und diese Körpergegend war bei ihm zu empfindlich für so gewaltsame Eindrücke. Wenn man diesen Grund gelten lassen will, dann muß man auf jede Strafe verzichten, da die Strafe eben darin besteht, irgendeinen körperlichen, geistigen oder moralischen Schmerz zu bereiten. Damit soll allerdings nicht gesagt sein, daß ich ein Freund davon bin, die Fußsohlen meiner Mitmenschen zu mißhandeln. Ich antwortete deshalb nachsichtig:
»Eben weil du dabei doppelte Schmerzen zu leiden hättest, solltest du doppelt vorsichtig alles vermeiden, was die Obrigkeit veranlassen könnte, dich zu züchtigen. Aber ich habe eben meine mitleidige Stunde und will versuchen, ob ich Gnade walten lassen kann.«
»Versuch es, Effendi! Ich will ein Geständnis ablegen.«
»Dann sag, wer dich beauftragt hat.«
»Der Mübarek.«
»Was bot er dir dafür? Geld?«
»Nein. Geld gibt der Heilige nie. Er versprach mir ein Amulett für reichlichen Fischfang, weil ich Fährmann und Fischer zugleich bin.«

Die Bastonade war ein Mittel des türkischen Strafvollzugs.

»Und wie hieß sein Auftrag?«
»Ich soll dir nachgehen und ihm dann sagen, wo du wohnst.«
»Wann und wo sollst du es ihm sagen?«
»Heute abend, droben in seiner Hütte auf dem Berg.«
»Ist er denn noch so spät zu sprechen?«
»Nur für Leute, denen er einen Auftrag gegeben hat. Man braucht nur zu klopfen und ein gewisses Wort . . .«
Erschrocken hörte er mitten im Satz auf.
»Weiter!« befahl ich.
»Weiter gibt es nichts.«
»Willst du mich wieder belügen?«
»O nein, Effendi.«
»Warum lügst du dann trotzdem?«
Ich dachte an das, was er vorhin gesagt hatte, nämlich daß der Mübarek niemals Geld gebe. Wenn er das so genau wußte, hatte er bestimmt schon viele Aufträge des Alten ausgeführt. Darum fuhr ich fort:
»Wenn man wie gewöhnlich klopft, öffnet er also nicht?«
»Nein.«
»Aber wenn man ein bestimmtes Wort sagt, wird man eingelassen?«
Er schwieg.
»Sprich! Oder soll ich dir den Mund öffnen lassen? Die Bastonade ist ein gutes Mittel dazu.«
Er sah noch immer unentschlossen zu Boden. Die Furcht vor dem Mübarek schien bei ihm ebenso groß zu sein wie die Angst vor der Bastonade.
»Gut! Wenn du nicht reden kannst, mußt du die Folgen tragen. Hadschi Halef Omar Aga!«
Kaum hatte ich diesen Namen genannt, da war der Fährmann mit seinem Nachdenken zu Ende. Er sagte kleinlaut:
»Effendi, laß die Saptiyeler nicht holen. Ich will es dir sagen, auch wenn der Mübarek wütend sein wird. Seinetwegen will ich mich nicht verprügeln lassen.«
»Willst du es ihm denn erzählen, daß du es mir gesagt hast?«
»Das fällt mir gar nicht ein. Aber du selbst wirst es ihm sagen.«
»Keine Sorge, ich habe gar keinen Grund, es ihm weiterzusagen.«

»Dann wird er es durch seine Vögel erfahren.«
Wieder diese Vögel! Der alte Gauner schien es ausgezeichnet verstanden zu haben, die Dummheit der Leute für sich auszunutzen.
»Es sind ja gar keine da! Siehst du einen?«
Er blickte sich um. Es war kein Rabe, keine Dohle oder Krähe zu sehen.
»Nein. Er hat keinen Vogel geschickt. Er wußte ja auch nicht, wo du absteigen würdest.«
»Er hätte doch einem seiner Vögel befehlen können, mir nachzufliegen. Dann hätte er dich nicht in die Klemme gebracht, und einem Vogel hätte ich die Bastonade nicht geben lassen können. Dein Mübarek ist also noch nicht so klug, wie du meinst. Also brauchst du auch keine Angst zu haben! Sprich! Wenn man heimlich zu ihm kommen will, muß man also ein bestimmtes Wort sagen?«
»Ja, Effendi.«
»Gibt es mehrere solcher Wörter für verschiedene Personen?«
»Nein. Alle wissen nur das eine Wort.«
»Wie heißt es?«
»Syrdasch.«
Dieses Losungswort war gar nicht so übel gewählt, denn es bedeutet ›Ein Vertrauter‹.
»Ist das auch das richtige Wort? Oder hast du dir selbst eins ausgedacht?«
»Nein, Effendi. Wie könnte ich das wagen!«
»Du hast mich dreimal belogen, verdienst also keinen Glauben.«
»Jetzt sage ich die Wahrheit.«
»Ich werde dich gleich mit einer neuen Frage auf die Probe stellen. Hast du für den Mübarek schon oft geheime Aufträge ausgeführt?«
Erst nach einer Weile antwortete er:
»Ja, Effendi.«
»Welche?«
»Das darf ich nicht sagen.«
»Auch nicht, wenn du die Bastonade bekommst?«
»Nein, auf keinen Fall.«
»Warum nicht?«

»Ich habe einen strengen Schwur abgelegt. Lieber lasse ich mich totschlagen, als daß ich mit einem gebrochenen Schwur in die Hölle fahre.«
»Kennst du vielleicht das Wort: ›En Nassr‹?«
»Ja.«
Dieses schnelle Eingeständnis hatte ich nicht erwartet.
»Wie hast du es kennengelernt?«
»Der alte Mübarek hat es mir gesagt.«
»Wozu wurde es angewendet?«
»Als Erkennungszeichen für alle seine Freunde.«
»Jetzt nicht mehr?«
»Nein, Effendi. Es wurde verraten.«
»Von wem?«
»Das weiß niemand. Es ist in Stambul verraten worden.«
»Bei welcher Gelegenheit? Du kannst ruhig davon sprechen; ich weiß mehr, als du denkst. Es gibt in Stambul ein Haus der Zusammenkunft für die ›En Nassr‹! Das wurde von einem Mann aufgedeckt, der nebenan bei einem Juden wohnte. Nicht wahr?«
»Effendi, das weißt du?« fragte er erstaunt.
»Ich weiß noch viel mehr. Das Haus brannte ab, und es gab ein wüstes Handgemenge.«
»Du weißt viel.«
»Ich kann dich sogar nach dem ›Usta‹ fragen. Hast du von ihm gehört?«
»Wer kennt den Namen dieses Anführers nicht?«
»Hast du ihn schon gesehen?«
»Nein, Effendi.«
»Weißt du, wo er zu finden ist?«
»Das wissen wohl nur die Eingeweihten.«
»Ich denke, du gehörst zu ihnen?«
»O nein, Effendi.«
Der Fährmann sah mich dabei so aufrichtig an, daß ich überzeugt war, er rede die Wahrheit. Trotzdem setzte ich eine strenge Miene auf und erklärte:
»Eigentlich sollte ich dich einsperren lassen. Aber weil du nun doch noch die Wahrheit gesagt hast, will ich dir die Strafe erlassen. Du bist frei und kannst gehen.«
»Und Fährmann darf ich auch bleiben, Effendi?«
»Ja. Du darfst bleiben, was du bist.«

Sein Gesicht glänzte vor Freude.
»Effendi!« rief er. »Meine Seele ist voll Dank für dich. Gewähre mir noch eine Bitte, dann werde ich glücklich sein.«
»Was denn?«
»Sag dem Mübarek nichts davon, was ich dir erzählt habe.«
Diesen Wunsch konnte ich ihm leicht erfüllen. Es lag mir gar nichts daran, dem Alten meine Nachrichtenquelle zu verraten. Je weniger er mir die Kenntnis seiner Geheimnisse zutraute, desto sicherer war ich, ihn überlisten zu können.
Ich gab also dem Fährmann das Versprechen, daß ich schweigen würde. Dann verschwand er, sehr zufrieden mit dem glücklichen Ausgang dieses Zwischenfalls.
Der letzte Teil der Unterredung spielte sich übrigens ohne lästige Zeugen ab. Der Wirt war abgerufen worden und hatte seinen Schwager Ibarek mitgenommen. Keiner von beiden hatte das geheime Wort gehört. Meine drei Gefährten, die dabeistanden, hatten es ruhig hören dürfen.

Ich überzeugte mich davon, daß die Pferde gut untergebracht waren, und wurde dabei von einer Menschenmenge angestaunt, die durch das nun wieder geöffnete Tor hereingekommen war. Es schien den Leuten unbegreiflich zu sein, daß ein Reiter im Galopp einen Mann zu sich in den Sattel genommen hatte.

Halef erzählte, daß ihn einer gefragt habe, ob ich der fremde Hekim baschi sei, der der Nebatja zweihundert Piaster geschenkt und der es gewagt habe, einen Vogel des Mübarek totzuschießen. Diese rasche Berühmtheit gefiel mir nicht. Je weniger man auf mich achtete und von mir sprach, desto leichter konnte ich meine Aufgabe erfüllen.

Jetzt ging ich ins Haus. Es war fast genauso eingerichtet wie der Han in Dabila, nur daß hier die Wände aus Lehmziegeln bestanden. Wir wurden in eine besondere Stube geführt und bekamen zunächst Wasser, um uns vom Staub zu reinigen, und dann ein Essen, das in Anbetracht der Verhältnisse anständig ausfiel.

Die beiden Schwäger aßen mit uns. Brustvorhänge, wie sich Halef ausgedrückt hatte, gab es freilich nicht. Es verstand sich von selbst, daß die Rede auf den Diebstahl kam, dessen nähere Umstände noch einmal durchgesprochen wurden.

Dabei dachte ich daran, daß ich den entflohenen Gefängnisschließer noch gar nicht gesehen hatte. Die beiden andern kannte ich genau. Darum fragte ich Ibarek:

»Würdest du alle drei Diebe wiedererkennen, wenn sie dir über den Weg liefen?«

»Sofort.«

»Also hast du sie dir genau angesehen. Kannst du mir den Mann beschreiben, der die Kartenkunststücke gemacht hat? Wir könnten ihm vielleicht begegnen, und ich habe ihn noch nicht gesehen.«

»Er ist leicht zu erkennen, denn er hat eine Hasenscharte.«

Jetzt kam ein Knecht herein und flüsterte mit dem Handschi, der ein verlegenes Gesicht machte und mich ratlos anblickte.

»Was gibt es?« fragte ich.

»Verzeih, Effendi«, antwortete er. »Es sind mehrere Saptiyeler draußen.«
»Was wollen sie?«
»Ihr sollt verhaftet werden.«
»Allah akbar!« rief Halef. »Sie sollen hereinkommen! Wir werden ja sehen, wie wir laufen: ob sie mit uns oder wir mit ihnen.«
»Ja«, bestätigte ich, »aber laß unsere Pferde sofort wieder satteln.«
»Wollt ihr fliehen?«
»Fällt uns gar nicht ein!«
Er ging hinaus. Durch die offenbleibende Tür kamen sechs bis an die Zähne bewaffnete Polizisten herein. Der Saptiye, mit dem wir draußen im Busch gesprochen hatten, war auch dabei. Das war kein Wunder, da wir sehr langsam geritten waren.
Sie pflanzten sich an der Tür auf, und unser Bekannter trat vor. Von seiner früheren Gemütlichkeit schien nichts mehr vorhanden zu sein, denn er stieß den Kolben seines Schießgewehrs auf den Boden und schrie triumphierend:
»Nun!«
Dieses eine Wort sollte uns wahrscheinlich niederschmettern. Es lag eine ganze Welt voll Freude, Überlegenheit, Hohn und Befriedigung darin. Aber keiner von uns rührte sich. Wir aßen ruhig weiter, ohne uns verabredet zu haben. Die drei Gefährten folgten meinem Beispiel.
»Nun!« wiederholte der Held.
Als auch darauf keine Antwort erfolgte, trat Selim einen Schritt näher und fragte drohend:
»Hört ihr etwa nicht?«
Er bekam eine Antwort, die er ebensowenig wie ich erwartet hatte. Der kleine Hadschi stand nämlich auf, nahm das große Tellerbrett, auf dem uns der köstliche, in Fett schwimmende Hammelpilaw vorgesetzt worden war, baute sich vor dem Polizisten auf, hielt ihm den noch für zehn Personen ausreichenden Pilaw entgegen und sagte auch nur ein Wort:
»Nimm!«
Beide sahen sich eine Weile schweigend an. Dabei zog dem Polizisten der Duft seines Lieblingsgerichts in die Nase. Sein strenges Gesicht wurde immer weniger streng. Die Lippen öffneten

sich unwillkürlich, die Nasenflügel zitterten, und ein verbindliches Lächeln begann um seinen Mund zu spielen. Die Spitzen des Schnurrbartes zuckten – es war keine Frage, der Pilaw hatte gesiegt. Welcher türkische Saptiye kann einem in Fett schwimmenden Pilaw widerstehen! Der Mann ließ seine Flinte niedergleiten, ergriff das Brett, drehte sich zu seinen Gefährten um und sagte:

»Wollt ihr?«

»Ja, ja!« antworteten schnell fünf Stimmen.

»Dann setzt euch hin.«

Die anderen lehnten ihre Flinten an die Wand und hockten sich zu ihrem Kameraden nieder. Es war eine wahre Lust, zu sehen, wie sie ernst und würdevoll mit den Mienen griechischer Weltweiser um das Brett saßen, mit den Fingern in den Reis langten, ihn in den hohlen Händen zu Kugeln wickelten und diese Kugeln in die weit aufgesperrten Mäuler schleuderten.

Hadschi Halef hatte sich wieder auf seinen Platz gesetzt und verzog keine Miene.

Da kam der Wirt wieder herein. Als er die kauende und Reiskugeln rollende Gesellschaft erblickte, verschwand er sofort wieder, denn wäre er nur noch eine Sekunde geblieben, dann hätte er in schallendes Gelächter ausbrechen müssen.

Als der Pilaw verschwunden war, brachte der würdige Saptiye das Brett zurück.

»Wir danken!« sagte er, legte das Brett auf den Tisch zurück, hob sein Gewehr auf und sagte mit der Miene eines römischen Diktators:

»Nun?«

Diesmal hielt ich es für besser, ihm zu antworten.

»Was wollt ihr?« fragte ich kurz.

»Euch!« lautete die noch kürzere Antwort.

»Wozu?«

»Zum Saptiye müdiri.«

»Was will er?«

»Die Strafe festsetzen.«

»Wofür?«

»Für die Prügel, die ich bekommen habe.«

»Aber dafür bist du ja schon bestraft. Wozu sind wir denn da noch nötig?«

Hätte ich Selims Gesicht in diesem Augenblick malen können, das Bild würde das kostbarste Andenken an meinen Aufenthalt in der Türkei darstellen. Der Anblick war unbeschreiblich. Eine ganze Weile stand er geistesabwesend da. Dann kam ihm der Gedanke, daß er doch etwas sagen müsse. Er schnitt ein finsteres Gesicht und rief:
»Geht ihr freiwillig mit?«
»Nein.«
»Also mit Gewalt?«
»Auch nicht.«
»Allah! Wie denn sonst?«
»Überhaupt nicht.«
Jetzt war er mit seiner Weisheit am Ende. Er merkte, daß es ein Unterschied ist, ob man drei Schimmeln in Gedanken nachläuft oder ob man fünf Männer festnehmen soll, die sich durch keine Polizei und überhaupt durch nichts aus der Fassung bringen lassen. Er tat, was er für das Klügste hielt und was jedenfalls auch das Allerklügste war: er lehnte sich an die Wand und sagte zu einem seiner Kameraden: »Rede du!«
Der Auserwählte trat vor. Er fing seine Sache ganz anders an. Im Gegensatz zu Selim schien er bedeutende Talente für den Anschauungsunterricht zu haben, denn er hob seine Flinte, schob mir ihren Kolben fast an die Nase, zeigte ihn dann im Kreis herum und fragte:
»Wißt ihr, was das ist?«
»Ja!« antwortete ich. Mir begann die Sache Spaß zu machen.
»Nun, was denn?«
»Ein Flintenkolben.«
»Ja, und daran ist ein Lauf, mit dem man schießt. Verstehst du mich?«
»Ja.«
»Nun wißt ihr also alles!«
»Nein, wir wissen nur, daß man mit deiner Flinte schießen kann.«
»Das ist auch genug. Wir sind gekommen, um euch zu verhaften.«
»Ah! Das mußt du uns doch erst einmal sagen!«
»Das ist selbstverständlich. Wenn ihr nicht sofort mitgeht, greifen wir zu unseren Gewehren.«

»Um uns zu erschießen?«
»Ja.«
»Gut, damit sind wir einverstanden. Erschießt uns!«
Wir zündeten seelenruhig unsere Pfeifen an. Die Saptiyeler sahen uns mit offenen Mündern zu. So etwas war ihnen noch nicht passiert.
Selim schüttelte den Kopf, drehte sich um, gab einem andern einen Puff in die Seite und sagte:
»Übernimm du die Sache!«
Der neue Befehlshaber war sogleich bereit, das freiwillig abgelegte Zepter zu ergreifen. Er trat vor, um eine ernste Rede zu halten. Ich begann bereits anzunehmen, daß nach und nach einer dem andern das Kommando übergeben werde, bis alle miteinander, ihrer Mißerfolge müde, wieder verschwinden würden. Aber das war voreilig gedacht, denn gerade als der dritte Generalfeldmarschall den Mund öffnete, wurde die Tür aufgerissen, und das Gesicht und die Uniform eines Tschavusch (Feldwebels) kamen zum Vorschein.
»Wo steckt ihr?«
»Hier!«
»Das sehe ich! Wo sind die Delinquenten?«
»Hier!«
Dabei zeigte der Polizist auf uns.
»Warum bringt ihr sie nicht?«
»Sie wollen nicht.«
»Warum zwingt ihr sie nicht?«
»Wir konnten nicht.«
Diese Fragen und Antworten folgten so rasch aufeinander, als wären sie einstudiert gewesen. Es war zum Totlachen.
»Ich werde euch zeigen, wie man solche Menschen zwingt!«
Der Tschavusch trat näher und zog den Säbel. Seine Augen rollten, er fletschte seine langen, gelben Zähne.
»Habt ihr gehört, ihr Halunken, was man von euch will?« schrie er uns an.
Kein Mensch antwortete.
»Ob ihr es gehört habt?« schnaubte er.
Alles schwieg.
»Seid ihr taub?« heulte der Feldwebel.
Es schien so, denn keiner von uns zuckte auch nur mit den

Wimpern. Das brachte ihn so in Wut, daß er völlig aus dem Gleichgewicht kam. Er holte mit dem Säbel aus, um mir einen Hieb mit der flachen Klinge zu versetzen, und schrie:
»Hund! Du wirst schon noch reden lernen!«
Der Säbel sauste nieder – aber nicht auf meinen Rücken, sondern auf den Boden. Der Feldwebel merkte, daß er plötzlich ebenfalls auf dem Boden saß.
Als er nun fluchend aufsprang und auf uns einstürmen wollte, blieb er mitten in der Bewegung stehen und starrte uns an, als seien wir Geister. Wir saßen nämlich noch immer still, starr, steif und stumm wie die Ölgötzen da.
Nur ich hatte mich bewegt, denn ich hatte ihm mit der Faust den Säbel aus der Hand schlagen und ihm dann einen Hieb geben müssen, der ihn auf den Boden setzte. Das war aber so schnell geschehen, daß man es gar nicht mitrechnen konnte.
Er sah von einem zum andern, drehte sich dann um und fragte seine Leute:
»Waren sie vorhin auch schon so?«
»Ja«, antwortete Selim.
»Die sind verrückt!«
»Gewiß!« bekräftigte Selim.
Es herrschte also eine geradezu beglückende Einheit der Ansichten unter diesen lieben Leuten, und sie hätten sich noch eine ganze Weile damit zufriedengegeben, wenn ich nicht endlich aufgestanden wäre und den Feldwebel gefragt hätte:
»Wen sucht ihr eigentlich?«
Sein Gesicht heiterte sich sofort auf, denn er erkannte aus dieser Frage, daß wir wenigstens halbwegs verständlich reden konnten.
»Euch«, lautete seine kurze Antwort.
»Uns? Wie ist das möglich? Du sprachst doch von Hunden und Halunken! Und wer hat solche Sehnsucht nach uns?«
»Der Saptiye müdiri. Er will euch etwas fragen.«
Ich sah ihm an, daß er eine ganz andere Antwort beabsichtigt hatte, aber sie kam ihm nicht über die breiten Lippen.
»Das ist etwas anderes. Vorhin sprach jemand von Bestrafung. Melde dem Saptiye müdiri, daß wir sofort erscheinen werden.«
»Das darf ich nicht, Effendi«, antwortete er.
»Warum?«

»Ich muß euch mitbringen. Ich soll euch sogar festnehmen.«
»Weiß denn der Müdir, wer wir sind?«
»Nein, Effendi.«
»Dann lauf schnell zu ihm und sag ihm, daß wir uns nicht wegen einer läppischen Kleinigkeit verhaften lassen wollen.«
»Das darf ich schon gar nicht. Tu mir den Gefallen, und geh mit. Die Herren warten schon lange.«
»Welche Herren?«
»Die Beisitzer.«
»Wirklich? Gut, dann will ich aus Rücksicht auf diese Herren sofort aufbrechen. Kommt!«
Die Polizisten hatten sich die Festnahme anders vorgestellt. Ich ging in den Hof, hinter mir kamen die Gefährten und dann die Saptiyeler. Im Hof standen unsere gesattelten Pferde.
Dem Tschavusch schien ein Licht aufzugehen. Er kam zu mir heran und fragte:
»Warum geht ihr in den Hof? Der gerade Weg führt doch nicht an den Ställen vorbei, sondern dort zum Tor hinaus.«
»Hab keine Sorge«, antwortete ich. »Wir werden diesen Weg sofort einschlagen.«
Schnell trat ich zu meinem Rappen und stieg auf.
»Halt!« rief er. »Ihr wollt uns entfliehen. Herunter mit dir! Laßt die andern nicht aufsteigen!«
Seine Leute versuchten, die Pferde festzuhalten, und er selbst packte mich bei einem Bein, um mich vom Pferd zu ziehen.
Da nahm ich den Rappen vorn hoch und ließ ihn auf den Hinterhufen einen Kreis beschreiben. Der Feldwebel mußte loslassen.
»Seht euch vor, Leute!« warnte ich laut. »Mein Pferd wird leicht scheu.«
Ich zwang Rih zu einigen Sprüngen, so daß er unter die Polizisten fuhr, die schreiend auseinanderstoben. Dadurch gewannen meine Gefährten Zeit zum Aufsteigen. Dann ritten wir im Galopp zum Tor hinaus.
»Lebe wohl! Auf Wiedersehen!« rief ich dem Feldwebel zu.
»Halt, halt!« brüllte er und lief mit seinen Untergebenen hinter uns her. »Laßt sie nicht fort! Haltet sie auf, die Diebe, die Räuber, die Halunken!«
Es waren genug Zuschauer da, die uns hätten festhalten können. Die Nachricht von unserer bevorstehenden Festnahme hatte

sich schnell in Ostromdscha verbreitet und eine ansehnliche Menschenmenge angelockt. Aber diesen braven Untertanen des Beherrschers der Gläubigen fiel es gar nicht ein, uns festzuhalten und dadurch vielleicht unter die Hufe unserer Pferde zu geraten. Sie rissen schreiend aus.

Welchen Weg ich einschlagen mußte, wenn ich zu der Stelle kommen wollte, die man in Deutschland ›Amtsgericht‹ nennen würde, das merkte ich deutlich, da sich diese Richtung mit Leuten belebt hatte, die der aufregenden Kriminalverhandlung beiwohnen wollten. Trotzdem fragte ich im Vorbeireiten einen alten Mann, der scheu vor uns zur Seite wich:

»Wo wohnt der Kadi von Ostromdscha?«

Er zeigte in eine Gasse, die auf einen freien Platz mündete.

»Reite da hinein, Effendi. Du wirst rechts den Halbmond mit dem Stern über dem Tor sehen.«

Wir hielten uns an den bezeichneten Weg und kamen zu einer hohen Mauer, in deren Mitte sich das bezeichnete Tor öffnete.

Durch das Tor kamen wir in einen großen, rechteckigen Hof, in dem wir von einer großen Menschenmenge empfangen wurden.

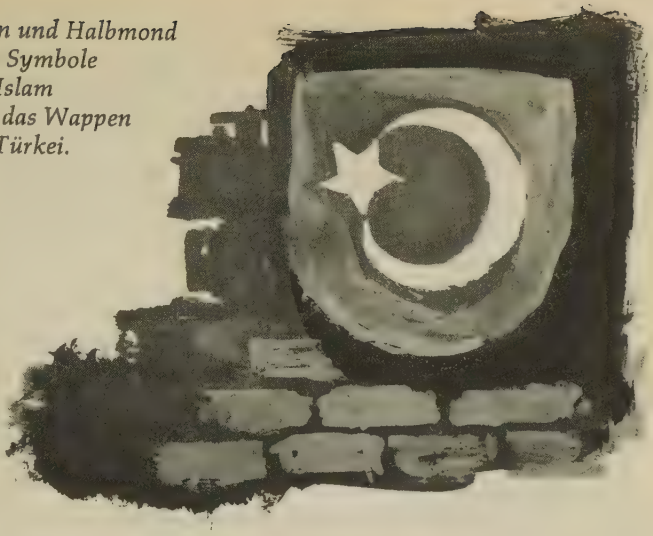
Dem Tor gegenüber stand das Amts- und Wohngebäude, aus Fachwerk errichtet. Die Balken waren grün und die Füllung blau angestrichen, was einen merkwürdigen Eindruck machte.

Der Hof war sehr schmutzig. Nur in der Nähe des Hauses waren einige Meter schlecht und recht gepflastert. Der Bürgersteig sah allerdings so aus, als sei er aufgerissen worden, weil Material für einen Barrikadenbau gebraucht wurde.

Vor der Tür stand ein alter Lehnstuhl mit einem vorweltlichen Polsterkissen. In der Nähe sah ich eine Art Holzbank. Einige Stricke und ein Bündel daumenstarker Stöcke ließen vermuten, daß wir diejenige Anstalt der hiesigen Gerechtigkeitspflege vor uns hatten, die der Bastonade gewidmet ist. Einige Polizisten standen dabei, und in der Nähe saß ein alter Bekannter, nämlich der Krüppel, an dem wir draußen vor der Stadt vorbeigeritten waren.

Sein Gesicht war sehr aufschlußreich. Er hatte wohl erwartet, daß wir hier als Gefangene unsern Einzug halten würden. Daß wir hoch zu Roß und ohne polizeiliche Begleitung kamen, gab seinem Antlitz den Ausdruck einer so dummen Verwunderung,

Stern und Halbmond sind Symbole des Islam und das Wappen der Türkei.



daß ich vielleicht darüber gelacht hätte, wenn nicht in seinen haßglühenden Augen etwas zu bemerken gewesen wäre, was mit dem zur Schau getragenen Stumpfsinn gar nicht im Einklang stand.

Wir stiegen ab. Ich warf Osko die Zügel zu und trat zu dem Saptiyelern.

»Wo ist der Kodscha baschi?«

Ich sprach diese Frage im Ton eines regierenden Fürsten aus. Der Polizist machte eine militärische Ehrenbezeigung und antwortete:

»Drin in seiner Wohnung. Willst du mit ihm sprechen?«

»Ja.«

»Ich werde dich melden. Sag mir deinen Namen und dein Anliegen.«

»Das werde ich ihm selbst mitteilen.«

Ich schob ihn zur Seite und ging auf die Tür zu. Da wurde sie schon von innen geöffnet. Ein langer, dürrer Mensch kam heraus, der noch hagerer als der Bettler und der alte Mübarek war. Seine Gestalt war in einen Kaftan gehüllt, der am Boden

schleifte, so daß man die Füße nicht sehen konnte. Auf dem Kopf trug er einen Turban, dessen Tuch früher einmal weiß gewesen war. Sein Hals war so dünn und lang, daß er den Kopf kaum zu tragen vermochte. Dieser Kopf wackelte und schwankte hin und her, als hege die lange, scharfe Riesennase eine besondere Zuneigung zu dem wie ein Kropf hervortretenden Kehlkopf.
Er blinzelte mich erstaunt mit kleinen, wimperlosen und rotumränderten Triefaugen an und fragte:
»Zu wem willst du?«
»Zum Kodscha baschi.«
»Der bin ich. Wer bist du?«
»Ich bin ein Fremder, der Veranlassung hat, dir eine Beschwerde vorzutragen.«
Er wollte antworten, kam aber nicht dazu, denn in diesem Augenblick lief der Feldwebel mit seinen Leuten zum Tor herein, hielt bei unserm Anblick erstaunt an und rief keuchend:
»Allah! Da sind sie ja!«
Hinter ihm drängten noch immer mehr Menschen herein, aber keiner sprach ein Wort. Es ging so ruhig und lautlos zu wie in einer Moschee. Der Platz, wo die hölzerne Bank ihre Beine zum Himmel reckte, war den Leuten heilig. Vielleicht war schon mancher von ihnen auf diese Bank geschnallt worden, mit den nackten Fußsohlen an die hölzernen Beine gefesselt. Solche Erinnerungen pflegen unauslöschlich zu sein.
Anstatt mir zu antworten, wandte sich der Beamte an den Feldwebel:
»Ihr bringt ihn noch immer nicht? Wollt ihr an seiner Stelle etwa die Bastonade haben?«
Da zeigte der vom schnellen Laufen ganz atemlose Tschavusch auf mich und antwortete:
»Da ist er ja, Herr!«
»Was? Dieser Mann hier?«
»Ja.«
Der Kodscha baschi drehte sich schnell wieder zu mir um und betrachtete mich vom Scheitel bis zu den Sohlen. Dabei wackelte sein Kopf, als sei es seine Lebensaufgabe, durch diese unaufhörlichen Pendelbewegungen die Drehung der Erde zu beweisen. Sein Gesicht nahm einen finsteren Ausdruck an.
»Du bist also der Häftling?«

»Nein, der bin ich nicht«, antwortete ich ruhig.
»Der Polizeifeldwebel sagte es mir doch!«
»Er sagt die Unwahrheit.«
»Nein, ich sage die Wahrheit. Er ist es«, behauptete der Hüter der öffentlichen Sicherheit.
»Ich sage dir, daß er trotzdem lügt! Hast du vielleicht gesehen, wie wir in den Hof kamen?«
»Ja, ich stand am Fenster.«
»Dann wirst du bemerkt haben, daß wir zu Pferd saßen. Ich komme freiwillig zu dir. Deine Polizisten sind uns später gefolgt. Nennst du das eine Verhaftung?«
»Ja. Du bist zwar etwas früher gekommen, aber die Polizei hat euch geholt. Also seid ihr verhaftet worden. Ihr seid meine Gefangenen.«
»Das ist ein gewaltiger Irrtum.«
»Ich bin der Kodscha baschi und irre nie. Merk dir das!«
Dabei wackelte er so bedenklich mit dem Kopf, daß ich fürchtete, er wollte ihn mir zuschleudern. Er sah wirklich beängstigend aus.
»Ich werde dir beweisen, daß du dich trotz allem irrst. Es gibt keinen einzigen Kodscha baschi auf der Welt, dem ich erlauben würde, mich seinen Gefangenen zu nennen.«
Ich machte ein paar rasche Schritte zu meinem Pferd und einen Sprung in den Sattel. Meine Gefährten saßen ebenso schnell auf.
»Sihdi, zum Tor hinaus?« fragte Halef.
»Nein, wir bleiben. Ich will nur ein bißchen Platz machen.«
Es war, als verstände der Rappe meine Absicht. Er tänzelte, den prächtigen Leib immer quer haltend, zum Tor und wieder zurück, schlug vorn und hinten aus und schnaubte so wild, daß die Zuschauer schnell auswichen und sich furchtsam an die Mauern drückten.
»Macht das Tor zu!« befahl der Richter seinen Polizisten.
»Wer das Tor anrührt, den reite ich über den Haufen!« drohte ich.
Keiner der Saptiyeler rührte sich von der Stelle. Der Kodscha baschi wiederholte seinen Befehl, aber ohne Gehorsam zu finden. Ich hatte die Nilpferdpeitsche in die Hand genommen, und das sah den guten Leuten doch zu gefährlich aus.

Nun ritt ich so nah an den Beamten heran, daß der Rappe ihm ins Gesicht schnaubte. Er prallte zurück, streckte die langen, dürren Arme abwehrend aus und rief:
»Was machst du da? Weißt du nicht, wo du dich befindest und wer ich bin?«
»Das weiß ich ganz genau. Du hast aber keine Ahnung, wen du vor dir hast. Ich werde mich bei deinem Vorgesetzten beschweren, beim Machredsch von Saloniki. Der wird dir sagen, wie du einen vornehmen Fremden zu behandeln hast!«
Diese drohenden Worte enthielten eine Aufschneiderei, die ich mir in dieser Lage erlauben durfte. Sie verfehlten ihre Wirkung nicht, denn der Alte sagte jetzt viel höflicher als vorher:
»Du bist inkognito auf Reisen? Das habe ich nicht gewußt. Warum hast du es mir nicht gesagt?«
»Weil du dich noch gar nicht nach meinem Namen und nach meinen Verhältnissen erkundigt hast.«
»Dann sag mir jetzt, wer du bist.«
»Später. Erst will ich wissen, ob du mich wirklich als deinen Gefangenen betrachtest.«
Diese Aufforderung brachte ihn in Verlegenheit. Der Gebieter von Ostromdscha und Umgebung sollte seine eigenen Worte widerrufen? Er blickte mich scheu an und zögerte mit der Antwort. Sein Kopf geriet in eine höchst bedenkliche Bewegung. Er sah aus, als ob der Hals abbrechen würde.
»Antworte! Sonst reiten wir fort.«
»Effendi«, sagte er schließlich, »ihr seid weder gebunden noch gefesselt gewesen, darum will ich annehmen, daß ihr nicht festgenommen worden seid.«
»Das genügt mir einstweilen. Aber laß es dir ja nicht in den Sinn kommen, von dieser Meinung abzuweichen. Ich würde mich beim Machredsch beschweren.«
»Kennst du ihn denn?«
»Das geht dich nichts an. Es genügt, wenn er und ich es wissen. Also du hast Polizisten zu mir geschickt. Daraus schließe ich, daß du mir eine Mitteilung machen willst. Ich bin bereit, sie zu hören.«
Wir schienen die Rollen gewechselt zu haben. Ich sprach von oben herab zu ihm, denn ich saß hoch über ihm im Sattel. In seinem Gesicht stritten sich Zorn und Verlegenheit um die Vor-

herrschaft. Er blickte ratlos hin und her und antwortete endlich:
»Du irrst. Ich habe dir nicht sagen lassen, daß ich mit dir sprechen will, sondern ich habe wirklich befohlen, euch zu verhaften.«
»Das hast du wirklich getan? Ich kann es kaum glauben. Ihr seid doch vom Obersten Gerichtshof angewiesen, gerecht und vorsichtig zu handeln. Was war denn der Grund dieses Befehls?«
»Ihr habt einen meiner Saptiye mißhandelt. Außerdem hast du einen Einwohner dieser Stadt in Lebensgefahr gebracht.«
»Ich höre, daß man dir die Sache nicht wahrheitsgemäß berichtet hat. Wir haben einen Polizisten gezüchtigt, weil er es verdiente, und ich habe einem Einwohner dieser Stadt das Leben gerettet, indem ich ihn zu mir in den Sattel riß. Mein Pferd hätte ihn niedergestampft, wenn ich nicht so geistesgegenwärtig gewesen wäre.«
»Das klingt allerdings ganz anders, als es mir berichtet worden ist. Ich werde also untersuchen müssen, auf wessen Seite die Wahrheit liegt.«
»Diese Untersuchung ist ganz überflüssig. Merkst du denn nicht, daß deine Worte mich beleidigen? Ich weiß nicht, was ich von deiner Höflichkeit und Umsicht denken soll.«
Der Kodscha baschi fühlte sich in die Enge getrieben. Er antwortete ziemlich kleinlaut:
»Selbst wenn du recht hast, muß die Untersuchung stattfinden, eben um den Anklägern zu beweisen, daß du im Recht bist.«
»Das lasse ich gelten.«
»Dann steig ab! Ich werde das Verhör sogleich beginnen.«
Wir hatten so laut gesprochen, daß die Zuschauer jedes Wort verstehen konnten. Jetzt drängten sich die Leute herbei, um noch besser hören und sehen zu können. Sie flüsterten sich ihre Bemerkungen zu, und ihre Blicke sagten deutlich, daß wir sie tief beeindruckt hatten. Wie ich hatte wohl noch niemand mit ihrem Kodscha baschi gesprochen.
Der würdige Beamte setzte sich auf den Stuhl und wiederholte seine vorige Weisung:
»Steig ab und laß auch deine Leute absteigen. Die Achtung gegenüber der Obrigkeit erfordert es.«

»Ich bin ganz deiner Meinung, aber ich sehe von der Obrigkeit noch gar nichts.«
»Wie? Verstehe ich dich richtig? Die Obrigkeit bin ich!«
»Wirklich? Dann befinde ich mich in einem großen Irrtum. Wer ist der Naïb (Friedensrichter) von Ostromdscha?«
»Ich bin es. Ich bekleide beide Ämter.«
»Gehört denn unsere Angelegenheit vor den Friedensrichter?«
»Nein, sondern vor den Kadi.«
»Also habe ich doch recht. Der Naïb kann ganz allein und ohne Beisitzer entscheiden. In diesem Fall muß das Gericht aber außer dir noch aus einem Staatsanwalt, einem Stellvertreter, einem Zivilleutnant und einem Gerichtsschreiber bestehen. Wo sind diese Herren? Ich sehe nur dich allein.«
Sein Kopf begann wieder hin und her zu pendeln.
»Ich pflege auch solche Sachen allein zu verhandeln!« sagte er.
»Wenn die Bewohner von Ostromdscha sich das gefallen lassen, ist das ihre Sache. Ich kenne die Gesetze des Padischah und verlange, daß sie erfüllt werden. Du forderst von mir Achtung vor einer Obrigkeit, welche gar nicht vorhanden ist.«
»Ich werde die Männer holen lassen.«
»Aber beeile dich! Ich habe nicht viel Zeit.«
»Du wirst etwas warten müssen, denn ich weiß nicht, ob der Basch katip (Gerichtsschreiber) gleich zu finden sein wird, und auch der Stellvertreter ist nicht zu Hause. Er kommt erst in einigen Stunden zurück.«
»Das ist unangenehm. Die Obrigkeit darf sich nicht suchen lassen. Was wird der Machredsch sagen, wenn ich ihm das erzähle?«
»Du brauchst es ihm nicht sagen, denn du wirst mit der Behandlung zufrieden sein, die euch zuteil werden wird.«
»Wieso? Welche Behandlung meinst du?«
»Ich muß euch natürlich hierbehalten, bis das Gericht zusammengetreten ist. Aber ihr sollt es so gut haben, wie es die Umstände erlauben.«
»Wirklich? Wir werden es so gut haben, wie es uns selbst beliebt. Du willst uns hierbehalten, das heißt, wir sind verhaftet. Du weißt aber, daß ich mir das nicht gefallen lasse.«
»Aber das Gesetz fordert es.«
»Du scheinst dir eigene Gesetze gemacht zu haben, die ich aber

nicht anerkenne. Ich bin bei dir angezeigt worden und erkläre mich damit einverstanden, daß das Gericht die Sache untersucht. Ich bin also bereit, mich diesem Gericht zu stellen. Aber meiner Freiheit lasse ich mich nicht berauben. Ich reite jetzt zum Han zurück und werde dort deine Nachricht abwarten.«
»Das darf ich nicht erlauben.« Er stand von seinem Stuhl auf.
»Was willst du dagegen tun?«
»Wenn du mich dazu zwingst, muß ich dich mit Gewalt zurückhalten.«
»Du hast mir ja schon deine Polizisten geschickt. Was haben sie ausgerichtet? Nichts! Wenn du klug bist, machst du dich nicht vor deinen Leuten lächerlich. Ich gebe dir mein Wort, daß ich nicht an eine Flucht denke. Ich werde auf deine Vorladung warten und ihr Folge leisten.«
Er schien einzusehen, daß es besser war, sich meinem Vorschlag zu beugen. Nach einer kurzen Pause meinte er:
»Aus Rücksicht darauf, daß du ein vornehmer Fremder bist, will ich auf deinen Vorschlag eingehen. Aber du mußt mir das feierliche Versprechen geben, daß du nicht fliehen wirst.«
»Ich gebe es dir!«
Ich machte ein ernstes Gesicht und wurde vom Kodscha baschi mit einigen feierlichen Worten entlassen.
Als wir fortritten, machten uns die Leute Platz. Der osmanische Richter pflegt mit tyrannischer Unfehlbarkeit aufzutreten. Der alte Kodscha baschi machte darin keine Ausnahme. Heute hatte sein Ansehen einen gewaltigen Stoß erlitten. Daß er das durchaus fühlte, sah ich an dem finstern Blick, den er uns noch zuwarf, bevor er hinter seiner Tür verschwand.
Und noch einen gab es, der mit dieser Zwischenlösung nicht zufrieden war – den Bettler.
Ich sah ihn zufällig an und hätte erschrecken mögen vor dem Blitz, den er aus seinen dunklen Augen auf mich schleuderte. Ein Mensch, der solche Blicke hatte, konnte unmöglich blödsinnig sein. Ich glaubte immer mehr, daß der zur Schau getragene Blödsinn nur Maske war.
Der Haß dieses Menschen war selbstbewußt und wohlbegründet. Das sah man seinem Blick an. Was hatte er gegen mich? Wo war ich ihm begegnet? Was hatte ich ihm getan?
In mir stieg die immer stärker werdende Überzeugung auf, daß

ich mit dem Bettler noch auf irgendeine Weise zusammengeraten würde. Es dämmerte in mir die Vermutung, daß er mit dem Zweck unserer Anwesenheit etwas zu tun hatte, und ich nahm mir vor, ihn scharf zu beobachten.
Natürlich waren Ibarek und sein Schwager über den bisherigen Verlauf unseres Kriminalfalls sehr erfreut. Sie fragten, ob ich mich vor der späteren Verhandlung fürchte, und ich versicherte ihnen, daß mir das gar nicht einfalle. Als ich den Wirt fragte, ob er mir einen verschwiegenen, zuverlässigen Knecht zur Verfügung stellen könne, half er sofort. Er brachte mir einen Mann, dem ich den Auftrag gab, schnell in den Hof des Kodscha baschi zu gehen und den Bettler heimlich zu beobachten. Es lag mir daran, zu erfahren, ob er dort bleiben oder sich entfernen würde.
Halef hörte das. Als ich wieder mit ihm allein war, fragte er leise:
»Sihdi, warum läßt du den Bettler beobachten? Hast du etwas mit ihm vor?«
»Nein, ich glaube im Gegenteil, daß er etwas mit uns vorhat. Hast du nicht bemerkt, daß er uns so merkwürdig ansieht?«
»Nein, ich habe nicht auf ihn geachtet.«
»Beobachte ihn, wenn wir ihn wieder treffen. Es kommt mir so vor, als seien wir ihm schon einmal begegnet.«
»Wo denn?«
»Das weiß ich leider nicht. Ich habe schon darüber nachgedacht, aber es fällt mir nicht ein. Es muß weit von hier gewesen sein.«
»Da wirst du dich irren, Sihdi.«
»Das glaube ich kaum.«
»Wie sollte der Krüppel von so weit hier herkommen? Er kann ja kaum laufen.«
»Vielleicht verstellt er sich nur.«
»Meinst du? Es ist ihm anzusehen, wie elend er ist. Man glaubt oft einem Menschen begegnet zu sein, und das hat nur den einen Grund, daß Menschen einander ähnlich sind. Als der Mübarek an uns vorüberging, hatte ich ein ganz ähnliches Gefühl. Es war mir, als hätte ich ihn schon gesehen.«
»Wirklich? Das ist seltsam.«
»Warum?«
»Weil ich das gleiche Gefühl hatte.«

»Vielleicht haben wir einmal jemand gesehen, der ihm sehr ähnlich sieht.«
»Nein. Wir müssen ihn selbst gesehen haben. Hast du nicht bemerkt, welchen Blick er mir zuwarf? Wahrscheinlich hatte er gar nicht die Absicht, mich anzusehen. Aber er konnte sich nicht beherrschen.«
»Ich glaube, der Mann, den ich mit dem Mübarek verwechsle, hat einen langen, vollen Bart gehabt. Wenn der Alte einen solchen Bart hätte, würde er ihm ganz ähnlich sein.«
»Und wo hast du diesen bärtigen Mann gesehen?«
»Das weiß ich eben nicht mehr.«
»Sonderbar! Auf jeden Fall sollten wir uns vor dem Mübarek und dem Bettler in acht nehmen. Vielleicht müssen wir uns da nur vor einem Menschen hüten.«
»Wie meinst du das?«
»Ich glaube, daß der Mübarek und der Bettler nicht zwei verschiedene Personen sind.«
»Sihdi! Wie kommst du darauf? Das ist doch ganz unmöglich!«
»Ich weiß nicht, wie mir dieser Gedanke gekommen ist, aber ich habe ihn nun einmal und kann ihn nicht wieder loswerden.«
Wir wurden unterbrochen. Der Handschi kam und erzählte, daß der Kodscha baschi in der Stadt nach den Mitgliedern seines Gerichtshofs suchen lasse.
»Da wirst du auch den Mübarek zu sehen bekommen«, fügte er hinzu.
»Was hat der damit zu tun?«
»Er ist ja der Basch katip.«
»Der Gerichtsschreiber? Wer hat ihm dieses Amt gegeben?«
»Der Kodscha baschi. Er ist gut befreundet mit dem Mübarek.«
»O weh! Wenn Fuchs und Wolf sich zusammentun, dann ist das Lamm verloren.«
»Hältst du diese beiden für böse Menschen?«
»Jedenfalls nicht für gute.«
»Effendi, da irrst du dich gewaltig.«
»Hast du eine bessere Meinung von eurem Kodscha baschi?«
»Nicht von ihm. Er ist gewalttätig und ungerecht. Aber er hat die Macht, und wir können nichts gegen ihn tun. Der Mübarek dagegen ist der Wohltäter der ganzen Gegend. Wenn du dir nicht Feinde machen willst, darfst du nichts gegen ihn sagen.«

»Mir kommt es ganz im Gegenteil so vor, als sei er der Fluch dieser Gegend!«
»Er ist ein Heiliger!«
»Ein Marabut etwa? Nein!«
»Er heilt alle Krankheiten. Wenn er wollte, könnte er sogar Tote erwecken.«
»Hat er das gesagt? Dann ist er ein schändlicher Lügner.«
»Effendi, laß das niemand hören!«
»Ich würde es ihm ins Gesicht sagen, wenn er diese Behauptung vor mir machte.«
»Dann wärst du verloren. Ich warne dich.«
»Wieso verloren?« wollte ich wissen.
»Er kann nicht nur vom Tod erretten, sondern auch das Leben nehmen.«
»Also ist er ein Mörder?«
»Nein. Er berührt dich gar nicht. Er sagt einen Spruch, und dann mußt du sterben.«
»Also zaubert er?«
»So ist es!« bestätigte Ibareks Schwager.
»Ein Heiliger und Zauberer! Wie paßt denn das zusammen? Ihr widersprecht euch ja selbst. Aber da kommt dein Knecht.«
Der Mann meldete, der Bettler habe soeben den Hof des Kodscha baschi verlassen.
»Hast du aufgepaßt, wohin er gegangen ist?«
»Ja. Er steigt den Berg hinauf. Wahrscheinlich will er zum Mübarek.«
»Ist er häufig mit eurem ›Heiligen‹ zusammen?«
»Sehr oft.«
»Warum heilt ihn der Mübarek nicht?«
»Er wird seine Gründe haben, warum er es nicht tut.«
»Hast du diese beiden schon einmal miteinander sprechen sehen?«
Der Knecht dachte einen Augenblick nach und antwortete dann:
»Nein, noch nie.«
»Wenn der Bettler so oft zu ihm geht, werden sie doch miteinander sprechen.«
»Natürlich. Aber es ist eigentümlich, daß ich die beiden noch nicht beisammen gesehen habe.«
»Mir kommt das auch sonderbar vor. Vielleicht gelingt es mir,

eine Erklärung dafür zu finden. Ich möchte gern feststellen, was der Bettler droben auf dem Berg tut. Ist das möglich?«
»Darf er dich dabei sehen?«
»Nein.«
»Dann müßte ich dich führen, denn du kennst die Gegend nicht.«
»Gut, führe uns.«
Halef sollte mitkommen. Ich nahm mein Fernrohr aus der Satteltasche, und dann folgten wir dem Knecht. Er führte uns aus dem Hof in den Garten, von wo aus wir gleich ins Freie kamen. Da zeigte er nach links hinüber.
»Da drüben steigt er hinauf. Der Arme quält sich langsam vorwärts. Es wird bestimmt eine halbe Stunde dauern, bevor er hinaufkommt. Bis dahin sind wir längst oben.«
Er führte uns nach rechts, wo sich ein ziemlich dichtes Strauchwerk am Berg hinaufzog. Ich überschaute das Gelände. Durch die Büsche gedeckt, konnten wir unbeobachtet hinaufsteigen. Wo der Bettler ging, waren Melonenfelder. Man konnte ihn also von weitem gut beobachten. Deshalb schickte ich den Knecht zurück. Ich konnte auf seine Führung verzichten.
Wir kamen ziemlich schnell vorwärts, hielten uns aber am Rand der Büsche, um den Bettler nicht aus den Augen zu verlieren.
Er wußte, daß er von der Stadt aus gesehen werden konnte und richtete sich danach. Ganz langsam humpelte er weiter und ruhte oft aus.
Bald hatten wir den Wald erreicht, der die Bergspitze einkränzte. Im Schutz der Bäume bog ich nun nach links ab, bis wir uns in der Richtung befanden, die der Krüppel einhielt. Er mußte bald an uns vorüberkommen.
Ich setzte mich in das weiche Moos, und Halef nahm an meiner Seite Platz.
»Gibt es etwas Bestimmtes, was du jetzt erfahren willst, Sihdi?« fragte er.
»Ja. Ich will wissen, wie der Bettler sich in den Mübarek verwandelt.«
»Du hältst also an deiner Ansicht fest?«
»Steif und fest.«
»Du wirst sehen, daß du dich täuschst.«
»Das ist möglich, aber ich glaube es nicht. Er wird ganz

bestimmt hier vorüberkommen. Wenn er in der Nähe ist, verstekken wir uns hinter den Bäumen und folgen ihm von weitem.«
Wir hatten noch einige Minuten zu warten, dann mußten wir uns zurückziehen. Der Bettler tauchte auf.
Als er den Waldrand erreicht hatte und sich im Schutz der Bäume befand, so daß er von der Stadt aus nicht mehr gesehen werden konnte, blieb er stehen und sah sich nach allen Seiten um. Er schien sich davon überzeugt zu haben, daß sich niemand in der Nähe befand. Dann richtete er sich hoch auf, dehnte und reckte sich und drang noch ein Stück tiefer in den Wald ein, wo er sich hinter einem Dickicht verkroch.
Wir hatten ihn genau beobachtet. Er konnte auch ohne die Krükken ausgezeichnet stehen und gehen.
»Sihdi, vielleicht hast du doch recht«, sagte Halef. »Wollen wir ihn überraschen?«
»Nein, wir bleiben hier.«
»Ich dachte, du wolltest ihn beobachten? Er wird weitergehen.«
»Nein, er wird sich in dem Dickicht umziehen und dann als Mübarek in die Stadt zurückkehren.«
»Und ich nehme an, er wird bis zur Ruine hinaufklettern, wo sich ja seine Hütte befinden soll.«
»Das wird er nicht tun, weil dazu gar keine Zeit ist. Er wird es sehr eilig haben, daß das Gericht zusammentritt. Paß auf!«
Ich zog mein Fernrohr aus und richtete es auf die Stelle, wo ich den Mübarek vermutete. Richtig! Ich konnte ihn zwar nicht sehen, aber die Zweige bewegten sich. Er steckte im Gebüsch.
Nach ungefähr fünf Minuten tauchte der Bettler auf – als Mübarek!
»Allah akbar!« sagte Halef. »Wer hätte gedacht, daß du recht hast, Sihdi!«
»Ich habe es gedacht. Es gibt Ahnungen, denen man es anmerkt, daß sie sich erfüllen müssen. Dieser Heilige ist ein großer Sünder. Vielleicht gelingt es uns, ihm das zu beweisen.«
»Er geht wirklich in die Stadt zurück. Wollen wir ihm wieder folgen?«
»Das fällt mir nicht ein. Es gibt gar keine bessere Gelegenheit, seine Wohnung und die Ruine zu untersuchen.«
»Da hast du recht. Aber dann müssen wir uns beeilen!«
»Nicht so schnell! Erst gehen wir zu der Stelle, wo er sich ver-

wandelt hat. Vielleicht können wir da erfahren, wie er das macht.«
Der Alte war ein Stück am Waldrand entlanggegangen, nun trat er ins Freie und wanderte zwischen zwei Melonenfeldern zur Stadt zurück.
Wir untersuchten das Dickicht, fanden aber nichts. Gras und Moos waren niedergetreten, aber weiter war nichts zu sehen. Wo hatte er die Krücken?
»Er kann sie doch nicht verschwinden lassen«, meinte Halef.
»Vielleicht hat er sie bei sich!«
»Da müßte man sie doch sehen.«
»Das ist nicht gesagt. Sie könnten so eingerichtet sein, daß er sie zusammenlegen und unter dem Kaftan tragen kann.«
»Wäre das nicht etwas umständlich? Er kann sie doch irgendwo versteckt haben!«
»Das ist noch unbequemer. Dann müßte er jedesmal zum Versteck zurückkehren, wenn er sich wieder in den Bettler verwandeln will. Wenn er sie aber bei sich trägt, kann er die Verwandlung überall und jederzeit vornehmen.«
»Sihdi, das alles kommt mir so unbegreiflich vor wie ein Märchen.«
»Das glaube ich dir gern. In den großen Städten des Abendlandes kommen noch ganz andere Sachen vor. Da fällt mir ein, daß man seine Knochen angeblich klappern hört.«
»Ja, Sihdi. Ibarek sagte es. Und als der Mübarek an uns vorüberging, habe ich es wirklich klappern hören.«
»Das waren nicht die Knochen, sondern die Krücken.«
»Allah! Das leuchtet mir ein.«
»Es fiel mir schon damals auf, daß der Bettler plötzlich verschwunden war und daß der Mübarek aus der gleichen Gegend kam und doch vorher nicht zu sehen gewesen war. Jetzt habe ich die Lösung dieses Rätsels. Nun wollen wir hinauf zur Hütte.«
»Gehen wir gleich durch den Wald?«
»Nein. Wir benutzen den offenen Weg. Ich habe von unten gesehen, wo er entlangführt.«
»Von dort können wir aber gesehen werden!«
»Der Alte kann uns nicht sehen. Und wenn andere es merken, daß wir zur Höhe gehen, hat das nichts zu bedeuten. Ich suche nach Pferdespuren.«

»Hier oben?«
»Natürlich! Oder meinst du, daß Barud Al-Amasat, Manach Al-Barscha und der entflohene Gefängnisschließer ihre Pferde irgendwo in der Stadt eingestellt haben?«
»Nein, bestimmt nicht. Sie haben sich dort wahrscheinlich gar nicht sehen lassen.«
»Das ist auch meine Meinung. Sie sind auf den Berg geritten und haben die Pferde und sich selbst auch dort versteckt.«
»Wenn sie nicht schon wieder fort sind.«
»Sie sind noch da, weil sie die beiden Brüder hier erwarten müssen, die wir bei Ibarek belauscht haben. Der Mübarek wird schon ein Versteck für sie gehabt haben. Das wird allerdings schwer zu finden sein. Die besten und sichersten Führer dürften die Pferdespuren sein.«
»Wirst du welche finden?«
»Ich hoffe es.«
»Es ist aber schon lange Zeit vergangen.«
»Das macht nichts. Die drei Flüchtlinge sind keine Indianer, die ihre Fährten zu verbergen pflegen.«
Wir gingen am Waldrand unter den Bäumen entlang, bis wir auf den Weg zur Höhe stießen. Der Boden war steinig. Nur hier oder da war ein Grasbüschel zu sehen.
Während wir ihm langsam folgten, suchte ich nach Fußeindrükken. Es war nichts zu finden. Hatten die drei etwa diesen Weg gar nicht benutzt?
Sie waren am Morgen hier angekommen, und es war nicht ausgeschlossen, daß sie die Stadt umritten hatten, um unbemerkt zu bleiben.
Wir kamen eine ziemliche Strecke weiter, bis ich endlich die ersten Pferdespuren entdeckte. Die Reiter waren rechts zwischen den Bäumen herausgekommen. Die Hufeindrücke waren in dem weichen Humusboden deutlich zu sehen.
Jetzt konnten wir schneller gehen. Es gab nun genug Anzeichen, daß die Reiter von hier an dem Weg gefolgt waren.
Bald kamen wir oben an. Der Weg mündete auf eine Lichtung. Auf ihrer gegenüberliegenden Seite sahen wir das Gemäuer der Ruine. Eine aus Gebälk und Steinen ziemlich roh errichtete Hütte lehnte sich an eine hohe, halb verfallene Wand.
»Da wohnt der Alte«, meinte Halef.

»Das ist anzunehmen.«
»Gehen wir hinein?«
Er wollte die Lichtung betreten, aber ich hielt ihn zurück.
»Halt! Erst müssen wir uns davon überzeugen, daß wir nicht beobachtet werden.«
»Es ist kein Mensch hier.«
»Weißt du das genau? Die Männer, die wir suchen, sind hier oben versteckt. Wenn sie uns sehen, ist alle unsere Mühe umsonst! Bleib hier stehen.«
Ich schlich am Rand der Lichtung entlang bis zur Hütte. Ihre Tür war verschlossen. Nichts deutete darauf hin, daß uns jemand beobachtete. Ich ging die andere Seite der Lichtung ab und kehrte zu Halef zurück.
»Uns hat wirklich niemand gesehen«, sagte ich. »Jetzt müssen wir das Versteck der drei Männer finden. Die Pferde werden uns führen.«
Der Boden bestand aus nacktem Felsen, da gab es keine Spur. Aber unter den Bäumen mußten Fährten zu finden sein. Mitten auf der Lichtung war eine Quelle, die aus dem Felsen zutage trat, aber keinen sichtbaren Abfluß hatte. Am Rand des Wasserbeckens wuchsen ein paar spärliche Pflanzen.
Wir gingen hin. Pferde müssen getränkt werden, und sehr wahrscheinlich war diese Quelle dazu benutzt worden.
Ich untersuchte den Rand. Richtig! Die Spitzen des Grases waren abgefressen. Eine Butterblume lag abgerissen am Wasser.
»Das ist eine Butterblume«, meinte Halef. »Warum siehst du sie so aufmerksam an?«
»Sie soll mir sagen, wann die Pferde hier getränkt wurden.«
»Sagt sie dir das wirklich?«
»Ja. Sieh sie dir nur richtig an! Ist sie verwelkt?«
»Nein, sie ist noch ganz frisch.«
»Weil sie am kalten Wasser gelegen hat. Hätte sie drüben auf dem Felsen gelegen, dann wäre sie nicht mehr so frisch. Die Staubfäden haben sich schon gesenkt. Vor ungefähr anderthalb Stunden dürfte sie abgerissen worden sein. Zu dieser Zeit waren also die Pferde hier. Nun müssen wir noch herausbekommen, woher die Pferde gekommen und wohin sie wieder geführt worden sind.«
»Wie willst du das feststellen?«

»Abwarten!«
Zunächst gingen wir zur Hütte. Hier trennten wir uns. Halef wandte sich nach rechts und ich mich nach links. Wir wollten den Rand der Lichtung untersuchen. Ich hatte nichts gefunden, er auch nicht. Auf meine Augen konnte ich mich verlassen, auf seine Erfahrung aber viel weniger. Darum suchten wir seine Strecke nochmals ab. Hier war der Boden auch unter den Bäumen anfangs steinig.
»Ich habe genau aufgepaßt, Sihdi«, sagte Halef. »Hier sind sie nicht hereingekommen.«
Zwischen den Nadelbäumen standen Laubhölzer. Ein Ahorn neigte seine niedersten Zweige tief herab, und hier fand ich, was ich suchte. Ich zeigte dem Hadschi einen der Zweige.
»Was siehst du hier, Halef?«
»Es hat jemand die Spitzen abgezupft.«
»Das ist ein Pferd gewesen, das von den Blättern naschte. Gehen wir weiter!«
Bald wurde der Boden weicher. Wir sahen deutliche Hufeindrücke. Dann kamen wir an eine Mauerbresche, hinter der es einen von vier hohen Wänden eingeschlossenen Platz gab. Es hatte den Anschein, als sei hier ein Saal gewesen.
Uns gegenüber führte eine Türöffnung nach einem zweiten, etwas kleineren Raum, der drei solche Öffnungen hatte. Ich sah sie mir näher an.
Am Boden war keine Spur zu bemerken. Die beiden ersten Eingänge führten zu kleinen, verfallenen Gemächern. Der dritte leitete uns auf einen größeren Platz, der früher ein Hof gewesen zu sein schien. Er war gepflastert.
Hier zeigte mir Halef, stolz auf seinen Scharfblick, eine ganz untrügliche Spur – ein paar Pferdeäpfel.
»Da sind sie gewesen«, sagte er. »Siehst du, daß ich auch Fährten zu finden verstehe?«
»Ja, ich bewundere dich. Aber sprich von jetzt an leiser. Wir kommen den Tieren näher, und wo sie sind, stecken wahrscheinlich auch die Menschen.«
Wir sahen uns nach allen Seiten um – leider vergeblich. Der Hof schien nur den einen Eingang zu haben, durch den wir gekommen waren. Rundum waren lückenlose Mauern. Die Mauer uns gegenüber war ganz mit dichtem Efeu überwachsen.

In Bulgarien finden sich noch Ruinen aus vortürkischer Zeit.

»Weiter können wir nicht, weil überall Mauern sind«, sagte Hatef. »Die Pferde sind hiergewesen. Das ist richtig. Aber nun sind sie fort.«

»Das möchte ich noch bezweifeln.«

Langsam ging ich die vier Seiten ab. Als ich die Mitte der Efeumauer erreichte, glaubte ich schwachen Pferdegeruch zu bemerken.
Ich winkte Halef zu mir. Als wir nun den Efeu untersuchten, fanden wir, daß er einen versteckten Ausgang so großartig maskierte, daß wir ihn ohne den Pferdegeruch kaum jemals entdeckt hätten.
Die langen Ranken ließen sich leicht auseinanderschieben. Als wir das taten, sahen wir in einen kleinen Raum. Er war leer. Wir traten ein.
Gegenüber gab es eine zweite Öffnung. Ein Schnauben war zu hören.
»Jetzt ganz vorsichtig!« flüsterte ich. »Da draußen sind die Pferde. Nimm die Pistolen zur Hand! Wir müssen auf alles gefaßt sein. Die Kerle werden sich wehren.«
»Nehmen wir sie gefangen?«
»Vielleicht!«
»Oder holen wir die Polizei?«
»Je nachdem. Ich habe eine Leine bei mir. Das reicht aber nur, um einen zu binden.«
»Ich habe Riemen eingesteckt.«
»Schön! So komm! Aber leise!«
Wir schlichen zum Eingang, sahen vorsichtig hindurch und entdeckten die drei Pferde. Sie knabberten an Maiskolben, die man ihnen vorgeworfen hatte.
Eine schmale Maueröffnung führte weiter. Von dort her hörte ich eine gedämpfte Stimme reden.
Jetzt erschallte lautes Lachen. Wieder wurde ganz deutlich gesprochen, ohne daß ich die einzelnen Worte unterscheiden konnte.
»Sie sind da«, flüsterte ich dem kleinen Hadschi zu. »Bleib hier stehen, ich will nachsehen.«
»Um Gottes willen, Sihdi, nimm dich in acht!« warnte er.
»Keine Sorge! Wenn ein Schuß fällt, kommst du mir zu Hilfe.«
Am liebsten wäre ich auf dem Boden weitergekrochen, aber das hätte die Pferde unruhig machen können. Eine aufrechtgehende Gestalt flößt ihnen keine Furcht ein. Also ging ich leise weiter.
Die Tiere witterten mich. Eins von ihnen schnaubte beunruhigt.

Anstelle der drei Männer hätte ich dieses Schnauben sofort als böses Zeichen erkannt, aber sie beachteten es nicht.
Ich erreichte die gegenüberliegende Wand. Nun erst legte ich mich nieder und schob den Kopf an den Eingang.
Es gab da eine Stelle, an der ein Stein ausgebröckelt war. Diese Lücke erlaubte mir, den Nebenraum zu beobachten, ohne daß mein Kopf gesehen werden konnte.
Da saßen sie alle drei. Manach Al-Barscha und Barud Al-Amasat drehten mir den Rücken zu. Das Gesicht des Schließers war auf den Eingang gerichtet. Ich hatte ihn noch nicht gesehen, aber er mußte es sein.
Sie spielten Karten, wahrscheinlich mit dem Spiel, das sie benutzt hatten, um die Aufmerksamkeit Ibareks von dem Diebstahl abzulenken. Ihre Gewehre lehnten in einer Ecke, auch die Messer und Pistolen hatten sie abgelegt.
Ich drehte mich um und sah Halef vorn am Eingang stehen. Auf meinen Wink kam er näher. Wieder schnaubte ein Pferd, ohne daß es von den Spielern beachtet wurde. Halef duckte sich neben mir und schaute durch die Lücke.
»Hamdu lillah!« flüsterte er. »Wir haben sie! Was hast du vor?«
»Wir nehmen sie gefangen, wenn wir sie schon alle beisammen haben. Einverstanden?«
»Ja. Aber wie machen wir es?«
»Du nimmst den Gefängniswärter, ich die beiden andern.«
»Los!«
»Erst die Riemen heraus, damit wir sie gleich bei der Hand haben.«
Halef zog seine Riemen so weit aus dem Gürtel, daß er sie dann rasch benutzen konnte. Da begann Barud Al-Amasat zu schimpfen:
»Was fällt dir ein? Uns betrügst du nicht. Wir wissen, daß du ein Falschspieler bist und passen auf. Misch die Karten noch einmal!«
»Wollen wir nicht lieber aufhören?« fragte Manach Al-Barscha.
»Warum wollen wir uns gegenseitig das Geld abnehmen?«
»Recht hast du. Es ist auch zu langweilig, und seit dieser Mübarek die alberne Nachricht gebracht hat, habe ich keinen Spaß mehr am Spiel.«

»Vielleicht hat er sich geirrt.«
»Das ist unmöglich. Wir haben ihm den Kerl so genau beschrieben, daß er ihn sofort erkennen muß!«
»Allah verdamme ihn! Was haben wir ihm getan? Er soll uns in Ruhe lassen.«
»Er wird uns in Ruhe lassen. Morgen früh ist er ein toter Mann!«
»Wenn es gelingt!«
»Es wird gelingen. Der Mübarek ist mächtig. Er wird es so weit bringen, daß die Hunde eingesperrt werden. Dann gehen wir in der Nacht hin und erschlagen sie.«
»Und wenn man sie nicht einsperrt?«
»Dann besuchen wir sie im Han. Der Mübarek muß uns die Gelegenheit auskundschaften. Er verwandelt sich in den Bettler.«
Das war ein zünftiger Plan. Also ermordet sollten wir werden! Der Mübarek war schon hiergewesen und hatte ihnen unsere Ankunft gemeldet.
»Ich bin neugierig auf den Fremden«, sagte der Schließer. »Wenn Männer wie ihr sich vor ihm fürchten, muß er ein gefährlicher Kerl sein.«
»Ein Schejtan ist er, ein Giaur, ein Christenhund, der im tiefsten Pfuhl der Hölle braten soll!« antwortete Manach Al-Barscha. »Mir ist er in Edirne durch zwanzig Straßen und Gassen nachgelaufen. Ich habe alles getan, um ihn abzuschütteln, aber er hat mich trotzdem gefunden. Und der kleine Bursche, der ihn begleitet, ist ein ebensolcher Teufel. Hätten wir ihn doch damals im Stall in Edirne erstochen! Wer die beiden andern sind, das möchte ich gern wissen. Aber sterben müssen sie auch. Der Satan beschützt sie, sonst wären sie nicht aus Melnik entkommen!«
»Die Männer dort müssen es aber sehr dumm angefangen haben.«
»Das ist möglich. Aber die Boten sind noch nicht da. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als uns selbst zu helfen. Zum Glück brauchen wir das nicht umsonst zu tun. Das Pferd dieses Menschen ist es wert, daß man sie alle vier umlegt. Und seine Waffen sollen vorzüglich sein. Ich kann die Rückkehr des Mübarek kaum erwarten. Gelingt es uns heute, diese Verfolger loszuwerden, dann sind wir alle Sorgen los. Ich werde dem Halunken das Messer mit Vergnügen ins Herz stoßen.«

»Das wirst du bleiben lassen!«
Während ich diese Worte rief, trat ich ein und versetzte ihm einen Faustschlag, daß er sofort zusammenbrach.
Die beiden andern starrten mich einige Sekunden lang bewegungslos vor Schreck an.
Ich packte Barud bei der Gurgel und drückte sie ihm so fest zusammen, daß er ein paarmal mit den Armen um sich schlug und sich dann lang ausstreckte.
Halef hatte sich auf den Schließer geworfen, der vor Entsetzen gar nicht an Gegenwehr dachte.
Ich hielt Barud so lange fest, bis er sich nicht mehr rührte. Dann half ich Halef, den Gefängniswärter zu binden.
Nun legten wir die beiden andern nebeneinander, mit dem Rükken zusammen, und zwar so, daß der eine seinen Kopf bei den Füßen des andern hatte. Um diese beiden Körper wurde meine Leine so fest geschlungen, daß es ihnen ohne fremde Hilfe unmöglich war, sich zu bewegen. Der Schließer wurde ebenso vorsichtig gefesselt.
Nun untersuchten wir ihre Taschen und die Sättel, die auch in diesem Raum herumlagen.
Wir fanden alles, was bei Ibarek gestohlen worden war, und noch vieles andere dazu. Besonders Manach hatte eine bedeutende Geldsumme bei sich.
Der Schließer sah uns zu, ohne ein Wort zu sagen. Er hatte uns noch nicht gesehen, konnte sich aber denken, wer wir waren.
Halef versetzte ihm einen Fußtritt und fragte:
»Schurke, weißt du, wer wir sind?«
Der Schließer antwortete nicht.
»Hast du gehört? Antworte, sonst gebe ich dir die Peitsche!«
»Ich weiß es«, knurrte der Gefesselte.
»Du wolltest uns doch kennenlernen. Das sagtest du vorhin. Nun haben wir deinen Wunsch erfüllt. Das hättest du wohl nicht gedacht?«
Barud Al-Amasat erholte sich rasch, öffnete die Augen und starrte mich entsetzt an.
»Jetzt sind wir verloren!« stammelte er.
»Ja«, lachte Halef ihn an, »verloren seid ihr jetzt. Ihr werdet das Schicksal finden, das ihr uns zugedacht hattet, ihr Schufte. Ihr wolltet uns ermorden!«

»Nein, das ist nicht wahr!«
»Schweig! Wir haben alles gehört.«
»Die andern wollten es tun, ich nicht!«
»Lüg nur! Wir wissen genau, woran wir sind.«
Jetzt begann auch Manach Al-Barscha aufzuwachen. Er blickte uns an und schloß dann die Augen.
»Nun, willst du uns nicht begrüßen, du unhöflicher Klotz?« rief Halef und gab ihm einen Peitschenhieb.
Da öffnete er die Augen wieder, sah von Halef auf mich und wieder zurück und sagte:
»Bindet uns los! Gebt uns frei!«
»Das wolle Allah verhüten!« knurrte Halef.
»Ich bezahle euch!«
»Dazu bist du nicht reich genug.«
»Ich bin sehr reich.«
»Du meinst das Geld, das du zusammengeraubt hast? Das werden wir dir wegnehmen.«
»Niemand findet es!«
»Dann bleibt es liegen. Wir brauchen es nicht. Sihdi, was tun wir mit den Strolchen? Zur Stadt hinunterschaffen können wir sie nicht.«
»Nein. Sie sollen hier liegenbleiben, bis wir sie holen.«
»Können sie sich nicht befreien?«
»Nein. Wir werden dafür sorgen, daß sie die Lust am Spazierengehen verlieren.«
»Aber das, was wir bei ihnen gefunden haben, nehmen wir doch mit?«
»Wir lassen es da. Die Polizei muß alles so finden, wie wir es zurücklassen werden.«
Wir benutzten das Zaumzeug der drei Pferde, um die Gefangenen noch fester zu binden, so daß ihnen jede Bewegung unmöglich war.
Allerdings trafen wir diese Sicherheitsmaßregel so erträglich, daß sie den Männern keine Schmerzen bereitete. Der Gefängnisschließer wurde quer an die beiden andern geschnallt, damit es ihnen unmöglich gemacht wurde, sich herumzuwälzen. Dann gingen wir.
Als wir die Lichtung erreichten, ging Halef zur Hütte des Mübarek, um zu sehen, ob sie noch immer verschlossen war.

»Der Kerl würde uns einen schönen Streich spielen, wenn er die drei Halunken befreite«, sagte er.
»Dazu wird er nicht kommen.«
»Wenn er aber nach Hause zurückkehrt und zu ihnen geht?«
»Wenn er heraufgeht, werden wir dabeisein!«
»Du hältst es also nicht für möglich, daß er früher kommt als wir?«
»Nein. Er wird beim Kodscha baschi sitzen und mit Schmerzen auf uns warten. Er geht dort nicht eher vom Fleck, als bis diese Gerichtsverhandlung vorüber ist.«
»Wenn er wüßte, was ihm droht!«
»Er wird es bald erfahren. Wir wollen uns beeilen. Es wird Nacht.«
Als wir im Han ankamen, erfuhren wir, daß der Kodscha baschi den Handschi Ibarek hatte holen lassen. Er war noch nicht zurückgekommen.
Nach uns hatten schon zwei Boten gefragt. Sie hatten gemeldet, daß das Gericht nun vollzählig sei.
»Halte dich tapfer, Effendi!« bat der Wirt. »Du wirst eine große Versammlung finden. Der Hof ist gedrängt voll von Menschen. Man ist neugierig darauf, wie ihr euch verteidigen werdet.«
»Ich habe den Leuten schon gezeigt, wie ich mich zu verhalten beabsichtige.«
»Eben deshalb sind sie doppelt neugierig auf den Mann, der sich vor dem Kodscha baschi nicht fürchtet.«
Als wir aufbrechen wollten, kam der Fährmann.
»Effendi«, sagte er, »ich komme heimlich, um deinen Rat zu holen. Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten soll.«
»Sollst du als Zeuge gegen mich auftreten?«
»Ja. Der Mübarek zwingt mich dazu. Er hat mich deshalb aufgesucht.«
»Was sollst du denn gegen mich aussagen?«
»Daß du mich in Lebensgefahr gebracht und hier in diesem Hof mißhandelt hättest.«
»Habe ich das getan?«
»Nein, Effendi.«
»Also verleitet er dich, eine falsche Aussage zu machen. Das soll er büßen.«
»Effendi, sag nichts! Er würde sich an mir rächen.«

»Keine Sorge! Er wird keine Gelegenheit mehr zur Rache bekommen.«
»Ist das wahr?«
»Ja. Sag nur die volle Wahrheit. Er kann dir nichts tun.«
»Dann will ich schnell wieder gehen. Ich bin heimlich fortgeschlichen.«
Wir folgten ihm langsam.

Anmerkungen

Arnauten, türkische Kerntruppen; allgemein auch bei Bulgaren und Osmanen gebräuchliche Bezeichnung für Albaner.

Balkan, hauptsächlich in Bulgarien liegender Gebirgszug (bulgarisch: Stara Planina), etwa 600 km lang und bis zu 45 km breit, mit tief einschneidenden Flankentälern und flachen Kuppen. Die türkische Bezeichnung Balkan bedeutet »Gebirge«.

Bulgaren. Die Siedlungsweise der Bulgaren (nach Robert Bleichsteiner): Sie ist durch ein wahlloses Durcheinanderbauen der Gehöfte, die sich zu einem Haufendorf vereinigen, und durch Weileranlagen im Gebirge gekennzeichnet. Gewöhnlich sind die Höfe von Steinmauern umgeben. Einstöckige, rechteckige Fachwerkhäuser mit Lehmbewurf, entweder ebenerdig oder auf einem Holzunterbau für die Wirtschaftsräume und Ställe, im Gebirge mehrstöckige Bauten mit offenem Altan und einem von Holzsäulen gestützten Dach im oberen Stockwerk und solche Holzhäuser, bei denen das obere Stockwerk das untere überkragt, sind einige Haustypen.

Dschinn, bei den Mohammedanern und auch schon im vorislamischen Arabien böser, aus dem Gluthauch der Wüste geschaffener Geist, Dämon oder Teufel; vielfach in Volkserzählungen (Geschichten aus Tausendundeiner Nacht) erwähnt. Der Teufel (arabisch Schaitan, türkisch Schejtan) wird nach Koransure 18 zu den Dschinnen, nach Sure 2 zu den Engeln gerechnet; er wollte sich nach der moslemischen Überlieferung nicht auf Gottes Befehl vor Adam verehrend niederwerfen und wurde deshalb verflucht.

Effendi (auch: Efendi), Herr, vom griechischen »authentes« abgeleitet. In der Türkei wurde Effendi in der Anrede als Höflichkeitszusatz benutzt, aber auch von Staatsbeamten und Männern mit höherer Schulbildung als dem Namen angehängter Titel verwendet. Im engeren Sinn stand der Titel Effendi früher den Sekretären des Sultans, des Großwesirs und der Paschas zu, aber auch die großherrlichen Prinzen benutzten ihn und der Sultan bzw. Großherr selbst wurde »Effendiniz« = unser Effendi genannt.

Fatalismus, Glaube an ein unabänderliches Schicksal; Bezeichnung für den religiösen Determinismus des Islam, nach dessen Lehre Gott den

Weltverlauf bis in alle seine Einzelheiten und so namentlich auch die menschlichen Geschicke unwiderruflich und unwiderstehlich bestimmt. Die Bezeichnung ist vom lateinischen »fatalis« = vom Schicksal bestimmt abgeleitet.

Fatiha (Al-Fatiha), die erste Sure des Korans, des heiligen Buches der Mohammedaner: »Im Namen Allahs, des Allbarmherzigen. Lob und Preis Allah, dem Herrn aller Weltbewohner, dem gnädigen Allerbarmer, der am Tage des Gerichts herrscht. Dir allein wollen wir dienen, und zu dir allein flehen wir um Beistand. Du führe uns den rechten Weg, den Weg derer, die deiner Gnade sich freuen – und nicht den Pfad jener, über die du zürnst oder die in die Irre gehen.« Diese den Koran eröffnende Sure wurde zum obersten Kurzgebet der Mohammedaner.

Fes, enganliegende und schirmlose Kopfbedeckung, zumeist aus roter Wolle, aus der Stadt Fes in Nordafrika stammend und im ganzen Orient verbreitet. Sultan Mahmud II. schrieb ihn 1832 anstatt des Turbans für die türkischen Staatsbeamten und Soldaten vor. 1926 wurde der Fes in der Türkei verboten, seit 1953 ist er auch aus Ägypten verschwunden. Arabische Bezeichnung: Tarbusch. Die früher üblichen blauen oder schwarzen Quasten bezeichneten den Rang des Fes-Trägers.

Ferman (persisch: färman = Befehl), im türkischen Sprachgebrauch der Erlaß des Sultans. Der kunstvoll verschnörkelte Namenszug des Sultans, der von besonderen Schönschreibern verfertigt wurde und der auch auf Briefmarken der Sultanszeit zu sehen ist, wird mit dem persischen Wort »Tughra« bezeichnet.

Giaur, Ungläubiger, Nichtmoslem.

Hadschi, Mekkawallfahrer (von arabisch hadsch oder haddsch mit persischer Adjektivendung -i). Jeder Mohammedaner soll mindestens einmal in seinem Leben nach Mekka pilgern; dort hat der Hadschi die Kaaba zu umschreiten, ihren schwarzen Stein zu küssen und andere religiöse Vorschriften zu erfüllen. Wenn ein christlicher Araber die Wallfahrt nach Jerusalem gemacht hat, dann nennt er sich ebenfalls Hadschi.

Hafis, einer der größten Dichter der persischen Welt (etwa 1327–1390), lehrte an einer Moscheehochschule. Die Übersetzung seines »Diwans«, der Sammlung seiner Gedichte (»Ghaselen«), regte Goethe zum »Westöstlichen Diwan« an. Friedrich Rückert, der Nachdichter des persischen Lyrikers, preist Hafis: »Hafis, wo er scheinet Übersinnliches /

Nur zu reden, redet über Sinnliches. / Oder redet er, wo über Sinnliches / Er zu reden scheint, nur Übersinnliches? / Sein Geheimnis ist übersinnlich, / Denn seine Sinnlichkeit ist übersinnlich.« – Der richtige Name des in Schiras geborenen Dichters lautete Schams ed-Din Mohammed.

Han (Chan, persisch: Haus), orientalischer Gasthof, der Reisenden mit ihren Reit- und Lasttieren Unterkunft bot. Die Hans sind meist rechteckig angelegt mit einem einzigen Tor, einem Hof in der Mitte, den Ställen für die Tiere im Untergeschoß und den Räumen für Reisende und Pilger im Obergeschoß.

Hohe Pforte, bis 1924 Hof und Palast des Sultans in der türkischen Kanzleisprache; zeitweilig auch für Regierung und Außenministerium des Osmanischen Reiches gebraucht.

Kaaba, wichtigstes Heiligtum des Islam in Mekka; ein würfelförmiges Gebäude im Hof der dortigen Moschee; Ziel der religiös vorgeschriebenen Pilgerfahrt und Orientierungsort beim Gebet. In einer Ecke der Kaaba ist der schwarze Stein (30 cm Durchmesser) eingemauert. Der Mekkapilger geht siebenmal um die Kaaba herum und küßt jedesmal den schwarzen Stein, der das eigentliche Palladium des Islam darstellt.

Kadi, bis 1922 Richter in den islamischen Ländern (persisch: Kasi), der nach dem Glaubensgesetz zu entscheiden hat.

Kaftan, aus Asien stammender langärmliger, vorn offener, langer Überrock, in der Türkei häufig mit Knöpfen geschlossen, sonst durch einen Gürtel zusammengehalten. Seit dem 17. Jahrhundert auch Bezeichnung für den mantelartigen, engen, geknöpften Überrock der orthodoxen Juden. Das türkische Wort stammt vom arabisch-ägyptischen »quftan« ab.

Kahya (Kiaja, Kjaja), Dorfvorsteher im türkischen Einflußbereich.

Kalif, Titel des Oberhauptes der islamischen Gemeinde als Stellvertreter oder Nachfolger Mohammeds. Der letzte türkische Großherr Mohammed VI. wurde 1922 als Sultan und 1924 als Kalif abgesetzt.

Kawaß (Kawwas, vom arabischen qauwas = Bogenschütze), Konsulatswächter im Orient, ursprünglich den Reihen der Janitscharen (aus Kriegsgefangenen gebildete türkische Kerntruppe) entstammend.

Kef, süßes Nichtstun, behagliche Ruhe; eigentlich ein arabisches Fragewort mit der Bedeutung »Wie?«, das bei der Erkundigung nach dem Wohlbefinden angewandt wird und als Hauptwort auch für »Wohlbefinden« gebraucht zu werden pflegt.

Kismet, von Gott gesandtes Schicksal, zugleich aber auch die Ergebenheit des Gläubigen in Gottes Wollen.

Koran, das heilige Buch des Islam.

Kosaken, einst in Südrußland und im nördlichen Kaukasus längs der asiatischen Grenzen lebende militärische Reitergemeinschaft; schon im 15. Jahrhundert bekannt.

Marabut, Bezeichnung für einen Derwisch (Mitglied einer religiösen Bruderschaft, Bettelmönch, Fakir), auch: Name einer mohammedanischen Sekte.

Osmanisches Reich, alter Name der Türkei (nach ihrem Begründer, Sultan Osman I., 1288–1326). Es bestand aus der europäischen (Rumelien) und der asiatischen (Anatolien) Türkei. Das Osmanische Reich war trotz der 1876 verkündeten Verfassung eine orientalische Despotie. Der Großherr (Sultan, Padischah) vereinigte die höchste weltliche mit der höchsten geistlichen (Kalifat) Gewalt. Die Thronfolge war in der männlichen Linie des Hauses Osman erblich. Staatsreligion war der Islam, doch durften die vom Staat anerkannten Kulte frei ausgeübt werden. In der Regierung stand dem Sultan ein Ministerrat (Diwan) zur Seite, dessen Chef den Titel Großwesir (Sadrasam) führte. Gleichen Rang besaß der Scheikhul Islam, der oberste Chef der islamischen Geistlichkeit und der Gesetzeskundigen.

Pascha, höchster türkischer Titel. Die verschiedenen Paschawürden wurden durch (bis zu drei) Roßschweife gekennzeichnet, die dem Pascha bei feierlichen Gelegenheiten vorangetragen wurden.

Pilaw, türkisches Reisgericht; das Wort stammt vom persischen »pälav« ab.

Pope, volkstümliche Bezeichnung (von griechisch »pappas« = Vater) des ostkirchlichen Priesters.

Rosenkranz (Rosarium), Gebetsschnur. Der katholische Rosenkranz (so benannt, weil die Jungfrau Maria in der katholischen Kirchen-

sprache die »Rosa Mystica« ist) trägt auf einem Faden Perlen oder Kügelchen von zweierlei Farbe und Größe, die für eine bestimmte Anzahl von Vaterunsern und Ave Marias stehen. Man unterscheidet einen kleinen und einen großen Rosenkranz. Der kleine zählt fünfmal zehn Ave Marias, die voneinander durch je ein Vaterunser und die Doxologie (»Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste«) getrennt sind. Der große Rosenkranz enthält (nach der Zahl der 150 Psalmen) fünfzehnmal zehn Ave Marias und dazwischen je ein Vaterunser und die Doxologie. Der christliche Rosenkranz ist möglicherweise aus Indien ins Abendland gekommen; die dortigen Gebetsschnüre heißen im Sanskrit »japamala« = Rosenkranz und sind in Indien ebenfalls Kultrequisiten. Die Mohammedaner bedienen sich eines Rosenkranzes (arabisch »Tesbih«) mit 99 Kügelchen, die sie im Gebet nach und nach herablassen, während sie die im Koran vorkommenden 99 Eigenschaften Allahs aussprechen.

Rosenwasser. Die Mohammedaner waren schon früh für ihre Fähigkeit berühmt, aus Rosen, Ochsenzungen, Seerosen, Levkojen, Moschusweide, Orangenblüten und Zichorien ätherische Wässer herzustellen. In der Gegend von Schiras in Persien war dieser Industriezweig einst so verbreitet, daß der Staat von den Gebäuden, in denen Rosenwasser hergestellt wurde, eine eigene Steuer erhob.

Rumelien, siehe Osmanisches Reich.

Ssalawat, Gebete, die nach den Vorschriften des Islam fünfmal täglich innerhalb genau festgelegter Zeitgrenzen zu sprechen sind. Die dafür vorgeschriebenen Stellungen und Gesten des Betenden sind von entsprechenden Worten der Anbetung begleitet, die kaum hörbar als »Stille Gebete« gesprochen werden. Beim Gemeinschaftsgebet, das meist in einer Moschee stattfindet, wird das gleiche Zeremoniell eingehalten wie beim Einzelgebet; nur muß jeder Teilnehmer darauf achten, daß er die einzelnen Handlungen, z. B. vom Stehen zum Niederwerfen, gleichzeitig mit den andern ausführt.

Schattenspiel, Ausführung volkstümlicher Szenen mit Figuren aus Papier, Leder oder Holz, deren Schatten auf einer durchscheinenden Fläche zu sehen sind. Im 12. Jahrhundert gelangte das Schattenspiel aus Ostasien (China, Java) über Indien in die islamischen Länder und nach Italien. Die Figuren wurden mit Hilfe von Hornstäbchen geführt, von denen eins als Rückgrat diente und zwei die Arme beweglich machten. Zumeist lenkte ein Rezitator die Schattenspielfiguren und begleitete

ihre rhythmischen Bewegungen mit dem Vortrag alter Legenden, Mythen oder profaner Erzählungen.

Scherif, Titel der Nachkommen Mohammeds. Der Scherif trägt als Zeichen seiner Abstammung einen grünen Turban oder ein grünes Gewand. Großscherif hieß in türkischer Zeit der Beherrscher der heiligen Stätten in Mekka und Medina.

Skipetar(en) (eigentlich: Shqiptar), Albaner, Nachkommen der Illyrer, heute über Albanien, Jugoslawien, Griechenland, Italien und die Türkei verstreut. Die Hochlandstämme sind vornehmlich Schaf- und Ziegenhirten, in den Tälern und an der Küste ist vielfach Büffelzucht anzutreffen. Blutrache, Frauenraub und -kauf sind im nördlichen Hochland noch häufig anzutreffen. Türkische Bezeichnung: Arnauten.

Sultan, eigentlich »Herrschaft«, »Macht«; seit dem 9. Jahrhundert Herrschertitel, den die Beherrscher der osmanischen Türkei um 1400 annahmen. Die osmanischen Sultane der Türkei waren seit 1517 zugleich die Kalifen der islamischen Welt und insofern die »Beherrscher aller Gläubigen«. Seit 1924 kennt der Islam die Einrichtung des Kalifats nicht mehr.

Tabak, indianisches Wort, das ursprünglich nicht das zum Rauchen, Schnupfen oder Kauen bestimmte Blatt der Tabakpflanze (Nicotiana tabacum) bezeichnete, sondern das Rohr, mit dem man den Rauch einzog. (Indianisch »tabaco« = lange Röhre.)

Tschakan, graviertes Beil mit hölzernem, oft mit Fischhaut überzogenem Schaft, zum Werfen und Hauen benutzt.

Üsküb, der türkische Ortsname für das heutige Skoplje, damals im gleichnamigen türkischen Sandschak Üsküb gelegen.

Vampir, in der türkischen, serbischen, slawischen und vereinzelt auch in der ostdeutschen Sage und im Volksaberglauben die Seele eines Verstorbenen, die Schlafenden das Blut aussaugt. Dieser Glaube wurzelt in der Vorstellung, daß der Tote einst wiederkehren wird. Das Wort Vampir stammt aus dem Balkan und soll »Dies ist kein Vogel« bedeuten.

Wali, Statthalter einer osmanischen Provinz (»Wilajet«).

Weingenuß der Mohammedaner. Die Araber in der vorislamischen Zeit

wußten aus Datteln, Honig, Weizen und Gerste eine Art Wein herzustellen. Mohammed verbot seinen Anhängern das Weintrinken, doch wurde das Verbot nicht immer eingehalten. Am Hof der Omaijaden trank man Most und Rosenzuckerscherbet, später auch Wein, und vom zweiten Omaijadenkalifen Jezid I. weiß man, daß er oft vom Wein betrunken war. Der Kalif Welid I. dieser in Damaskus residierenden Dynastie, der dem Araberreich zu seiner größten Ausdehnung verhalf und von 705 bis 715 regierte, hielt jeden zweiten Tag sein Trinkgelage.

Zwischen Edirne und Ostromdscha

In den Schluchten des Balkan – das ist das karstige Land von dem alten Adrianopel, der von Kaiser Hadrian gegründeten Stadt mit dem orientalischen Gepräge, dem heutigen Edirne, bis hin zum heute südslawischen Ostromdscha oder Strumnitza. Es ist ein vielfältig in sich gegliedertes Gebirgsland mit nur wenigen größeren Ebenen, beherrscht von Binnenklima mit warmen Sommern und kalten Wintern. Hier wachsen Eiche, Buche und Tanne, hier wechseln sich in den Tälern sommergrüne Wiesen mit trockenen Grassteppen ab, und hier haben seit der Vorzeit die Völker sich ein Stelldichein gegeben. Goten und Byzantiner, Albaner, Bulgaren und Griechen, Serben und Türken haben sich um die Despoto Planina und andere Gebirgsrücken des Balkan, des »Gebirges«, gestritten, und um die Furten der Flüsse Maritza und Struma. Die Brückenstellung zum asiatischen Kontinent hat es mit sich gebracht, daß in diesem Raum ständige Kulturüberschneidungen zwischen Europa und Asien stattgefunden haben.

Fern und fremd und im vergangenen Jahrhundert vielumstritten sind die Landstriche nördlich der Ägäis. 1872, als Kara Ben Nemsi mit seinem treuen Hadschi Halef, mit Omar und Osko und seinem edlen Pferd Rih dieses mit jener heimlichen Trauer der überreifen Fülle historischer und folkloristischer Vergangenheit getränkte Land bereiste, waren die Türken noch immer die Herren. Vom Marmarameer bis zum Adriatisches Meer, von Konstantinopel bis nach Durazzo und Skutari erstreckte sich das europäische Gebiet des osmanischen Großherrn. Mazedonien, der Epirus und Albanien sowie das Gebiet um Skoplje oder Üsküb – das alles war türkisch und in Jahrhunderten geprägt vom Lebensstil der Türken und Weltgefühl der Moslems. Christen aller Konfessionen und Anhänger des Propheten lebten beisammen und schufen zwischen ragenden Bergen und prangenden Landschaften jenes unverwechselbare balkanische Kulturbild, das die Frucht einer wechselvollen Geschichte von streitenden, blühenden und wieder verfallenen Reichen und Kantonen ist.

Von dieser Fülle wird in diesem Band nur wenig lebendig. Die Handlung steht diesmal im Vordergrund; fast verschleiert sie das alte balkanische Leben, und zumeist immer dort, wo es die schwellendsten Formen treibt und die üppigsten Feste feiert. Wir erfahren von der Siedlungsweise der Bulgaren und ihrem von patriarchalischem Geist getragenen Leben, von Tracht und Glauben bzw. Aberglauben, wir hören von Skipetaren oder Arnauten, den Nachkommen der alten Illyrer, und wir vernehmen vor allem vom Leben der europäischen Tür-

ken. In der spannungsreichen Handlung löst sich dieses bunte, reichgegliederte Völkerbild aus seiner Erstarrung. Aber eins wird in diesem Band erneut besonders deutlich: des Dichters Glaube an das Geistig-Sittliche im Menschen.
Nicht umsonst zitiert er Hafis, den persischen Sänger des Frühlings, der Schönheit, des Weines und der Liebe, der im vierzehnten Jahrhundert in Schiras lebte und als Anreger über Goethes »Westöstlichem Diwan«, diesem Zyklus des Trostes, der Weisheit und des Glaubens steht. Goethe wußte, daß Frühling, Freundschaft und Liebe den Dichter allezeit zu ihrem Lob anrufen. Die Erkenntnis, daß die Liebe eine humanitäre Kraft in sich begreift und als Brücke vom Menschlichen zum Göttlichen dienen kann, förderte Goethes Beschäftigung mit Hafis und den persischen Dichtern, denen die Liebe als Inbegriff schaffender Kräfte erscheint, und ließen ihn schließlich durch den Osten eine Wiedergeburt und eine Erlösung erleben. Karl May war hier zwar rationaler, aber auch er will wie der große Dichter nur als Reisender angesehen werden, »dem es zum Lobe gereicht, wenn er sich der fremden Lebensart mit Neigung bequemt, deren Sprachgebrauch sich anzueignen trachtet, Gesinnungen zu teilen, Sitten anzunehmen versteht«. Und er kann uns die tröstliche Gewißheit geben, daß es trotz aller Verhaftungen an Zeit und Ort einen Austausch gibt zwischen dem Orient und dem Okzident – wie es Goethe selbst in späteren Jahren im Hinblick auf den Diwan ausgesprochen hat:

Sinnig zwischen beiden Welten
Sich zu wiegen, laß ich gelten;
Also zwischen Ost und Westen
Sich bewegen, sei's zum Besten!

Man könnte diesen vierten Band der Orientreihe mit einem orientalischen Teppich vergleichen, mit diesem gewirkten Geheimnis, dessen leuchtender Pracht sich nur wenige entziehen können. Aber der Balkan ist nicht nur dem Orient verhaftet, er ist auch christliches, vornehmlich orthodoxes Land, unter ostkirchlicher Jurisdiktion. Die orthodoxe Kirche (vollständiger Titel: Die orthodoxe, katholische und apostolische Kirche des Morgenlandes) ist seit 1054 von der abendländischen Kirche getrennt; sie empfindet sich als die von Christus gestiftete Gemeinschaft von Menschen, die untereinander durch den Glauben, die Sakramente, das göttliche Gesetz und die Hierarchie verbunden sind. Man kann diese Kirche auch die Versammlung derjenigen nennen, die durch die Taufe den christlichen Glauben angenommen haben und ihn gemäß der Lehre des Evangeliums und der Kirche rechtgläubig, d. h. orthodox, bewahren. Von der katholischen Kirche unterscheidet

sich die orthodoxe Kirche hauptsächlich durch den dogmatischen Streitpunkt über das Filioque im Glaubensbekenntnis (Filioque, lateinisch = und vom Sohne, ein Zusatz der abendländischen Kirche zum alten Glaubensbekenntnis, der besagt, daß der Heilige Geist vom Vater und vom Sohne ausgeht). Die orthodoxe Kirche lehnt ferner die Lehre vom Ablaß ab sowie den Primat des Papstes und das Dogma der Unfehlbarkeit.

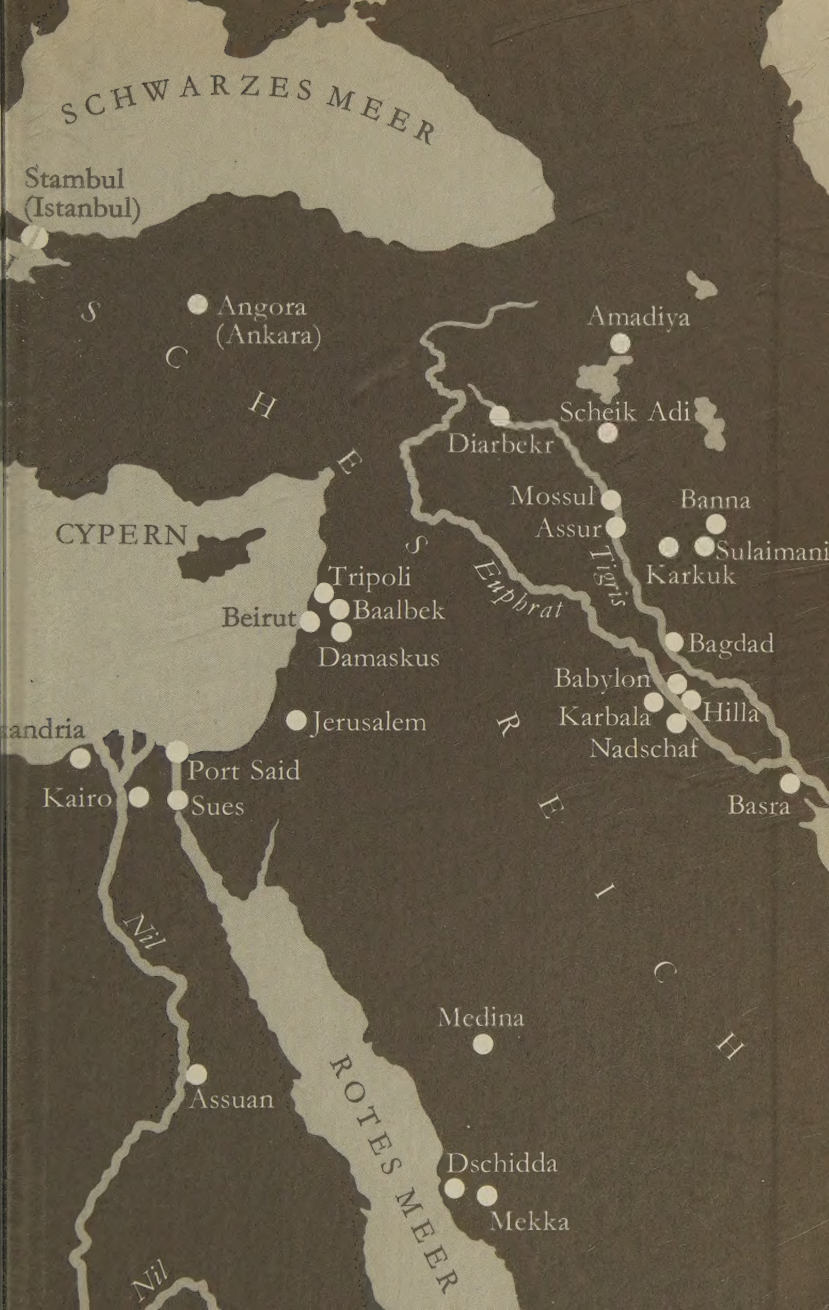
Bei den Orthodoxen nehmen unter den Bischöfen die Patriarchen den höchsten Rang ein, sind aber untereinander gleich. Dem Patriarchen von Konstantinopel wird ein Ehrenvorrang eingeräumt. Charakteristisch für diese Ostkirche ist die von alters her überaus reiche und feierliche Liturgie, in der durch Handlungen, Gesänge und Gebete das Kommen Christi zu den Menschen, sein Wirken unter ihnen, sein Sterben für sie und seine Auferstehung sinnbildlich dargestellt wird. Die Pfarrer sind verheiratet, die auf Lebenszeit berufenen Bischöfe leben wie die Mönche ehelos. Die Kirchen sind zumeist im byzantinischen Kuppelstil errichtet, der Altarraum ist gegen das Kirchenschiff durch die Ikonostas, eine mit drei Pforten versehene, mit Bildern geschmückte Wand, abgeschlossen. Diese Kultbilder heißen Ikonen; sie sind meist auf Holz gemalt, auch aus Metall gebildet, und stellen Christus, Maria, die Heiligen oder auch heilige Ereignisse dar.

Die Details dieses Bandes zeugen wiederum für die Akribie und Belesenheit Karl Mays. Eine Fülle von Büchern wird er gelesen haben, ehe er sich zur Niederschrift an seinen Schreibtisch setzte, und von diesen Titeln sind die folgenden noch immer lesenswert: Charles Didier, Ein Aufenthalt bei dem Groß-Scherif von Mekka (1862), Johann Georg Fässler, Des Sergeanten Johann Georg Fässler vom Oberuzwyl Militär-Schicksale und Reise nach Griechenland, Ägypten und dem Gelobten Lande (1840), C. W. Wutzer, Reise in den Orient Europas und einen Teil Westasiens (1860), und Chr. Molbech u. a., Das Türkische Reich in historisch-statistischen Schilderungen (1854).

Inhalt

1	Auf Verfolgungsjagd	5
2	Schimin, der Schmied	36
3	Hadschi Ali, der Buchhändler	74
4	Der Bojadsch Boschak	107
5	Saban, der Bettler	126
6	Verlobung und Kanonenkugeln	169
7	Madi Arnaud	207
8	Krach im Taubenschlag	239
9	Der Vampir	278
10	Der Handschi Ibarek	306
11	Der faule Polizist	337
12	Ein seltsamer Heiliger	369
13	Der Kodscha baschi	401
	Anmerkungen	433
	Zwischen Edirne und Ostromdscha	441

ADRIATISCHES MEER
O S M A N
KORSIKA
SARDINIEN
SIZILIEN
Tunis
Tripolis
chott
Al-Dscherid
MITTELMEER
KRETA
Athen
Skutari
Saloniki
Ostromdscha
Melnik
Üsküb
Sofia
Dschnibaschl
Edirn
Kufra-Oasen
A F R I K A


SCHWARZES MEER
Stambul
(Istanbul)
Angora
(Ankara)
S
C
H
E
CYPERN
Amadiya
Scheik Adi
Diarbekr
Mossul
Banna
Assur
Sulaimani
Karkuk
Tigris
Euphrat
Tripoli
Beirut
Baalbek
Damaskus
Bagdad
Babylon
Hilla
Karbala
Nadschaf
Jerusalem
R
E
I
C
H
Port Said
Kairo
Sues
Basra
Nil
Medina
Assuan
ROTES MEER
Dschidda
Mekka
Nil